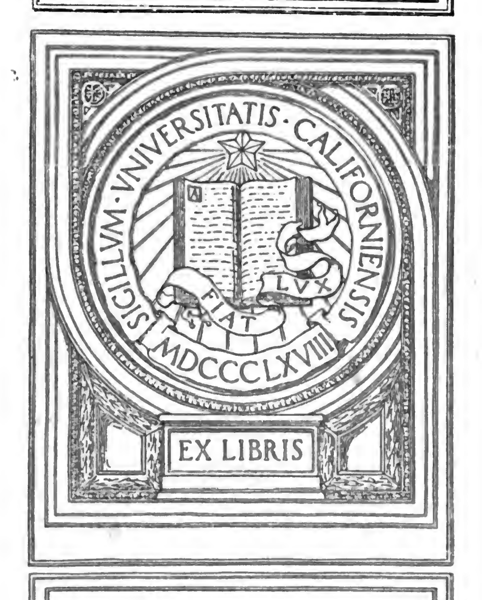
Die Gute Schule

Hermann Bahr


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Die gute Schule.

Romane und Novellen
von
Hermann Bahr.



Die gute Schule.

Seelenstände.



S. Fischer, Verlag.
Berlin 1890.

Hermann Bahr.



Die gute Schule.

Seelenstände.

S'empoisonner, parfois, rend sage.
Jean Richepin.



S. Fischer, Verlag.
Berlin 1890.

A ta chair
qui me l'a donné
je rends ce livre de souffrance.

PARIS, 15. Mars 1890.

Langsam, ganz langsam schlenderte er. Oft stockte er, gaffend. Oder er bog auch links, rechts, nach einem Schaufenster, zu einer Drehorgel, hinter einer Dirne.

Er schritt nach dem Thore des Gartens. Dann aber, statt ins Gewühl zu tauchen, wich er zurück und ging den Boulevard weiter. Und noch einmal kehrte er sich nach dem Garten.

Aber wieder, vor dem Thore, hielt er an, sah hinauf und hinunter, lange. Der Tag, der wich, ließ seinen blauen Mantel nur zurück, den unten am Saume silberner Nebel stickte; und die Laternen flimmerten, zwei lange Reihen, wie große Knöpfe aus Messing. Da schaute er hinein, wie sich die Nacht formte.

Und wieder auf die andere Seite hinüber, nach dem großen Magazin, vor dem Panthéon. Da hingen, wie blutige Sonnen, zwei Ketten rother Schirme aufgespannt, scharlachen, mit dottergelben Erbsen getupft, und rothe Taschentücher lagen aus und unter den Schichten purpurner Gewänder schmachtete ein einziges sehr grünes, von einem inbrünstigen, sehnsüchtigen Grün. Der reine Rochegrosse, sagte er; es gefiel ihm.

Er musterte es sehr lange. Er näherte sich und entfernte sich, die Wirkungen zu vergleichen. Aber nein.

Er stöberte unter den Büchern, gleich daneben, wühlte herum, griff eins heraus, las eine Seite, blätterte, warf's

weg. Er bog um die Ecke zurück, wieder den Boulevard zu verfolgen. Hinab, gegen das Wasser.

Er schritt sehr langsam, als wäre ihm leid um jeden Tritt. Ersichtlich hätte er gern erfahren, wohin er eigentlich ging. Er suchte eine Bestimmung.

An der Ecke, indem er seine kleine Holzpfeife ausklopfte und wieder stopfte, nachdem er sie umständlich gereinigt und den Zug erprobt hatte, wartete er, ob sich nicht was Vergnügliches ereignen wollte; wenigstens eine Prügelei. Wenn sie von dieser Revolution schon so viel Aufhebens machten, hätte sich's wohl gebührt, von staatswegen dergleichen aufzuführen. Das bischen Beleuchtung — pah! Daraus machte er sich nicht viel.

Er ermüdete und, wie das Gewühl wuchs, wurde er ungeduldig. Und dann ärgerte er sich, so verdrossen zu sein und sich selber wieder die Freude zu vergällen. Und dann ärgerte er sich der dummen Laune, überhaupt das Atelier verlassen zu haben. Er wollte zurück. Aber da er nun einmal da war, war es am Ende doch eigentlich gescheiter .... so schwankte sein Wille, so schwankte sein Weg.

Vor dem Brunnen, auf dem Platze des heiligen Michaël, starrte er aufs schwere, schwarze Wasser, das ächzend schwoll. Er war sehr mißmuthig und in kurzen, hastigen, abgerissenen, spitzigen und schrillen Pfiffen zerhackte er seinen Verdruß, unwirsch vor sich hin. Er wußte es, daß er unnütz und in Aerger seine Zeit verthat, wenn er nicht heimkehrte; aber wenn er heimkehrte, dann war ihm sicher erst recht der ganze Abend verdorben. Er kannte sich, es war ja nicht das erste Mal. Und er war sich wieder sehr zuwider.

Schon entflammte sich das Fest, dieses erste in der großen Kirmeß aller Völker, die den anderen Tag begann. Singen und Jauchzen war überall, aus Stolz und Freude. Jungen, unter vielem Geschrei, manche in Masken, brannten Magnesiumfäden, deren weiße Streifen grell auflohten, in den langen Alleen gelber Lampen.

In ihm wuchs die Trauer mit dem Jubel um ihn; das Licht that ihm wehe, weil seine Seele finster blieb. Paare schmiegten sich, lachten, küßten; er sah es neidisch. Aber dann raffte er sich zur Verachtung des gemeinen Glückes auf, das nur den Dummen und Gewöhnlichen sich gewährt. Dieses weckte seinen Stolz und durch einige Beispiele aus der Kunstgeschichte, mit denen er sich verglich, beruhigte er sich. Es befriedigte ihn, daß kein Künstler jemals Zufriedenheit findet.

Aber es dauerte nicht lange. Er ging wieder zurück, wieder hinauf, einem Mädchen nach. Sie gefiel ihm und da, auf einmal, fuhr es durch ihn, daß er eine Mätresse haben müsse.

Eine Mätresse, ja, wie die anderen, gegen die Einsamkeit. Bescheiden, billig, gar nichts Besonderes, nur daß er nicht mehr mit sich allein wäre. Nur daß sie ihm die schwarzen Schmetterlinge wegfinge, die schwarzen Schmetterlinge seiner Grillen und Launen.

Da war er immer allein und stöberte sich nur immer im Gehirne und, natürlich, da staubte und moderte es dann aus allen Löchern und Winkeln. Da sann er nur immer und sann, über Kunst und Leben, und je länger er dachte, desto weniger wußte er am Ende und alle Pläne verwirrten sich zuletzt und in nichts mehr that er sich genug. Eine Mätresse — das

Hamletische im Künstler verlangt eine Mätresse, unbedingt.

Er ließ das Mädchen aber wieder, an der Ecke des Germain, weil sie zu eilig in der Freundschaft war. Nein, das liebte er nicht; er wollte werben und erobern, nach bezwungenen Gefahren. Und überhaupt: eine kleine Mätresse that es nicht; eine große Leidenschaft war's, was er brauchte.

Ja, eine große Leidenschaft fehlte ihm — das war es, wie er sich auch mit allerhand Plänen darum herumreden mochte. Eine große Leidenschaft, die seiner Seele einen „Schups" gäbe und das Geheimniß aufrüttelte, das sie so krampfhaft umklammerte — seine alte, ewige Sehnsucht. Das Gewöhnliche erstickte ihn; er brauchte ein Besonderes, würdig seiner besonderen Natur, ein Ereigniß, ja — nicht eine Mätresse, eine Leidenschaft fehlte ihm.

Die Stöße und Schauer einer Leidenschaft, wild und ungestüm, sagte er vor sich hin, zwei Mal, mit einer großen, weiten, runden Geberde, indem er die Pfeife hinaus schwang; und er fühlte, wie ihm die bloße Vorstellung schon das Blut aufwallte und die Seele erweckte, einen Frühling von blühenden Gefühlen. Ja, dieses: durch fremde Gewalt und Erschütterung von außen die Trägheit und den Bann von der Seele zu schütteln, in welchen es schlief, das unsägliche, drinnen, unten, tief, am Grunde — er fühlte es ja so laut, so stürmisch, wie es rauschte und schwoll, hämmerte und pochte, wuchs und rang. Ja, dieses: so einmal vom Glücke aus der Verzauberung befreit, den versunkenen Schatz zu heben, das blieb, in Traum und Wachen, seine unvergängliche Begierde.

Er war nun aber wieder, das zweite Mal, auf dem Platze von Sankt Michael, vor dem großen Brunnen, dessen lustige Sprünge plätscherten. Und immer noch wußte er sich nichts mit diesem verunglückten Abend, keine Spur. Sicherlich, diese öde Wanderung, immer nur hinauf und hinab, von der Brücke bis zum Garten, vom Garten wieder nach der Brücke, zwischen Gaffern und Schwätzern, deren Fülle schwoll — nein, sicherlich, darin konnte er nicht verharren.

An Theater war nicht zu denken; unmöglich, ohne sich eine Stunde lang anzustellen. Die Freunde — ja, das juckte heute alles mit seinen Mätressen herum, zur höheren Ehre von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Also wieder in den Divan Japonais, zum hundertsten Male, um zum hundertsten Male der kleinen Rose Pompon zu klatschen, mit dem schiefen Maul und den verkehrt eingehängten Beinen, und zum hundertsten Male die lahmen Späße des dicken Dondinnet zu dulden, der dort Paulus war?

Heimkehren, heimkehren. Immer die nämliche Geschichte, jedes Fest, gerade weil man um jeden Preis sich vergnügen sollte, vorsätzlich, von vorn herein. Für die Schneider mochte das angehen; mit diesem grimmig zerknirschten Schimpfe meinte er die anderen alle, außer den Malern.

Heimkehren, heimkehren — ja, wer es konnte! Aber dann hätte er sich nicht erst in die Schwärme der Dummköpfe geflüchtet, überhaupt nicht, von allem Anfang an. Zurück in die Folterkammer, die Marter wieder von vorn zu beginnen, noch einmal — lieber gleich ins Wasser!

Ja, langweilig, hier — zum Sterben, gewiß. Immerhin! Aber dort, das war ja der Wahnsinn, vor jenem entsetzlichen Fetzen, Wahnsinn und Verzweiflung, ohne Erbarmen.

Nun hatte er doch einen schmalen Sessel erobert, vor dem Café Soufflet, mitten im Geheul, zu einer beschaulichen, nachdenklichen Chartreuse. Da wartete er. Er wußte nicht, was er erwartete, nur daß er nicht heimkonnte, bevor es nicht gekommen — nein, niemals!

Und wie würde es dann mit dem Großen erst werden, wenn er von Diesem schon solche Qual litt, von diesem elenden Quark, der doch kaum noch eine erste Annäherung war und nur erst, in behutsamer Botschaft, verkündigen, melden und vorbereiten sollte, zur Erziehung der leicht scheuen Menge, vorbereiten auf jenen gewaltigen Traum, auf „das Bild", wie er es hieß, mit einem besonderen heißen Ton, in welchen er mit vollen Backen alle Hoffnung und allen Glauben blies? Er erschauerte.

Ach, der schöne Wahn des ersten jungen Wagemuthes! Der schöne, freudige Wahn, sich in rüstigen Märschen zu nähern, von Vorwerk zu Vorwerk, unaufhaltsam an die Wälle, von Sieg zu Sieg bis in das letzte Reduit der großen Kunst! Und an jedem neuen Triumph gewänne er neues Vertrauen, und an dem Ruhme, dem Stolze wüchse ihm die Kraft — die neue Himmelfahrt, mit Posaunen und Pauken, in Engelschören, mitten in die Sternenglorie hinein! Ja freilich.

Es war eine einzige ewige Fopperei, an der Nase im Kreise herum, von Enttäuschung zu Enttäuschung. Freilich, wenn er begann, jedes Mal, nach der ersten

Erscheinung des Neuen im jauchzenden Gemüthe — aber die Hoffnung hielt niemals, und verächtlich verwarf er das kaum Fertige immer, unwürdig und mißrathen. Es waren ja manchmal „ganz schöne Sachen darin", und neben den Werken der anderen — ja, aber nur an der eigenen Begierde durfte er's nicht messen, nicht an der eigenen Hoffnung prüfen.

Und an jedes Neue, tausend Mal enttäuscht, ging er mit kühnerem Muthe immer, aus heißerem Rausche, und von jedem Neuen kam ihm nur immer wildere Qual, nach tieferem Sturze. Je näher ihm der Geist gerieth, desto weiter entfernte sich ihm das Werk von jenem Ziele, und indem Kennen und Können ihm wuchsen, schwand, so schien's, alles Vermögen. Er begriff's nicht, wußte keinen Rath.

Jetzt malte er Geringes und Rasches nur noch, das im ersten Taumel gerathen mochte, bevor das Fieber wieder verrauchte, damit es ihm nur den Glauben wenigstens versichere, den Glauben an die eigene Kraft, der wankte, und die Zweifel erwürge, die ihm die Seele fraßen. Jetzt malte er nicht mehr Salambo mit der Schlange, von Negerinnen im Bade bedient, mit der Sicht, zwischen korinthischen Säulen hinaus, auf das weiß besonnte Carthago; noch im Blute der Albigenser den wilden Simon von Montfort, dampfend, verzerrt, glasiger Augen, schnaubend vor Mordlust und lechzend nach Rache, in den aufgewühlten Eingeweiden sich zu sättigen; noch die ewigen Toreadoren, in ungeheuren Arenen, Pikadoren, Banderilleronen und Espaden zugleich, in phantastischen Scenen, gegen zwanzig Stiere auf einmal, in erster Wildheit und schon Verblutete und

wie der Degen gerade aus der Muleta blitzt. Jetzt malte er nur noch, in engem Rahmen, bescheidene Farbenprobleme, ganz einfache und schülerhafte: Die Sonne über die hohe Wiese, welche der Wind bauscht, oder femmes de brasserie, zwei Brüste im gelben, qualmigen Lichte, und den flackernden Schatten dahinter auf der schmierigen Wand, im Dampfe der Cigaretten.

So im Kleinen und Geringen suchte er jetzt Größe und Gewalt. Es ließ sich schon machen, wenn man sich nur verstand, und „seine Idee", diese Erlösung der ganzen Kunst, brauchte nicht erst verwegener, spanischer Flächen. Im kleinsten van Beers konnte sie sich entfalten, freudig und stolz, und blühte hell und fruchtete reich, wenn nämlich nur der rechte Gärtner drüber kam.

Da zerbröckelte ihm mählig das Weh, wie nur so sein schweifender und wankender Gedanke endlich wieder an seinen Liebling gelangte, mit dem süß schmeichlerisch zu kosen und zu tändeln oft seine Wollust und immer sein Trost war, in guten und in bösen Stunden, und indem er sich noch eine zweite Chartreuse vergönnte, deren suggestiver Gunst er gerne vertraute, tauchte er unter in Traum, badete sich in Wunsch und, das farbige Gewühl von seidenen Hüten, sammtenen Baretten und bunten Kapotten versunken, sah er im weißen Rauche nichts mehr, als rur noch in das rosige Gold seiner bräutlichen Hoffnung.

Was lag denn daran, wenn es auch zehn Mal, zwanzig, hundert Mal seiner Werbung entwischte? Nur zu — endlich bezwang er das Spröde doch. Solcher Drang in der Seele war kein Betrug und nimmermehr log so freudige Zuversicht des Gefühls.

Und es war ja so simpel, so lächerlich simpel, wie immer das Große, und wer es nur einmal hörte, der wunderte sich, daß man es erst zu sagen brauchte, und es klang ihm lange vertraut. So simpel, so einfältig einfach und darum gerade so unwiderstehlich. Wenn er es ihnen darlegte, den Bummlern von Montmartre, oben in der Citadelle der Kultur, beim schwarzen Kater, hinten in der letzten Stube, wo sich der hohe Rath der Moderne versammelt — ja, da gafften sie wohl verdutzt und manchem Schwätzer verschlug's die Rede vor diesem unerbittlichen und überwältigenden Einmaleins, aber Einspruch oder Entgegnung, nein, hatte noch keiner erwidert, wie viele auch kampflustiger Helden waren.

Nein, es gab nicht Widerspruch, auf keine Weise, noch Widerstand wider seine Wahrheit. Eins, zwei, unterjochte sie Jeden. Eins, Naturalismus — das pfiffen schon die Spatzen als das große Gebot; aber, zwei, kam denn nicht, wie der Geschmack auch wechselte und neue Forderungen formte, kam denn Malerei nicht immer noch vom Malen, Farbe ewig vor allem Anderen?

Also, das war sein kolumbisches Ei. Farbe, schrieen sie hier und mißhandelten die Begierde der Wahrheit; Wahrheit, schrieen sie dort und mißhandelten die Begierde der Farbe. Farbe und Wahrheit, beides, antwortete er beiden.

Nämlich, er nannte es „decorative Musik aus naturalistischen Tönen". Daß das Ganze sänge, farbige Hymnen und brausende Symphonien in die Augen gösse, das forderte er mit den Coloristen. Aber ein doppeltes Leben lebten diese Klänge, lebendig auch außer dem Rhythmus, weil jeder einzelne aus der wirklichen Welt geholt und im Natürlichen vollzogen sein sollte.

In der Rede, natürlich, verwirrte sich das; im Pinsel war erst sein Beweis. Sagen ließ es sich schwer: er mußte es ihnen zeigen. Alle Fingerspitzen prickelten ihm ja davon.

So dieses, seine Qual jetzt. Wenn das große Unglück nicht gekommen war — aber endlich der Theorie that das nichts, sie blieb daran begreiflich. Es war der Lyrismus des Rothen. Seine ganze Seele gab darin das Roth, alle seine Gefühle, seine Absichten, seine Wünsche, in klagenden und hoffenden Sonetten; und überhaupt eine völlige Biographie des Rothen, was in ihm geschah und nur überhaupt mit ihm geschehen konnte — ja, oder eine Psychologie des Rothen, so mochte man's heißen. Es war ein kräftiges, männliches und thätiges Roth, das seinen Stolz mit Maß und Würde feierlich entfaltete; aber er führte es zurück bis in das schmachtende Geheimniß der ersten Sehnsucht und er steigerte es bis zur Brunst und zum Haß — durch alle Schicksale und in alle Leidenschaften trieb er es, hastig und unstät.

Aber im Wirklichen, in den schlichten Tönen des täglichen Lebens vollzog sich dies hohe Lied des Rothen, statt in den Hyperbeln der Coloristen. Es war ein großer wohlgesottener Hummer, in welchem er die Herrschsucht und Gewaltthat des Rothen verleibte, sein Schmachten an einem Lachs daneben, und das Schelmische und den Frohsinn an vielen Radieschen in heiteren Wechseln. Aber die große, letzte Beichte seiner ganzen Seele hing in einem schwerbauschigen, purpurnen Teppich vom Tische, den Sonne streifte, schmal, aber von desto feurigerer Gluth.

Ach, wenn er sich erinnerte, wenn er sich der brausenden Herrlichkeit erinnerte, in der es ihm zuerst erschienen, ein glorreiches Erlösungswunder ohne Gleichen!

Immer die nämliche Comödie, alle Mal: erst Gnade und Rausch in Fülle, kaum faßlich und über die Kraft, und dann die Zweifel und die Reue und die Angst, und endlich die grimmen Schrecken der Verzweiflung, aufwühlerisch bis in die Eingeweide und blutdürstig ohne Erbarmen. Immer die ewig gleiche Comödie, ohne Wechsel. Und immer noch ließ er sich wieder äffen, hundertmal betrogen, hundertmal enttäuscht, hundertmal verhöhnt. Immer bethörte ihn wieder der Wahn, daß es dieses Mal endlich wirklich gekommen, das Selige, über den Gläubigen, seine Treue zu lohnen, und daß es dieses Mal die Wahrheit sei. Und immer wieder verrauschte das holde Fieber wie ein rascher Traum und war niemals zu halten.

Und nun war noch das große Unglück geschehen, ganz nahe schon am Heil, dieses furchtbare Unglück!

Nein, er konnte nicht heim, so konnte er nicht heim, bevor er keinen Trost gefunden. Lieber irren und schweifen die ganze Nacht, über die Brücken, durch die Straßen wie ein landflüchtiger Bettler, lieber durch Noth, Hunger und Schande, Alles, Alles — nur nicht heim! Nur nicht zurück in die wahnsinnige Folter! Und er klammerte sich an den kleinen, runden Marmor, mit beiden Fäusten, wie zur Wehre gegen einen tödtlichen Feind und blickte wild. Und er entschied sich für eine dritte Chartreuse.

Sicher, dieses Mal wär' es geglückt: so handgreiflich und lebendig, bis in die zarteste Ader, hatte er ja noch

Keines geschaut, kein Anderes jemals mit so deutlicher Gewißheit. Es war ja da, fertig und reif, und nur zu heben brauchte er es aus der Tiefe und mit gehorsamem Stifte nur die Züge nachzufahren, die festen unabänderlichen Züge in seiner Seele. Aber da war das große Unglück gekommen, das schurkisch verlarvte Unglück.

Heimtückisch war es herangekrochen, über den Arglosen. Salon, jour du vernissage — er hatte ein Bild dort, einen finsteren Kohlenschipper, lebensgroß, derb, trotzig, mit den Runzeln der Noth und den Muskeln des Hasses, wie er gerade ein Butterbrot frühstückte, niedergekauert auf seinem Karren; gleich links im zweiten Saale neben der hellen Ziege der Elisabeth Gardener. Er hielt selbst nichts davon und spottete: Sudelei, für die Mäcene und Philister — was er den „dummen Bourgeois" hieß; weil man doch endlich leben will. Ueberhaupt nur vieux jeu in der ganzen Bude, für die Schafsköpfe und Millionäre. Und so flüchteten sie sich nach raschem Hohn und wie nur Jeder sein Bild aufgesucht und betrachtet hatte, zu Ledoyer hinüber, frühstücken, an einem sehr langen, gegen muthigen Durst wohlgerüsteten Tische, mit entsetzlichem Lärm, damit die academischen Zöpfe daneben es merkten, daß da die Zukunft war.

Und da, ja da, in diesem fröhlichen, hellen, luftigen Bretterschlag, da traf ihn der Fluch, hinterrücks, aus einem vortrefflichen, saftigen und sanften Lachs, dem man keine Tücke ansehen konnte, wie er so, mit rosigem Schimmer, in der üppigen Kräutersauce sich wiegte. Aber diese Sauce gerade, diese grüne Kräutersauce, der Stolz des Koches — ja, die war es gewesen. Die hatte ihn geschlagen.

Aehnliches hatte er nie gesehen, niemals zuvor, so lange er sich erinnerte, ein milderes und süßeres Grün, so schmachtend und so freudig zugleich, daß man gleich singen und jauchzen mochte. Das ganze Rokoko war darin, nur noch in einer viel gütigeren, sehnsüchtigeren Note. Es mußte auf sein Bild.

Es mußte auf sein Bild, gleich, heute noch, noch in dieser nämlichen Stunde — er zitterte athemlos, in kaltem Schweiß, daß ihm nicht Einer zuvor käme. Kein Freund begriff seine Hast, sein Fieber, seinen Taumel. Die Rede verschlug's ihm, er stotterte nur und schnaubte — die ganze Welt hätte er umarmen mögen, ohne diese jagende Angst, daß sie es merken könnten, die blinden Thoren. Und so, im hellen Wahnsinn, stürzte er fort. Und so, jauchzend, fuchtelnd, weinend, stürmte er heim.

Der junge Frühling wetterte gerade im ersten Donner und die Wolken brachen sich in wilde Wogen; einsam waren alle Straßen und kein Wagen fand sich. Er achtete es nicht und rannte. Regen schlug ihn und es peitschte ihn der Sturm mit nassen Hieben. Er rannte nur und rannte. Bis an die Kniee watete er im Schlamm und den Hut raubte ihm ein heulender Stoß. Er achtete es nicht und rannte und rannte. Manchmal, indem er einen Augenblick Athem schöpfte, schrie er laut auf, grell und schrill, weil die unbändige Lust nicht mehr zu halten war. Und er klatschte und tanzte und drehte sich im Kreise, wie ein besessener Derwisch. Und dann wieder, eilig und blind, rannte er und rannte.

Ach, wenn er sich erinnerte! Er sah nichts als dieses Grün, nur dieses neue Grün, und er hörte es in

jauchzenden Weisen und er fühlte sein lindes, sammtenes, schmeichlerisches Fleisch. Und von diesem Grün, wie von einem göttlichen Wunder, strahlte in üppigem Segen die neue Kunst und wandelte über die Erde in begeisterten Propheten und warb Priester dieser neuen, schöneren Religion, und alle die seligen Völker wallten zu dem gebenedeiten Stifter, mit Weihrauch und Gebet, und Messen dampften ihm überall auf der Erde, Messen von ewigem Ruhm und Preis, und unsäglicher Jubel und dankbare Wonne und unerschöpfliche Bewunderung umringten ihn — und er rannte und rannte, durch das krumme Gewinkel des lateinischen Viertels, immer hastiger und wilder, daß er es nur nicht versäume, in stürmischen Sprüngen, bis er athemlos, röchelnd, ohne Sinne zusammenbrach, für todt, auf dem Boulevard Arago, vor seiner Werkstatt.

Ah, wenn er sich erinnerte, dieser Seligkeit ohne Gleichen, dieser jauchzenden, taumelnden Wollust ohne Beispiel! Noch siedete ihm das Blut und alle Nerven wirbelten sich zum Tanz, wenn er blos daran dachte. Er hätte gleich wieder laufen mögen wie damals; es ließ ihn nicht sitzen. Er wanderte wieder, den nämlichen Weg wie zuvor. Er wußte nicht, wohin, wozu, fragte nicht, träumte nur, träumte von jenem Glücke.

Drei Tage hatte das Glück gehalten, drei rasche Tage, und alle Jahre seines anderen Lebens hätte er dafür geben wollen, alle Jahre, sogleich. Drei Tage, im Fieber, vom ersten Morgen, wenn's kaum graute, bis in den letzten Abend, wann ihm endlich die Nacht die Bürste aus der Hand schlug, ohne Rast, keinen Augenblick, nicht einmal für Trank oder Speise, nur

an der Staffel, bis es verwandelt war, das alte Bild, nach dem neuen Gedanken, und seiner Hoffnung glich, Thron und Altar jenem Grün. Welche Tage!

Am ersten hatte er das Grün unterjocht und, da er sank, gehorchte es, in friedlichem Glanze, seinem Dienste. Ah, unvergeßlich, unvergeßlich, ewig! Er konnte nicht scheiden, nicht ruhen, sich nicht sättigen. Alle Lichter zündete er an, was er an Stümpfen nur auftreiben und ausleihen konnte, umkreiste mit ihnen feierlich das Bild, daß es unter vollen Strahlen war, und rückte das Feldbett gegenüber, es unermüdlich mit zärtlicher Andacht zu betrachten. Und er sann und sann, indem er schaute und schaute, die ganze Nacht. Und es wälzten sich seine Gedanken und seine Hoffnungen rollten, immer verwegener und kühner. Und es war eine große Freude und viel Vertrauen in ihm, daß er gleich sich hätte aufschwingen und fortfliegen mögen, über die Wolken, zur Sonne. Und er fühlte eine seltsame Kraft, der nicht zu widerstehen war, und alles Leibliche schien von ihm gestreift und er wunderte sich nur, daß die Engel noch nicht kamen, mit rosigen Schwingen und ganz feine, hellgrüne Tupfen am Ansatze, um mit Hosiannah und Kuß seine Himmelfahrt zu grüßen.

Er entkleidete sich nicht; er wich nicht; er schaute nur und schaute. Es war ihm namenlos gut und als ob er keiner Nahrung und nichts mehr bedürfe, wenn er nur so schauen könnte, ewig, ohne Ende. Es zitterten ihm die Finger und er erschrak, seine Augen im Spiegel zu sehen, so unheimlich glänzten sie, groß und tief, von einem schwarzen Feuer.

Als die Nacht schon sich wendete, hatte er einen

eiligen Traum. Es schritt eine helle Fee und warf Sterne auf sein Bild. Da erblühten Rosen in dem Grün und bläuliche Lichte vermischten sich, eine himmlische Wonne, und ein Schauer ging über die Wand, daß alle Farben sich verwandelten, noch tiefer leuchteten und noch heller sangen. Und er stürmte auf, nach dem Pinsel, diesen Wechsel des Grüns zu erhaschen, und den anderen Abend, nach zwölfstündiger Lust, da, er begriff's noch kaum und wollte es kaum glauben, da, wirklich, ja, war's fertig.

Es war fertig. Ah, höhnische Spiegelfechterei der Hölle!

Es war fertig. Wie er damals fortgegangen war, den Boulevard entlang, durch den lachenden und jubelnden Frühling, wie ein König stolz, der zu Triumph zieht, selig wie ein Pilger, der von der heiligen Gnade mitbringt — und niemals waren die jungen Blüthen so helle gewesen und niemals alle Mädchen so lieblich und küssig und zu den müden Arbeitern, die von der Fabrik kamen, hätte er reden mögen, trostreich, daß jetzt alle Noth ein Ende hätte und die Hütten feiern sollten, und von den höchsten Thürmen hätte er es verkündigen mögen, daß es fertig war, fertig, fertig, so unfaßlich es war, wirklich fertig!

Er stellte es sich ganz deutlich vor, ganz langsam, wie es gekommen war, in allen Theilen, eines nach dem anderen, damit er jedes einzelne für sich genieße und sich ganz mit seinem köstlichen Geschmacke erfülle. Er mußte lachen, wie er an Leboyer dachte und die Sauce — übrigens, wenn die Gravitation vom Falle eines Apfels, dann mochte es sich die neue Kunst schon

gefallen lassen, vom Glanze einer Sauce zu beginnen. Und dann: sein Grün, wie er es mit dem Hummer und den Radieschen befreundet hatte, unermüdlich mischend bald mit Schatten, bald mit Licht, bis es sich vertrug, und wie er es dann aus jener nächtlichen Erscheinung verwandelt hatte, sein Grün war zudem jetzt ja völlig ein anderes.

Und da, plötzlich, aus dem Hinterhalte über den Arglosen her, daß es ihm den Athem verschlug, mitten im Glück, hatte ihn dieser furchtbare Schreck überfallen, diese namenlose Angst: ob es denn überhaupt war, sein Grün, irgendwo in der Wirklichkeit, außer seiner Einbildung!

Denn offenbar — ja, dieses war nicht zu leugnen: wenn es in seiner Erfindung blos lebte, wenn es kein Gleichniß hatte in der Wirklichkeit, auf das es sich berufen konnte, wenn es erlogen und erheuchelt war, aus üppiger Laune, ja, dann — dann, es war ja nicht auszudenken!

Es war ja nicht auszudenken, daß es dann wieder nur höhnischer Betrug gewesen, wieder nur äffender Wahn der Eitelkeit, und daß er wieder die Leinwand zerreißen und den verrätherischen Pinsel zerfetzen konnte, um wieder von vorne anzufangen, wieder von Plan zu Plan hilflos zu irren und wieder ohne Rath und Rettung zu verzweifeln.

Und seitdem jagte er unstät, wie ein Geächteter, nach seinem Grün, immer nur nach seinem Grün, ob er es nirgends fände, in der Wirklichkeit. Seitdem wanderte er durch alle Straßen, kroch in alle Winkel, lungerte in den Hallen, klomm auf alle Thürme und

schweifte durch die Dörfer. Und er wußte es nicht zu denken, wie er es denn machen sollte, dieses Leben zu ertragen, fürderhin, auch nur noch acht Tage.

Wohl redete er es sich vor, dem Zufall zu vertrauen, in Geduld zu harren und in Arbeit zu vergessen. Wohl verhing er das Bild und rüstete eine neue Wand. Aber er hatte die Kraft nicht mehr, sich aufzuraffen und das Leid zu verwinden. Er war ganz erschöpft und seine Seele hatte weggegeben, was sie an Muth, Wille und Entschlossenheit besaß. Wenn es nicht von außen kam, aus Zufall, ohne Zuthun, ein Geschenk — aber es hätte wohl bald sein müssen, wenn's nicht zu spät werden sollte.

Manchmal meinte er, wenn der Todte erst aus dem Hause wäre, wenn er's vernichtete, in Stücke schnitte, verbrennte —! Er wagte nicht, nach der Mauer zu sehen, wo's lehnte, und es verschnürte ihm die Kehle, so oft er vorüber kam — aber doch wieder, wenn's nimmer dort hinge, dann war ja überhaupt alles aus, hoffnungslos. Und immer wieder, alle Tage, verschob er den Mord, ob nicht vielleicht doch in der höchsten Noth noch irgendwie Hilfe erschiene.

Eine Hilfe, eine fremde Gnade, ein Ereigniß. Er wußte nicht, was es sein konnte, aber er hoffte mit inbrünstiger Zuversicht, weil er ja anders nicht leben konnte. Freilich, es mußte wohl ganz was Besonderes und Seltsames sein, gar nicht vorzustellen, daß es zugleich mit Leidenschaft ihm das Geheimniß aus der Seele aufrüttle und dennoch auch wieder friedliche Gelassenheit und heitere Ruhe gewähre, zur Ordnung des Wirbels und Hut gegen raschen Betrug: wahrscheinlich,

eben, wahrscheinlich konnte es doch nur ein Mädel sein, das kräftige und thätige Wunder.

So wanderten seine Gedanken, während er wieder durch die wachsenden Flammen schritt, wieder nach dem Flusse, und maaßen Vergangenheit und Zukunft, an Wünschen und Hoffnungen. Sie schweiften weit zurück, bis in den bescheidenen Frieden seiner ersten Jugend, so fruchtbar an Träumen, an holden und kühnen, da unten, weit, in seiner kleinen, stillen niederösterreichischen Heimath. Sie schwelgten in jenen seligen ersten Erfolgen, als sein Name das erste Mal im Wochenblatt stand und er das erste Mal berühmt war. Nur wenn sie sich vorwärts wagten, ins Künftige, mit büßendem Vorwitz, da scheuten sie gleich, bäumten sich schreckhaft und erbebten, weil da nur Elend und Noth überall war, grausamer jeden Tag und immer gefräßiger und — er wußte sich keinen Widerstand mehr, keine Rettung, keine Hilfe.

Er schüttelte sich, mit rascherem Schritte, um die Gedanken wie lästige Fliegen zu verscheuchen. Ja, vom Denken kam's, das klagte er an, vom Denken nur kam der ewige Fluch, weil er grübelte und sich quälte, statt drein zu leben und drein zu schaffen, auf gut Glück, wie die anderen. Und wenn er von allen Hoffnungen keine bewährte und von allen Versprechungen keine erfüllte, mit allem großen und kühnen Talente, das kein Neid und keine Bosheit ihm leugnete — es war nur die Schuld der Gedanken. Die lähmten und entkräfteten, mit Zaudern und Zögern, und indem sie alle Wege, links und rechts, durchforschten und durchwühlten mit Fragen und Zweifeln, nach allen Richtungen, nimmermehr zufrieden, blieb er unbeweglich nur am nämlichen

Flecke ewig und kann nicht vorwärts mit aller Hast, nicht einen Schritt. Sie waren der alte Erbfeind seiner That und nimmermehr konnte er Redliches schaffen, wenn sie nicht gebändigt waren, zuvor, erwürgt und erdrosselt, daß sie ihn dem Augenblick überließen, frisch und muthig, rüstig geradeaus, in's Dickicht, durch's Gestrüpp über Stock und Stein, wie's gerade kam, nur vorwärts, unentwegt, wenn's auch vielleicht ein Umweg war — irgend wie fand man sich doch am Ende in die Nähe des Zieles.

Er ermahnte sich durch manches Beispiel schon berühmter Freunde, deren Werke er selber nicht tadeln konnte, obwohl sie der Menge gefielen: wie sie die Arbeit herunter rissen, schlecht und recht, wie's sich gerade fügte, handwerkermäßig, alle Tage ein gemessenes Pensum, Stück für Stück, Gelungenes und Mißrathenes durcheinander, ohne Schrullen, ob sie es nicht vielleicht noch besser vermöchten, ohne die blutige Nostalgie der Vollkommenheit, und wenn's heute nicht gelang, gelang's morgen, und wenn's niemals völlig gelang, es verlor sich nicht, es kamen schon andere später, und wenn die Sehnsucht der Jugendträume nicht Frieden fand, wenigstens am Ende, wenn sie zurücksahen auf das verlaufene Jahr, wenigstens war was vollbracht am Ende, und es blieb eine Spur, daß sie gelebt und gewollt. Er beneidete solchen sorglosen Leichtsinn, der sich beschied, mit der Gabe des Tages, genügsam, dankbar, hoffend, statt im Titanischen zu verschmachten, dem selbst das Kleine zuletzt versagte, ohne daß es das Große bezwang, trotz aller stürmenden, mörderischen Begierde. Es gelang ihnen alles und ihm gelang nichts, weil sie nichts dachten und er dachte an alles.

Nichts denken, nichts denken, nur rüstig geschaffen, wie es die launische Stunde gewährt, jetzt verschwenderisch und jetzt spröde. Aber freilich, gerathen war billig, und diese Franzosen, ja freilich, hatten leicht singen und tanzen: sie hatten ein Volk und eine Geschichte. Da fand jeder ein reiches und stolzes Werk, die langsame That aller Ahnen, und die Vorschrift war deutlich für seine Arbeit, und Genossen waren mit, rüstig, werkfroh, hilfreich; da mochte das Kleine genügen, weil es am Großen geschah, und das Unfertige der Gesellen vollendete schon einmal ein Meister; da bedeutete auch der Einzelne, so schwach und gering sein Vermögen, weil er in der kräftigen Gemeinschaft war. Aber die Deutschen! Todt seit zwei Geschlechtern, todt im Geiste und in der Kunst, zum Scheine nur mit den Körpern lebendig, in der Geberde des Fressens und Saufens — und das mußte wohl die That eines Riesen sein, der die Versäumniß fast eines Jahrhunderts einholte und den Starrkrampf brach mit wuchtigem Streiche!

So verzweifelte er in seiner einsamen Folterkammer daheim und verzweifelte, wenn er sich flüchtete, im Gewühle der Straße und unter den Fröhlichen, wenn er zu Freunden ging, verzweifelte er erst recht und Grimm und Haß und Neid und Schmerz und Sehnsucht, wild durcheinander, fraßen an ihm und es half nichts, als daß er es eben einmal versuchte und irgend ein Weib nahm, nur sich zu beschäftigen und betäuben, damit er das Denken vertriebe. Das alles mit der großen Leidenschaft, das war ja dumm. Ein lustiges, frisches und vergnügliches Weibchen — wenn sie nur lachte und lärmte.

Ein Weib gegen die einsame Qual, wie man Zigarette nimmt gegen Zahnschmerz oder Opium, wenn der Schlaf zaudert; irgend ein beliebiges Weib, welche Sorte ihm just der Zufall zuwarf — es konnte ihm ja nicht fehlen, im Quartier, es gab ihrer wahrhaftig gerade genug. Und indem er sich die Manschetten hervorschwippte und den Stock in die Rocktasche schob, daß der schwere silberne Knopf gerade an die Krempe des Seidenhutes zu lehnen kam, rüstete er sich zur Schürzenjagd und versandte werbende Blicke. Schürzenjagd, Mädchenfang, nur immer 'rein in's Vergnügen, nach dem Beispiel der Bummler und Gaffer da ringsum, nur freilich sub specie aeterni, nicht für das eigene Gelüst, sondern im Dienste der Kunst, daß sein Abenteuer eine Wiedergeburt des Geistes begänne und die Erneuerung der Menschheit.

Er musterte, die vorüber gingen. Manche konnte gefallen. Einer, mit lechzenden Augen — er war für das Heiße, Spanische, gleich mit dem Dolch, und Rasse, Rasse mußte sie haben — folgte er. Er hätte sie wohl anreden mögen. Aber wie er sich auch entschloß, er wußte es nicht einzurichten, und da lächelte sie seiner Verlegenheit, und da ließ er sie wieder, weil es ihn verdroß.

Nein, schüchtern war er nicht; aber das mochte er wohl gestehen, daß er eitel war, sehr eitel, heillos, wie nun einmal die Künstler alle, und um keinen Preis hätte er was Gemeines und Tägliches gesagt, wie die anderen begannen, mit der nächsten Albernheit, sondern auf's erste Wort gleich, daß kein Zweifel möglich, müsse sie es gewahren, aber sofort, daß er ein besonderer wäre,

einer für sich, anders wie die anderen. Und indem er so nach einer gefälligen und reizenden Einleitung grübelte, munter und wunderlich zugleich, deren sich kein Lustspiel zu schämen brauchte, indem verpaßte er jedesmal die Gelegenheit und verspätete sich. Und es wuchs sein Aerger, daß es in diesem Geringen selbst ihm nimmermehr glücken wollte — Thorheit, daß er erst suchte; es fehlte ihm doch einmal das Talent zum Glücke.

Und dann, überhaupt: suchen durfte man nicht, man mußte es finden. Wenn er nur fleißig wanderte, bummlerisch, schlenderisch, geduldig, faul und zuversichtlich, gewiß, dann kam es schon von selber. Und er wanderte wieder.

Aber es ward ihm endlich zu dumm. Es sausten ihm die Ohren und die Knie wankten ihm. Nein, das Gewühle, vor Heulen und Drängen, war nicht länger erträglich. Er wollte noch einmal hinunter, den Louvre noch einmal zu sehen und noch einmal seinen geliebten Strom, und dann, drüben bei Dreher, neben dem Chatelet, im Wiener Bier, sich mit den nöthigen Schoppen gründlich begießen, bis er schwer und voll und dumpfig genug wäre, daß er schläfrig sich heimwagen könnte.

Auf der Brücke verweilte er. Er konnte sich nicht sättigen an diesem Bilde, wie in rothem Feuerrahmen die finsteren Thürme unserer lieben Frau gespenstisch grauten, hinter einem schwanken, aus silbernen Nebelstreifen gewobenen Schleier, ein köstliches Märchenwunder, schaurig und traulich zugleich. Und grüner, gelber, rother Blitz, in eiligem Wechsel, schoß über das schwarze Wasser, das feindlich stöhnte.

Da gewahrte er ein kleines Mädchen, ganz klein, das völlig allein war und stille für sich in dem lauten Schwarm. Offenbar, sie hatte nichts zu thun, sondern schlenderte wie er. Sie trippelte ganz gemächlich, hatte neugierig den Kopf in der Höhe nach allem Schauwürdigen, und lange guckte sie an der Brüstung nach dem rauschenden Strome. Offenbar aber suchte sie auch keine Gesellschaft und war nicht gesonnen, sich eine gefallen zu lassen, sondern wenn sich wer an sie drängte, schaute sie ihn, ohne ein Wort zu erwidern, nur aus großen grauen Augen verwundert an und kehrte ihm kurz den Rücken. Wann aber einem das noch nicht genug war, wie diesem geckischen Gymnasiasten, der seine betreßte Uniform unwiderstehlich glaubte, beschleunigte sie ihren kleinen Schritt ein wenig, indem sie, mit hochmüthig aufgezogenen Lidern, das Köpfchen rückwärts zur Seite neigte, und fing, indem sie ungeduldig mit den Fingern schnappte, daß es schnalzte, leise vor sich zu singen an, daß ihm wohl die Lust vergehen mußte, in so verlorener Werbung zu verharren.

Er lachte hell auf, daß es den gravitätischen Gymnasiasten, mit den schweren weißen Handschuhen, deren steife Fühler sich stachelig weit über die Fingerspitzen hinaus borsteten, gewaltig verdroß, wie er traurig und nachdenklich, ohne sich's erklären zu können, davon storchte. Es war so drollig und keines lieblicheren wußte er sich, es war lange her, zu erinnern, als dieses so ganz kleinwinzigen und so unnahbar hoheitsvollen Fräuleins, das sich kaum herabließ, nur überhaupt diese gemeine Erde zu berühren, wenn sie wie ein spöttisches Hochmuthsteufelchen dahin schritt, sondern es war vielmehr, als

schwebe und gleite sie bloß durch die Luft und werde von einem verliebten Zauber behutsam und zärtlich getragen, den man nur nicht sehen konnte. Ganz gewiß, das war sein Abenteuer — sonnenklar.

Bequeme Musterung, von seinem Posten. Sie konnte nichts merken, weil sie nur auf's Wasser sah, wie die grellen Fackeln schossen, und dann wieder in die blauen Wolken, wohin manche prasselnde Rakete schweifte. Aber neben sich, auf die Menschen, sah sie mit keinem flüchtigen Blicke.

Er prüfte scharf — oh, er war ein Kenner! Nein, Genreuse durchaus nicht, wenigstens von der hohen mondänen Marke nicht, Corylopsis, sondern höchstens von der pudelmäßigen montmartresken allenfalls, Henri Boutet. Mit allen Seufzern konnte er das nicht leugnen: auf Chic, nämlich, war er versessen und hielt viel auf die richtige „Emballage“ der Schönheit, weil sie zum mindesten doch „dekorativ wirken“ sollen, die Weiber. Aber es hat diese Sorte dafür den Vorzug, daß sie wenigstens rasch ausgezogen und angezogen ist, ohne lange Geschichten.

Ganz klein war sie, zerbrechlich anzuschauen, und ihr schmächtiger Leib war biegsam wie Schilf, aus welchem das zause Lockenzöpfchen, unter der hellgrünen Capote, wie eine gelbe Wasserlilie guckte. Und Gesicht — ja, Gesicht, stellte er fest, hatte sie überhaupt keins: was man so ein rechtschaffenes Gesicht nennen könnte, deutliche Züge, die man merkte und an welchen man sie von den anderen unterschiede; sondern es war nur wie eine leere Bühne, auf der noch nichts aufgestellt und noch nicht gespielt worden war, als hätte unter dem

schwarzen Schleier, der mit großen Sternen getupft war, ein feiner Pinsel rosenroth hingewischt, ganz eilig, und nur das aufgeschürzte Näschen flatterte heraus wie ein widerspenstiges, in zwei zitternde Fäden ausgefranztes Bändchen. Wenn man sie wieder erkennen wollte, mußte es wohl an den großen grauen Augen geschehen, die aber eigentlich gar nicht grau, sondern vielmehr grün, aber von einem hinter einem silbernen Gewebe verschleierten Grün und in einen schmalen leuchtenden Reif wie in einen Heiligenschein gefaßt waren — ein schönes technisches Problem, das herauszukriegen!

Nein, es war doch nicht sein Abenteuer. Freilich, zuletzt war's Wurst, weil sie ja nur zur Beruhigung der Nerven und ein Instrument für seine Arbeit sein sollte. Aber gar zu weit durfte sie sich doch nicht von der idealen Frau entfernen, von der gewissen idealen Frau — und überhaupt die Blondinen mochte er nicht leiden.

In seinen Hoffnungen spielte sie eine sehr große Rolle, diese ideale Frau. Freilich, er lief nicht mehr wie der fünfzehnjährige Knabe weinend über die Wiesen, ganze Tage bis tief in die Mondnächte des Frühlings, in athemloser Hast, unstät nur vorwärts, nur vorwärts durch den tiefen Wald in die einsamste Schlucht, von stacheliger Begierde gepeitscht, ob ihm die gute Fee nicht begegnete, die jeden Schlaf in seine Träume kam, mit heißen schwarzen Augen und sehr bleich, so todesbleich. Aber immer noch, jedesmal, wenn er an das Glück dachte, ob es sich ihm wohl jemals beschiede, sah er sie immer vor sich, sehr groß, sehr königlich und den herrschaftlichen Stolz von einer sanften Trauer gemildert, wie von einer langen Sehnsucht nach ihm, in der sie

freudlos gewandert war; für die „schweren Weiber, Pinzgauer Schlag“, wie sein Freund Marius das hieß, als wären sie eben erst vom Sockel heruntergestiegen, kaum zum Leben erweckter Marmor — ja, für solche statuäre Schönheit hohen Stiles hatte er immer eine besondere Schwäche gehabt.

Er hatte sie so oft geschaut, so greifbar deutlich, die ideale Frau, daß er sie auf den ersten Blick erkennen mußte, wann er sie endlich fand. Im Detail, allerdings, hatte sich manches verwandelt: oft war sie eine adelige Fürstin gewesen, die durch seine Wahl ein jauchzendes Volk begnadete, und sehr oft eine wilde Kunstreiterin, wegen der brennenden Reife, oder auch eine sehr lasterhafte, gesunkene Courtisane, welche er durch Liebe zur Tugend bändigte und magdalente. Aber anders immer als die anderen und über das gewöhnliche Maß, seltsam und unfaßlich, daß der Pöbel ehrfürchtig wich und in scheuer Andacht sich neigte, wenn sie sich in breiten Straßen der Bewunderung zeigten — das war er schon seiner Künstlerschaft schuldig.

Was ihn reizen konnte, allenfalls, an dieser Kleinen, das war nur ihre Gangart: dergleichen hatte er nimmermehr geschaut und in jedem Schritte schwelgte er wie in einer sehr sehnsüchtigen, schmachtenden Musik klagender Geigen, in den süßesten und feinsten Strichen. Die schneidige und rauhkantige Bewegung, welche den weiblichen Leib, wenn er ausschreitet, entstellt, vermied sie, und nur an dem Erfolge blos wurde man es gewahr, daß sie wirklich ging; aber es schien vielmehr der Boden unter ihr zu gehen, damit er ihr die Mühe erspare, und sie ließ es sich nur ruhig gefallen. Er wußte sich das

Räthsel nicht zu erklären, wie sie diesen Schein vollbrachte, und wußte nur, daß es unsäglich hold und anmuthig war.

Und ganz entschieden auch ihre Augen, ja — auch diese Augen mit ihrer schmerzlich fragenden Sehnsucht, als ob sie Heimweh hätten nach einem unbekannten Lande und könnten es verwundert nicht begreifen, wo anders als dort zu sein. Also, wenn er es wog: den Abend würdig zu schließen und weil es drollig sein müßte, wie sie sich anstellen würde — versuchen konnte er es immerhin, weil einmal, schließlich, keinmal ist, bei den Weibern; morgen früh schied man wieder, auf Nimmerwiedersehen. Und wenn sie etwa nicht mitkam, wenigstens war eine Stunde vertrieben.

Nur galt es, sich durch das Beispiel des Studenten zu warnen und pfiffiger zu verfahren. Weil dieses schwieriger war, zweifelte er nicht, daß es ihm leichter gelänge als in den gewöhnlichen Fällen. Und wie ihm eine lächerliche Erinnerung aus einer dummen Operette einfuhr, vertraute er sich diesem Mittel.

Er näherte sich mit höflichem Anstand, zog artig den Hut und mit einer ritterlichen Verbeugung, wie sie in den Komödien der alten Galanterie zu sehen sind, sagte er würdig, wie was Selbstverständliches und Unvermeidliches, das sich gebührte: „Sie würden mich, mein Fräulein, sehr verbinden, diesen Knopf an meinen Rock zu nähen, gütigst, weil er abgerissen und es mein bester Rock ist, sicherlich, ohne welchen ich morgen nicht zur Eröffnung der Ausstellung könnte, wo ich doch ein großes Bild habe, „Bei Vater Lunette“, Nachtscene, in der österreichischen Abtheilung, wie Sie an meinem Accent bereits

gemerkt haben dürften, im zweiten Saale, gleich links, wenn man hineinkommt, den Charlemonts gegenüber, in der Gegend des Hirschl, aber, Gott sei Dank, nicht ganz so galgenmäßig hoch wie dieses unglückliche Genie" — hier ging ihm der Athem aus in seiner hastigen und immer eiligeren Rede, die er sonst vielleicht noch auf allerhand Wissenswerthes ausgestreckt hätte. So aber nahm er den Knopf und überreichte ihn, wie kein Page je zierlicher die holdeste Romanze seiner Dame, und war verwundert und stolz zugleich seiner glücklichen Kühnheit.

Sie empfing den Knopf und sachverständig betrachtete sie ihn genau und die Stelle am Rocke, wohin er gehörte, und nachdem sie sich durch so gewissenhafte Probe überzeugt hatte, daß es wahr war, wie er es gesagt, und eine Weile in ihren Taschen gestöbert hatte, sagte sie ernsthaft, mit einer kleinen, hellen, warmen Stimme, ganz nur mit dem Sachlichen beschäftigt: „Aber da müßten wir schon zu Ihnen gehen, ich habe weder Nadel, noch Faden."

Aha, dachte er sich, vergnügt. Aber er erwiderte blos: „Oh, das macht ja nichts."

Da blickte sie plötzlich, mit einem raschen, gelben Schusse aus ihren hellen Katzenaugen, zu ihm empor, und indem sie lustig den Knopf weit weg schnippte, mit einem tüchtigen Stüber, daß er geschwind die Brüstung entlang und ins Wasser kollerte, fing sie hell laut zu lachen an. Sie hatte die Finte begriffen.

Und gleich, wie an einen alten Freund, hängte sie sich zutraulich an seinen Arm und, indem sie immer noch kicherte und sich freute, erklärte sie ihm, warum es nicht möglich war, heute: daß die Cousine ohnedies schon

wieder wettern würde, dieses Scheusal, aber begleiten dürfte er sie, bis ans Thor.

Und gleich, als von höchster Bedeutung, erzählte sie ihm ihr ganzes Kreuz mit der Cousine, mit beweiskräftigen Belegen, wie sie ihr jede harmlose und unschuldige Freude neidisch vergällen wolle, aus reiner Bosheit, und daß sie selbst alt und gescheit genug sei, allein über sich zu wachen und schon von selber zu wissen, was sie zu thun und was sie zu lassen hätte, und daß man leicht anderen Vorschriften predigen könne, wenn man selber alle Morgen bis zehn Uhr in den Tag hinein schnarche, faullenzend in warmen Federn.

Er hielt es erst nur für windiges Geziere, bei jüngeren und noch ein wenig schüchternen Semestern schandenhalber beliebt, und ernsthafter, eindringlicher bekräftigte er seine Bitte. Doch fand er, ohne daß sie sich erzürnt hätte, einen so unbeugsam und unabänderlich entschlossenen Widerstand, daß er, sobald er nur der Höflichkeit genügt und sie von seiner redlichen Absicht überzeugt hatte, die vergebliche Mühe ließ. Entweder, sagte er sich, hat sie ein festes Verhältniß, gegen das nicht so leicht aufzukommen ist, oder sie kann heute wirklich nicht, wahrscheinlich; das gehörte auch zu seinem Pech, an die Weiber zu gerathen gerade in den kritischen Tagen. Es war ihm leid, weil es mit diesem heiteren und geschwätzigen Mädchen, das von drolligen Vergleichen und närrischen Einfällen strotzte, eine recht vergnügliche Nacht hätte geben können. Doch war ihm zuletzt nicht gar so darum; auch fiel ihm gerade ein, daß er wieder versäumt hatte, eine Seife zu kaufen, was er sich seit acht Tagen alle Morgen vorsetzte und alle Abende wieder vergaß — das

hätte sie am Ende nur verstimmt und verdrossen, da sie doch mit der Weise der Künstler wenig vertraut schien. Also, wie er gutmüthig war, begleitete er sie heim, gar nicht weit, und indem er ihr alle schönen Dinge sagte, welche ihm einfielen, sehr feurig, bat er sie um ein Wiedersehen, aus Höflichkeit und um ein gutes Andenken zu lassen; doch dachte er im Ernste gar nicht daran und wußte auch ganz sicher, daß sie nicht kommen würde.

„Ich habe nur Sonntag Zeit," sagte sie. „Also nächsten Sonntag, wenn's Ihnen recht ist, vier Uhr zum Beispiel. Wieder hier auf der Brücke. Da ist übrigens die Adresse meines Magazins, wo ich arbeite. Dahin könnten Sie mir einen Brief schreiben, das habe ich sehr gern, weil's die Woche ein Bischen verkürzt."

Sie gab ihm die Adresse auf einem zierlichen, rosenrothen Blättchen, fein gestochen, das gut roch, und indem sie die Arme um ihn schlang, sich auf die Zehen hob und das Köpfchen an seiner Brust hinauf schob, küßte sie ihn geschwinde und war mit einem freundlich winkenden Gruße in die schwarze und düstere Rue de l'Arbre-Sec verschwunden: bis an's Thor nämlich durfte er nicht mit, von wegen der bösen Cousine.

„Pas de chance," sagte er, indem er ihr nachguckte. Es war wirklich zu wunderlieb zu schauen, wie sie so schwebte und flatterte. Und er grüßte noch einmal mit der Hand und rief: „Auf Wiedersehen — aber gewiß!"

Schade. Aber wenigstens waren die Grillen fort, und er hatte eine liebliche Erscheinung gewonnen, eine holde Wiege der Sinne, und gehörigen Durst dazu, um sich die nöthige Bettschwere anzuschoppen — was wollte

er denn noch mehr von solchem flüchtigen Abenteuer, das eilig verrauschte wie die braune Woge da unten, wie die gelbe Rakete da oben, wie jeder lächelnde Gruß des Glücks?

II.

Aber endlich mußte er, es half nichts, endlich doch aus den Federn. Längst elfe durch. Und zudringlich, ob er sich auch wehrte, und vorwitzigen Uebermuthes kitzelte ihn die Sonne mit ihren langen goldenen Flaumen, wohin er sich auch in die Kissen vergrub.

Er schlief gern, den Tag lieber als die Nacht. Und das besonders war seine Leidenschaft, schon erwacht wieder einzuschlafen, oft drei, vier Mal hintereinander, um nur von jenem hastigen und gedrängten Schlafe zu kosten, der einen Augenblick währt und eine Ewigkeit dünkt, sich seiner selbst bewußt und seines Genusses, in welchem Traum und Wachen mit verwischten Grenzen in einander schwimmen und nicht mehr zu sondern sind. Dafür hatte er sich, feinschmeckerisch, einen umständlichen Dienst eigens eingerichtet, indem zuerst, in aller Frühe, nur an die Thüre gepocht ward, daß er schreckhaft empor-taumelte, aber, ohne sich recht zu besinnen, gleich wieder versank, und später der Kaffee, den er eilig schlürfte, und endlich, noch eine Stunde später, die Zeitung gebracht wurde, zu welcher nun erst sich behaglich das erste Pfeifchen schmauchte; nachher, da schmeckte der letzte Traum dann noch einmal so gut.

Er dehnte sich lange, faul, hin und her. Und er

betrachtete das Barometer, wie er es hieß. Er forschte mit umständlicher Prüfung, in welcher Stimmung er sich befinde.

Schönes Wetter, wolkenlos, wie draußen. Sein Bild? Mochte es stauben in seinem Verstecke. Später einmal, ja, er kannte das, würde es ihn schon wieder überfallen, eine neue Idee, es zu verwandeln und was Erträgliches draus zu gestalten. Das war immer so. Er hatte immer so in Stößen gearbeitet — Ebbe und Fluth. Bis dahin — ich habe die Ehre! Und er machte eine ehrfurchtige Geberde, mit lustigem Ingrimm.

Einstweilen wollte er das Porträt wieder vornehmen. Es war lange genug verbummelt. Es sollte einen Abgeordneten darstellen: Baumwollindustrieller, Radikaler und hauptsächlich Schafskopf, ungeheuer einflußreich natürlich.

Eigentlich, freilich, hatte er im Thierstück geringe Erfahrung, aber, mein Gott, es war ja im Dienste der heiligen Galette! Und dann, dieses gerade, geistlos, sehr langweilig, drauf los, ohne daß man zu denken braucht, vom Frühling träumen, der seine nackten Blüthen an die Scheiben hob, während der Pinsel auf eigene Faust herumwirthschaften mochte — dieses gerade that ihm ja Noth, nach diesen Stürmen. Das konnte ihn einlullen und sänftigen.

Beschlossen und verkündigt. Und er holte den kahlen Schädel des würdigen Ehrenlegionär aus der Ecke, pustete die Spinnweben herunter und überlegte. In drei Tagen konnte er's machen: ein wenig herausputzen, die Töne verbinden, ein bischen aufhellen hie und da, daß er nicht gar wie Limburger Käse geröthet war — peinture aimable halt.

Gewiß, es würde ihm gut thun. Er wollte gleich anfangen, gleich morgen. Für heute war dieser Entschluß allein schon Tagewerk genug — und außerdem, Montag, das bringt Unglück, der Lenz lockte zu süß. Das zwitscherte und jauchzte und es war durch die Fenster von den rosigen Kastanien herein ein köstliches Duften. Es schwoll in ihm und ward ihm ein völlig faustisch österlich Gefühl.

Allein, freilich, mopste man sich nur, draußen. Schade, daß er die Kleine von gestern nicht haben konnte. Unbeweibt ist die Landschaft immer minder.

Es kitzelte angenehm sein Gefühl, indem er, im Lehnstuhl schaukelnd, die Nägel reinigte, sich die Kleine vorzustellen — sie hatte ihm nicht einmal den Namen gesagt — daß sie mit ihm unter den blühenden Aepfeln sich haschte, während ein lauer Wind athmete, oder am Abend, wenn sie heimwärts über das Wasser glitten, im engen Boote den bebenden Leib an seine Brust schmiegte. „Tant pis pour elle," sagte er, indem er aufstand und die kleine Scheere im Bogen nach dem Tische warf. „Nachlaufen werde ich ihr nicht. Es giebt ihrer genug."

Im Grunde war's ein Glück. Gutmüthig und wie er keiner Stimmung widerstehen konnte — es wäre höchstens noch eine verwickelte Dummheit daraus geworden. Denn dieses war doch ausgemacht, daß sie ganz sicher nicht sein Stil war.

Nein, sie war nicht seine ideale Frau und nicht einmal eine weitläufige Verwandte, hundertsten Grades. Wie er jetzt, den Schlafrock abgeworfen, die Beine in der Krätsche über das Kissen gespreizt, sich vor dem Spiegel niederließ, an das Meisterwerk seiner Toilette, die Locken

behutsam in träumerische Ringel biegend und die stolze Lanze seines geschmeidigen Spitzbartes ausziehend, lange, sehr lange, mit vielem Brillantin, und sich aufmerksam mit Liebe und Wohlgefallen musternd, da, wieder einmal, da stand sie wieder einmal so handgreiflich vor ihm, so kaiserlich und junonisch — und diese scheue, ahnungslose Schwalbe daneben, die reine Psyché des Gérard, ja, wirklich, selbst — er erinnerte sich — die nämlichen „Schneckerln" hatte sie im Haar, vorne, in die Stirne herein. Nein, es war kein Vergleich; sie mochte ja ganz lieb sein, für bescheidene Bedürfnisse, aber er, leider, war schon vergeben, bedaure sehr.

Er verweilte lange in diesen gefälligen Bildern, weil er lange vor dem Spiegel verweilte, nach schlimmer Gewohnheit, bis seine Mähne endlich gebändigt und die umständliche, in bunte Zipfel flatternde Masche kunstgerecht geknotet war. Er mußte lachen, wie er die Uhr sah, daß er zwei Stunden wieder einmal vergeudet hatte, sich schön zu machen — wie eine Cocotte, sagten seine Freunde, aber der bringt's Zinsen. Und sie wußten sich nicht genug über seine Eitelkeit.

O nein, er war nicht von der gemeinen Eitelkeit, die sie dachten. Ja, er liebte das Kostüm und wenn er sich anders tragen konnte, wider den Brauch, auffällig und wunderlich, das freute ihn. Ja, er hatte ein kostbares Spitzenhemd mit breitem, weichem, umgeschlagenem Kragen, wonnesam gestickt, daß der alte d'Aubrevilly neidisch geworden wäre. Ja, er hatte einen perlgrauen Sombrero mit ungeheurer Krempe, wie nur je der stolzeste andalusische Picador, daß ihn mancher für einen Lastträger hielt, aus den Hallen. Aber es war nicht

um den Beifall der Menge und er rechnete nicht, die Blicke der Weiber zu gewinnen. Sondern nur die Begierde quälte ihn, im Aeußeren gleich sich von den anderen zu unterscheiden, von denen er sein Inneres so unvergleichlich unterschieden wußte. Er war einmal anders als die anderen, warum sollte er es nicht auch scheinen? Und er brauchte die Versicherung und Bestätigung, alle Tage, wider aufdringliche Zweifel, daß er wirklich einer für sich und nicht vom Dutzend war. Wie anders, wie konnte er sonst seine Kunst jemals vollbringen?

Nein, allein ging er nicht auf's Land, sondern Marius mußte mit. Er kriegte ihn schon dazu — früher wich er ihm einfach nicht von der Bude. Und alle Fragen der Kunst, die großen nnd die kleinen, wie verzwickt sie sein mochten, sollten wieder einmal gelöst und die ganze Zukunft der Cultur deutlich vorausbestimmt werden, auf zweitausend Jahre.

Marius, natürlich, würde sich wieder gehörig verdrießen, der das nicht leiden konnte. Ein bischen Philister, der gute dicke Marius: Verdauung und Ordnung — das war seine Losung; Regel und Maß betete er an und meißelte nach dem Glockenschlag, Sommer und Winter, Schön und Regen, wie man Semmeln bäckt. „Und nur nicht Kunst reden, nur nicht Kunst denken — Kunst machen, wenn's möglich ist". Aber man mußte nur erst mit stacheligen Paradoxen seinen Aerger aufzuzwicken verstehen — dann, gegen allen Vorsatz, verhaspelte er sich doch jedesmal wieder in Fehde. Und merkwürdig, was er so unwillig verschmähte, Wenige konnten es schlagfertiger und treffgewisser.

„Ich wollte gerade zu Ihnen", sagte der Bildhauer

Marius. „Der Frühling rumort mir in allen Eingeweiden — man muß es sich herauslaufen. Wollen Sie nicht mit auf's Land?"

Aber der Maler, ohne was zu erwidern, geradewegs auf die Büste los, öffnete behutsam die nassen Fetzen, in welche sie geschlagen war, und indem er bald sich näherte, bald sich entfernte und dann wieder langsam herumkreiste, begann er lange Erklärung, mit Vorschlägen, Einwürfen und Räthen. Wohl eine Stunde schwand, indem der Bildhauer Rechenschaft gab, wie er es sich gedacht hatte, und manchmal die Achsel zuckte, als bedauerte er, es nicht ändern zu können. Nämlich, es war seine Gewohnheit, alle Urtheile anzuhören und auf keines zu hören; nicht aus Hochmuth, daß er sich geckisch unfehlbar geglaubt hätte, und verächtlich der anderen, sondern aus Furcht, daß nicht in ihm selber das Kritische erwache, von welchem doch nur Qual und keine Hilfe kam.

Doch auch als nichts mehr über die Büste zu sagen und Alles erledigt war, manches zwei Mal sogar, sehr umständlich, stöberte er nur in den Büchern und Skizzen am Boden herum, und schnellte von Frage zu Erzählung, immer wieder ein neues an das Gespräch anzustückeln, damit er nur jenem Vorschlage, den er eigentlich selbst hatte thun wollen, nicht zu antworten brauche, als hätte er ihn nicht gehört. Aber Marius, ungeduldig, der wanderfertig war, wiederholte ihn. Da entschuldigte er sich mit Geschäften ohne Aufschub, daß er leider keine Zeit hätte. Und dann auf einmal, als Marius ihn auslachte, mit einem plötzlichen Satze in leidenschaftliche Wallung, brauste er in stürmischen Güssen seine Klagen heraus, sein Leid mit dem Bilde, diesen

ganzen verhaltenen Schmerz, der ihn fast um den Verstand brachte, alles Entsetzliche, wie es ihn seit acht Tagen verzweifelte. Und bevor er es nicht überwände und sein Bild nicht gerettet hätte, seine Hoffnung, seinen Stolz, seinen Ruhm, nein, bis dahin sollte man ihn lassen, an die Staffel geschmiedet, auf der sich sein Schicksal entschied.

Marius, auf einem Schemel vor der Büste, hörte ihn geduldig an, ohne es viel zu achten. Dann, in einer Pause, als die erste Wuth des Malers sich erschöpft hatte, meinte er nur: „Ja, ja . . so geht's, wenn man sich erst in's Suchen einläßt. In zehn Jahren werden Sie sich's auch abgewöhnt haben. Aber wir können davon in Bougival ebenso gut sprechen, und besser."

Nun ärgerte sich der Maler erst recht. Er litt die lehrhafte Ueberlegenheit nicht und mochte die ewige Mahnung nicht, daß der Bildhauer zehn Jahre mehr hatte. „Wenn die zehn Jahre um sind", — und er spitzte jedes einzelne Wort — „die einen so weise machen, können Sie mich ja abholen; vorderhand bin ich noch nicht so weit."

Marius sah ihn nur gründlich an, mit einem wehmüthigen Ta-twam-asi-Blick, als blickte er in seine eigene Jugend! Wie traut und altbefreundet ihm jede dieser Launen war, aus vielen Leiden, und wie heimisch er sich fühlte in ihrem Weh! Aber, um es nicht noch zu verschlimmern, sagte er nur, kühl: „Wie Sie wollen — mir kann's gleich sein."

Aber es war einmal im Zuge: „Ich lasse mich überhaupt nicht hofmeistern und gängeln, tyrannisch und

tantenhaft, was ärger ist. Ich will meine Suppe ganz allein verspeisen, verstehen Sie? ganz allein, wie ich mir sie ganz allein einbrocken will, nach meinem eigenen Recepte. Ich glaube, ich bin alt genug, daß ich nach Niemandem zu fragen habe, und jedenfalls schadet's mir allein, was mein souveränes Menschenrecht ist und Niemanden was kümmert, gar Niemandem auf der ganzen Welt, wenn es mir Spaß macht."

Und durch die hartnäckige, unverbrüchliche Ruhe des Marius erbost, daß sein kriegerischer Sturm nicht einmal der Abwehr gewürdigt wurde:

„Sie möchten mein ganzes Leben nach Ihren Grundsätzen einrichten, das wäre Ihnen recht! Sie mischen sich in Alles. Wenn Sie arbeitsmüde sind, soll ich auf's Land und nächstens werde ich essen müssen, wenn Sie hungert. Und Ihren Schrullen zu Liebe soll ich kein Weib nehmen und einsam bleiben, weil Sie recht gut wissen, wahrscheinlich, daß allein kein Künstler was schafft, sondern nur unnütz verfault, ohne die Liebe. Aber darin wenigstens sollen Sie sich gründlich getäuscht haben. Die neidische Hoffnung war etwas verfrüht, Verehrtester!"

„Aha", sagte der Bildhauer jetzt. „Kann man sie sehen? Haben Sie sie schon drüben?"

Dem Maler schmeichelte diese Vermuthung. Eine angenehme Vorstellung, sich den Neid und die eifersüchtige Mißgunst der sämmtlichen Nachbarn zu denken, wenn er eines Tages mit diesem frischen und fröhlichen Kinde anrücken würde, vor dem sie ihre geschminkten und verfärbten Mätressen verstecken konnten, alle mitsammen. Weil er sich aber besann, vorläufig noch allein zu sein,

und gegen diesen Gleichmuth nicht aufzukommen war, erwiderte er lieber gar nichts, sondern wandte sich fort.

„Wenn Sie die crémaillère aufhängen, bin ich doch hoffentlich geladen?", rief ihm Marius lustig nach. Aber es kam keine Antwort. Der hatte die Thüre schon zugeworfen.

Lange blieb Marius noch in der Werkstatt und er kraute die rothen Zacken seines stacheligen Schnurbarts und dachte dem Freunde nach und maß Vergangenes ab und hatte Mitleid mit allen Menschen. Es war so traurig, daß jeder erst wieder von vorne anfing, den nämlichen Kreuzweg, unerbittlich eine Station für die andere, und keine Erfahrung der früheren jemals ein Leid den späteren ersparte, auch nicht ein einziges Leid. Wenn es wenigstens den anderen zum Guten gewesen wäre, das böse, das man selber erduldet! Aber jeder Neue rang und stöhnte auf's Neue in dieser Qual, nicht zu wissen, was er denn wolle, und keiner wollte es glauben, bevor er es selber in Thränen erlebt, daß überhaupt nichts zu wollen ist.

Aber er entriß sich dem unnützen und hilflosen Schmerze und nach zärtlichem Abschiede von seinem Werke, in dem das Vergessen war, wanderte er. Er wanderte durch den Frühling, der blühte und zwitscherte, und sonnig schimmerte es in allen Augen. Er wurde sehr froh, weil er es gelernt hatte, längst, nichts zu begehren, aber was unvermuthet geschenkt ward, irgend woher, dankbar zu genießen als unverdiente Huld.

III.

Und da war er, eine Stunde seitdem, müßig, einsam, auf dem heißen Sopha, der Diener schaffte das Dejeuner. Aber er konnte nicht essen und er konnte nicht lesen und er konnte nichts. Kraft und Wille waren ihm weggeschöpft. Und er haderte nur mit sich selbst.

Und er bäumte sich wehrhaft gegen den Hader und stopfte die Ohren und verhärtete und verstockte sich mit Fleiß und trotzte der Reue. Möglich, daß es dumm und läppisch gehandelt war, und häßlich noch obendrein an dem Freunde. Aber nun war es geschehen und es hatte ihm einmal beliebt.

Er würde sich hüten, wieder umständlich Reue und Leid zu erwecken, zur eigenen Qual und Niemandem zu Nutz. Dieser Wahnsinn war heillos. Er hatte Proben.

Und nein, und nein — es war kein Wahnsinn. Die Gerechtigkeit schuldete er sich selbst, daß es Grund und Vernunft hatte, deren er sich nicht zu schämen brauchte. Nur freilich die Wirkung war dumm, ganz fürchterlich dumm.

Von seiner besten Tugend gerade, ja, das war deutlich, kam's her, von seinem freien Stolze, ohne den er nimmermehr dieser verwegene Künstler geworden, von seiner einsamen Kühnheit, welche die Art des Pöbels verschmähte, vom freudigen Bewußtsein seiner sicheren Kraft, die außer sich nichts brauchte und darum auch nichts dulden wollte außer sich.

Nein, er hatte sich nicht zu schämen, ob es den anderen auch Narrheit galt, dem Urtheile nach dem Scheine. Stolz konnte er sein, vielmehr, und sich loben

und wenn er sich es nur recht deutlich wurde und den Zusammenhang erkannte, das war bei weitem vernünftiger, als sich vor sich selber zu verheimlichen und über sich selbst zu belügen, aus Gehorsam blos gegen das Beispiel der anderen. Er hatte es nicht nöthig.

Ja, es verlor ihm manchen Freund und oft, viele Stunden schon hatte es ihm verbittert. Immerzu! So war er einmal beschaffen, so war er es von Geburt, daß er den Zwang nicht vertrug und sich auflehnte gegen das fremde Gebot, fanatisch zugethan der Freiheit.

Er war immer so gewesen, so lange er sich erinnerte, unwandelbar; es war ihm die Freiheit — anders ließ es sich nicht sagen — ein körperliches Bedürfniß, und als körperlichen Schmerz geradezu, als brännte ihn heißes Eisen, empfand er es, fremdem Willen zu begegnen, daß noch etwas da war, außer ihm, anders als er und etwa gar feindselig gegen ihn, was er, wenn er es recht überlegte, nimmermehr zu fassen vermochte. Das Fremde, das Andere, was nicht er selbst war, — wie vor einem tödtlich Schaurigen und Gespenstigen entsetzte er sich davor, das über die Vernunft und widernatürlich war, und es gab ihm Fieber und Krämpfe. Er konnte es nicht verwinden, mit allen Entschlüssen und Vorsätzen nicht.

Einen Trotzkopf deshalb nannten sie schon den Knaben, der Eltern und Lehrern, später manchem Freunde, aber sich selber immer am meisten, Leid damit anthat, und schalten, daß er eigenwillig sei bis zur Narrheit. Aber nein, sein Wille war gar nicht trotzig, wie sie ihn beschuldigten, unbändig und überwachsen, sondern oft, umgekehrt, wenn er sich besann, hatte er sich vielmehr der Schwäche angeklagt, und sichere Kraft seiner Ent=

schlüsse vermißt. Vorsätze auszuführen mißlang ihm häufig und manche Absicht entbehrte der inneren Gewalt zum Dienste. Erst wenn er einem anderen begegnete, der ihn beugen wollte oder auch nur sich Dessen verdächtig machte, dann erst, wie von plötzlichem Stoß und Erschütterung, erwachte sein Wille auf einmal, aus so langer Ohnmacht, mit hastiger Begierde, nachzuholen, was er in der Lähmung versäumt, und zu ersetzen. Das freilich wuchs dann ohne Maß.

Launisch nannten sie ihn. Ja, warum ließen sie ihn denn nicht und mischten sich immer in ihn und kneteten jeder an ihm und jeder wollte ihn verwandeln und jeder ihn nach seiner Vorschrift zwingen, und keinem war er recht! Da, freilich, verlor er alle Besinnung zuletzt, von so viel Feindschaft gehetzt, und schlug mit den Flügeln gegen Decke und Boden, wirr, im Kreise flatternd mit hastigen Stößen, taumelnd vor Todesangst, wenn ohne Unterlaß so immerfort an allen Stäben des Käfigs getrommelt und gehämmert ward, ein höllisches Toben. Warum ließen sie ihn denn nicht, wie er war — wahrhaftig doch eine bescheidene Begierde —, ließen ihn nicht sein Wesen verfolgen, seinen Wünschen lauschen, seiner Absicht gehorchen, warum ließen sie ihn denn nicht frei? Das hatte ihn verdorben, dieses allein, ohne seine Schuld, daß der Zwang, nichts als ewig der Zwang, der dumme, rohe, herrische Zwang überall auf ihn lauerte, aus tausend Fallen, bald räuberisch mit offener Gewaltthat, bald tückisch, in schmeichelnden Rath vermummt und mit Güte und Freundschaft geschmückt, aber unnachgiebig in täglichen Fehden; da war denn am Ende dieser Verfolgungswahn über ihn gekommen,

in dem er sich peinigte und die anderen, rastlos, mißtrauisch, argwöhnisch gegen die ganze Welt.

Ja, es war ein Wahn, krankhaft und wider die Vernunft, er leugnete es gar nicht. Eben dieses wieder mit dem Bildhauer — das neueste Beispiel; doch war er um Beispiele nicht verlegen, die alle Tage vorkamen. Uebrigens, der würde sich trösten, rasch, es war ihm nicht bange; der hatte darin schon manche Erfahrung.

Immer die nämliche Geschichte, immer dieselbe. Er hatte ja auf's Land gewollt, er selber und er zuerst, und darum allein war er hinüber. Aber da ihm der andere zuvorkam mit diesem nämlichen Vorschlage, mit seinem eigenen Vorschlage, da er seinem Willen in dem anderen begegnete, in diesem Augenblicke — ja, da .... ja, erklären ließ sich das nicht, erklären ließ es sich nicht; es war, ohne Zweifel, Wahnsinn, nichts weiter.

Aber nur immer: dieses sollte er thun und jenes sollte er lassen, die gleiche Litanei seit der ersten Kindheit, und immer nur „sollte" und „sollte", und was er wollte, das einzig wurde er niemals gefragt, und so, in dieser entsetzlichen Knechtschaft, war der ungeheure Drang über ihn gekommen, einmal er selbst zu sein, endlich, und die ungeheure Angst, immer ein anderer zu sein, ewig. Nun mochten sie's tragen, wenn sie davon litten. Ihre Schuld, ihre Schuld allein, ganz allein, der Verschworenen gegen seinen Willen, wenn er kopfscheu und toll geworden am Ende.

Was ließ ihn der Bildhauer nicht seinen Vorschlag thun, geduldig, bis er seinen Willen entfaltete? Nun wären sie draußen, im duftenden und singenden Frühling längst, nach dem er so glühende Sehnsucht trug,

unter Blüthen und in Scherzen — statt dieser einödigen Pein mit häßlichen und unnützen Gedanken in dem verfluchten Marterloch! Konnte er nicht warten? Mußte er ihn gleich mit seiner Absicht überfallen, feindlich über ihn her, daß er verschüchtert, geängstigt, überrumpelt in dieser großen Noth alle Besinnung verlor?

Er wollte auf's Land — ja, er selber, genau wie es der andere vorschlug, gewiß. Aber er wollte auf's Land aus freiem Entschlusse, weil es sein Wille war, und nicht auf fremden Vorschlag, dem anderen zu Liebe und zu Gefallen. Und eher, bevor er fremdem Willen sich beugte, eher verzichtete er noch auf den eigenen lieber; und übrigens, seit es der andere wollte, da war es ihm verdorben, es selber zu wollen.

Eine Dummheit, sicher, in diesem Falle: denn dem Bildhauer fehlte die feindliche Absicht. Eine Dummheit, und verdarb ihm den ganzen Tag mit Verdruß, denn morgen würde es schwer sein, sich gegen Marius zu betragen. Aber er konnte sich einmal nicht, konnte sich nicht erniedrigen, nicht vor dem liebsten Freunde, um keinen Preis, und bevor er sich vergewaltigen ließ — jeden anderen Schimpf lieber wollte er ertragen.

Er hätte nur nicht erst mit langen Lügen und umständlichen Vorwänden sich feige ausflüchten sollen, heuchlerisch wie die anderen. Das nächste Mal, er versprach es sich, wollte er es ihm gleich offen erklären, deutlich und ohne Rest, wie es war. Die Freiheit, die Freiheit — ja, das war nothwendig, daß er ihm einmal seine ganze Begierde sagte, wie sehnsüchtig er sie liebte, mit diesem herrischen Instinkte.

Das verdroß ihn am meisten, indem er jetzt über=

legte, daß er nun erst recht seinen Willen verloren hatte, durch seine Vertheidigung gerade. Nun war er erst recht nicht aufs Land. Nun war ihm, durch seinen mannhaften Muth gerade, erst recht der Wunsch verstümmelt und erwürgt.

Aber so ging's mit den Freunden immer. Marius, trotzdem, war noch von den besten, ganz sicher, weil er selber vieles gelitten; und auch, er beschäftigte sich um sich selbst zu sehr, als daß er die anderen viel achtete. Aber am Ende, wenn man's verglich, waren sie alle gleich, einer wie der andere, und immer zuletzt, früher oder später, einmal erwachte der Tyrann in jedem.

Ach, es war nicht zu begreifen, das schaurige, tödtliche Räthsel! Daß sie nicht neben einander wohnen konnten, der hier, der dort, für sich jeder in seinem Bezirke, ohne Räuberei über die Grenze des anderen! Daß jeder nur aus sich heraus in den anderen drängte, rastlos das ganze Leben im anderen sich festzusetzen und über ihn zu herrschen! Daß man niemals man selbst sein sollte und durfte, nicht eine selige Stunde, sondern ewig nur auf sich verzichten, sich verwandeln, sich zerstückeln, zur Wollust des anderen, immer des anderen! Nein er begriff's nicht.

Knechtschaft und Dienst — das heischten sie alle und von jedem. Die Lust, in einem anderen sich selber wiederzufinden, den fremden Rest zum Eigenthum zu unterjochen und in einem zweiten Leibe dem Willen eine neue Heimath zu schaffen, fremdes Fleisch für die eigene Seele — dieser gierig verschlingende Hunger fraß jede andere Begierde und das hieß Freundschaft! Und er, der verging vor dieser namenlosen Sehnsucht nach einem

wirklichen Freunde, der, statt nur immer nehmen zu wollen, sich ihm ergeben und seine Seele bereichert hätte, statt nur immer zu sengen und zu plündern in ihr, unersättlich vampyrisch!

Einsam, einsam — warum wollten sie einen nicht einsam lassen? Gab es nicht ohnedem Qual genug, daß einen grausam noch dieses foltern mußte, unbarmherzig das ganze Leben, das blutige Leiden an der Nachbarschaft? Aber es wühlte und zerfleischte und er sah keine Hoffnung und verzweifelte und selbst die Thiere verdarb es ihm oft und selbst die Dinge und überhaupt alles, was nicht gedacht war.

Ja, dazu am Ende hatte es ihm gebracht, alles zu hassen, was nicht seine Vorstellung war. Er konnte es nicht ertragen. Und er erinnerte sich, daß Geringes oft, lächerlich Geringes, Tobsucht und Tollwuth in ihm entzäumte, wie ein auf der Straße gepfiffenes Lied, das im Ohre haftete, die eigenen Gedanken verscheuchte und mit allem Vorsatze unvertreiblich nicht wieder hinauszubeuteln war, oder ein erwünschter Brief, der von der Post nicht ankommen wollte, obwohl er in seinem Bewußtsein längst angekommen war, oder wenn an einem Schalter, während sein Geist es schon erledigt hatte, Gewühl ihn aufhielt — alle diese tausendfältigen mörderischen Erinnerungen, jeden Tag, daß er nicht allein und daß er nicht frei war.

Es kam dann manchmal über ihn, daß er alles hätte zertrümmern mögen, ringsherum, mit Feuer und Schwert alles Lebendige verwüsten, mordbrennerisch und vandalisch jede fremde Spur zerstampfen, um nur ein Ende zu machen mit dem ewigen an ihm herum kom-

mandieren von Menschen und Dingen, das nicht länger zu ertragen war, und sich die Wüste zu schaffen, die stille, stumme Wüste.

Es war die Stimmung des „großen Reinemachens", wie er es nannte. Nämlich, mit seinen Freunden, die ihm zunächst waren, räumte sein Grimm dann auf und die Absagebriefe schwirrten an diesen Tagen, Kündigungen der Freundschaft, mit zornigen Anklagen. Das erleichterte ihn etwas, wenn er so manchen Genossen verbannte, der ihn getäuscht hatte und auch nur ein Mensch war.

Allein, allein — hoch oben irgendwo im Eise oder tief am Grunde des schnaubenden Meeres, wohin kein geller Lärm des täglichen Lebens dränge und verborgen vor den rauhen, kralligen Griffen des Anderen! Die gewöhnlichen und gemeinen — ja, die vielleicht mochten es ertragen, daß ihnen das Ich gestohlen und das fremde eingeschoben ward: Denn sie brauchten das Ich nicht. Aber der Künstler — wie denn, ohne sein Handwerkzeug, wie konnte er denn leben?

Es war der Künstler offenbar, der Künstler in ihm, von dem das Leid kam. Dieses tröstete ihn und erweckte ihm eine beinahe behagliche Vorstellung, in die er sich müde einwickelte, auf dem schweren, breiten, üppigen Divan, über welchem die wilden japanischen Masken höhnisch grinsten, mit ihren struppigen Roßbärten und zerrissenen Maules. Es tröstete ihn, weil es ja gar nicht ein Leid heißen konnte, wenn es ein Zeichen von der Kunst war.

Ja, offenbar der Künstler, der Künstler . . . . . er ward nicht müde, es sich durch Wiederholung oftmals zu bekräftigen. Natürlich, die andern hatten nicht dieses

Gefühl des Ich, so überschwenglich und maßlos, und nicht diesen grimmigen Trotz, wie ihm was nahen wollte, und nicht athemlos und fieberisch, diese Todesangst, es zu verlieren. Ihnen lag nichts daran, ob sie es besaßen, weil sie sich seiner ja doch niemals bedienten, und ohne es zu merken, entbehrten sie es leicht. Sie konnten glücklich sein. Aber der Künstler!

Freilich, ein Trost war es schon, weil es den Stolz befriedigte, aber diese Folge konnte er sich nicht verhehlen, daß deshalb sein Leid unabänderlich war, ohne Hilfe, hoffnungslos, nicht ein Zufall bloß, der wechseln mochte, sondern ein nothwendiges, unwandelbares Schicksal, wenn es nicht an der Welt und ihrer Tücke lag, sondern an ihm selbst vielmehr und seiner Kunst. Und das wieder verdroß ihn gewaltig, nicht daß es so war, aber daß er es begriff. Das nahm ihm nur unnütz erst den Muth und alle Kraft zum Wunsche und selbst den fröhlichen Haß der Menschen und der Welt, der doch, mit Klage und Hoffnung gemischt, immerhin wenigstens eine angenehme Bewegung der Seele gewährte. Er konnte, so lange er sich über die Wahrheit betrog, das Glück beschuldigen und der Zukunft trauen. Jetzt umnachtete es sich völlig.

Aber das war auch von seinen unseligen Gewohnheiten eine, der er durch keinen beschworenen Entschluß sich jemals entwand, Tage lang so auf dem Sopha sich in Gedanken unablässig zu schaukeln, eiliger immer und immer höher bis in reißenden Schwindel, und unnachgiebig sich im Gehirn zu stochern, tiefer und tiefer, an die letzten Wurzeln. Er hatte es von Jugend auf, das neugierige Denken über sich, und es war, natürlich, auch

wieder der Künstler, immer der Künstler, der also sich alle Tage die Beichte abzunehmen und alle Winkel des Gewissens zu erforschen nimmermehr ermüden wollte. Wie anders auch durfte er sonst hoffen, am Ende doch einmal das große Geheimniß zu entdecken, irgendwo, tief unten, am Grunde der Seele, das schlummerte und nicht erwachte?

Da forschte er denn und forschte in sich und ging sich mit der Laterne ab, als wäre er's gar nicht selbst, sondern irgend ein merkwürdiges Ungethüm, über welches ihm Wache befohlen. So horchte er, hielt den Athem an und beugte sich lauschend, ob es sich noch immer nicht regen wollte, jenes Wunder. Und einstweilen wenigstens verzeichnete er eifrig Zug um Zug, was er fand, damit er sich dran vergewissern könnte, daß er wirklich ein besonderer für sich war, superiore Natur und homme d'élite.

So stellte er seine Seele vor den Spiegel, kämmte sie durch und scheitelte sie. Er dürstete nach der Wahrheit über sich und mit besonderem Eifer vor allem sammelte er aus allen Verstecken das Seltsame gerade, welches ihn von den Gewöhnlichen schied. Er bestimmte es und betrachtete es lange, wie es ihm stünde, und immer wieder versicherte er sich, daß es noch da wäre, in seinem Winkel, indem er jeden Augenblick besorgt danach griff. So bewahrte er änstlich vor allem Wandel seinen Character und bekräftigte ihn auf diese Weise, indem Flüchtiges und Vergängliches allmählig unauslöschlich und beharrlich ward durch diese so häufige Wiederholung. So stärkte und festigte er künstlich seine Natur und vielleicht bereicherte er sie sogar.

Diese unabläßige Gewohnheit war am Ende dahin

gelangt, ihn mitten auseinander zu spalten, in zwei, einen der wahrnahm, empfand und schuf, eben jenen Extramenschen höherer Ordnung, und einen der alle Empfindung und Schöpfung des anderen mit seiner Neugier begleitete und sich gar nicht genug verwundern konnte, einen Durchschnittsverstand mittlerer Güte — in einen Schauspieler und einen Zuschauer. Ja, wirklich, es war das reine Theater: der andere folgte nur, müssig in seinem Stuhle, den Schicksalen des Darstellers, manchmal bewegt, von Mitgefühlen ergriffen, hingerissen, als wäre er es selbst und geschähe es in ihm, mit Thränen und Rührung, manchmal auch wieder kritisch, ärgerlich, geschüttelten Kopfes, mit Zischen und Oho. Oft selbst verlor er jedes Bewußtsein, daß es im Grunde zuletzt doch nur er selbst war, den er betrachtete, und so fremd und völlig unverträglich mit der eigenen Weise erschien er ihm, daß solche Menschenart ihm gänzlich unbegreiflich wurde. Es war zwischen dem vor ihm Handelnden und dem über ihn Denkenden keine Gemeinschaft mehr. Wenn er sich mit zwei Leibern gefunden hätte, eines Tages, es hätte ihn keineswegs überrascht, weil es das Natürliche gewesen wäre.

Darum wußte er über sich, was d'rin geschah, wie kaum jemals einer Bescheid und konnte sich Rechnung legen jeden Tag über die geheimsten Finten, die eiligsten Anwandlungen, und wie das alles zusammenhing, eines aus dem anderen stammte und auf das andere wirkte, erfahrener Maschinenmeister seiner Seele. Aber er hatte von dieser Wissenschaft nichts als nur desto schlimmeres Herzeleid, ewig. Er konnte sich keiner Freude mehr freuen, weil er in jeder das Trügerische und das Ver-

gängliche gleich und die Keime des Schmerzes aufsuchte, der schon wieder sich vorbereitete, und geflissentlich beschwerte er jeden Kummer, indem er sich ihn als nothwendig und ewig bewies, unabhängig von dem äußeren Ereigniß und unzertrennlich von seiner Natur. So empfand er in jedem augenblicklichen Verdruß, in welchem wie in einer Probe er die ganze Gattung kostete, seine ewige Verdrießlichkeit nur und in langer Freude empfand er nur einen flüchtigen Betrug, von dem er sich nicht äffen ließ, und dieses einzige blos, was er nicht begriff, war wunderbar und völlig über den Verstand, woher er denn überhaupt, bei alle dem, nur noch den Muth zum Leben nahm.

Das Denken, ja, das Denken über sich selbst — hundertmal sagte er sich's vor: das Denken war der Anker des Verderbs. Ja, wenn er es vermocht hätte, sich von dem Drange des Gefühles tragen zu lassen, blind der Laune zu gehorchen und mit der Bosheit des Augenblicks zu hadern, der ihm das Glück versagte, wenn er es vermocht hätte, sich gegen den Bildhauer zu erzürnen, seine Tücke anzuklagen, seine Freundschaft zu verdächtigen! Aber auf ihn selbst, auf den eigenen Stolz, auf die eigene Willkür, auf die eigene Herrschsucht wendeten Ueberlegung, Prüfung und Vergleich mit Erinnerungen immer zuletzt den Groll, auf seine Künstlerschaft allein, und alle Hoffnung zerstörten sie ihm so, sich jemals vom Unglück zu befreien, welches aus seinem einzigen Glück kam.

Und so, durch das Denken gerade, das gepriesene Denken, war er zur ewigen Qual verdammt, wie — ja, da stockte er feige, aber warum sich denn täuschen und betrügen? — wie jedes Genie!

Er konnte wählen. Möglich, vielleicht, daß er durch beharrlich verfolgten Entschluß das Leid überwand, aber dann, in der nämlichen Zeit, überwand er zugleich sein Talent und glücklich konnte er schon werden, wie die anderen, aber dann würde er auch niedrig und gemein, wie die anderen; die Furcht vor dem Schmerze brauchte ihn dann nicht mehr zu quälen, aber er mußte freilich auch der Hoffnung entsagen, der Hoffnung auf sein Werk. Dazwischen lag die Entscheidung; er war frei, nur durfte er sich dann nimmer beklagen.

Deshalb, jedes Mal, sobald er sich nur besann, nahm er eilig die Absicht, sich zu bessern, des Grübelns zu entwöhnen und glücklich zu werden, mit Reue zurück und verharrte in der Gewohnheit. Schmerz, Ekel, Verzweiflung — was lag daran, wenn es für seine Kunst war? Litten die anderen von ihm und litt er selbst, das war einmal das ewige Martyrium der Künstler und „korrekte Charaktere“, mit sich selbst zufrieden und geachtet von der Welt, mochten die Philister sein, die nichts anderes zu thun haben.

Ja, wer wie Marius schaffen konnte, mit vollem Dampfe drauf los und nicht rechts und nicht links geschaut und immer zufrieden, wohin ihn die tolle Fahrt auch brachte! Wer schaffen konnte, wie er es fand, ohne zu suchen — Maschine, Maschine der augenblicklichen Stimmung, läuft jetzt fünf Stunden und dann darfs rasten und wird mit Wein und Lustbarkeit geschmiert! Ja, diese Künstler — aber das waren ja gar keine Künstler. Gutes und erfreuliches Gelingen mochte ihnen schon begegnen, aber das Große, das Ewige, die hohen Weihen der Kunst blieben ihnen verschlossen.

Man mochte sie manchmal, in Anfällen der Entmuthigung, beneiden um ihre gefaßte, heiter wirkende Geduld, weil sie es wenigstens wachsen sahen um sich, gering, in Stücken, erbärmlich — aber es wuchs, es wuchs doch und gedieh. Aber die heißen Schauer dafür, die wollüstigen Taumel der Kunst, wenns plötzlich kommt, nach so viel schmachtender Noth, in brausenden Verkündigungen, dieses Göttliche empfanden sie nie. Und was, ohne sie, was war denn sonst das Leben?

Freilich, wenn man Marius hörte, der schimpfte sie gerade das allerverderblichste Gift, diese schaurigen Wonnen, welches das Mark zerfraß und die Adern verpestete. „Die ganz großen — er predigte es alle Tage — die ganz großen, vielleicht, mag sein, ich weiß es nicht, daß es denen glückt, aus ihnen zu gestalten. Uns höhlt's nur aus, entkräftet und macht stumpf. Im Rausche, so lange der Schwindel währt, ist nicht zu schaffen und nachher, im Kater, erst recht nicht. Sie werden's schon selber erfahren. Rathen hilft nichts."

„Sie werden's schon selber erfahren." Ja, weil sie ihn alle für Ihresgleichen hielten, ohnmächtig und gering wie sie und zu Niedrigem geboren! Aber wie denn, wenn er am Ende, trotz alledem, wenn er doch von den Großen wäre, von diesen ganz großen gerade, der eine Auserwählte für die Gnade unter den tausend unselig Verschmachtenden? Wenn er es war! Und nein, was mit so glühender Verheißung die Seele schwoll, das war nimmer Lüge und Trug.

Vier Uhr! Sein Spleen war wahrhaftig die beste Gesellschaft, mit keinem vertrieb sich behaglicher die Zeit, und so lehrreich! Antworten freilich gab

er keine, aber verschwenderisch versorgte er einen mit Fragen.

Es war ja zu blöde. Andere, wenn sie faullenzten, vergnügten sich wenigstens oder wenn sie litten, so war es, daß ihr Werk gedieh. Aber zu faullenzen und zu leiden zugleich und Wohlsein und Arbeit gleichermaßen zu verderben — darauf, das mußte man ihm lassen, hatte er das ausschließliche Patent.

Er gerieth in Lustigkeit über sich selber. Er verhöhnte sich mit derbem Spotte: seine Don-Quixoterei, seinen geckischen Größenwahn, die ganze would-be-hamletische Komödie. So entschädigte sich oft der andere in ihm für die Ausschweifungen des einen im Pathetischen.

Es war zu spät, vor dem Diner noch etwas zu beginnen.

Lesen. Zoten und Betisen. Kannte er auswendig.

Auf und ab, hin und her. Rauchen, rauchen. Der Tabak wenigstens hielt sein Versprechen, der war noch rechtschaffen und treu — rauchen, rauchen.

Und wieder von vorne anfangen, die schnaufende Wanderung der Gedanken?

Aber mußte, mußte denn immer gedacht sein? Da draußen, die Rosenknospen dachten nichts. Darum konnten sie duften und würden blühen.

Ein Weib, ein Weib! Was auch Marius sagen mochte. Er hatte gut Cocotten predigen, jede Nacht eine andere, keine zweimal — ja, wenn man erst einmal so weit war wie er! Aber er war noch nicht so weit, Gott sei Dank ...... leider. Ein Weib, ein Weib!

Das wäre Friede, das wäre Rast. Das wäre das Glück, das Glück!

Arbeit, so lange die Stimmung floß. Wenn's stockte, flugs, den Kasten zugeklappt und mit dem Weibchen hinaus, hinaus, heute ins Grün, morgen zu Tanz, immer ins Vergessen.

Er war manchmal so müde der ewigen Kämpfe und so satt der ewigen Begierden. Er sehnte sich nach einem stillen, freundlichen, bescheidenen Glücke. Auch waren seine Strümpfe meist zerrissen.

Das Glück, das Glück!

Nur das Anfangen, bis es im Geleise rollt: suchen, herumlaufen, Umstände machen, schwanken, sich entscheiden und wieder anders entschließen.

Es war auch zu dumm, daß sie nicht mitgekommen war. Aber acht Tage warten, um zu dem Wiedersehen zu rennen, das, vielleicht, sie heute schon vergessen hatte — ja freilich, einen Narren!

Aber schreiben — das überfiel ihn —, schreiben wollte er ihr, wie er es versprochen. Einen langen und ausführlichen Brief, der die Stunde bis zum Absynth erschlüge. Einen verrückten Liebesbrief. Ob er's noch konnte? Aber man verlernt das Lügen nicht so leicht.

Es machte ihm Spaß. Er suchte die köstlichsten Betheuerungen und wählte die edelsten Steine der Sprache. Aus diesen setzte er ein so flehentliches Gebet an die Schutzheilige zusammen, von solcher Demuth und Inbrunst, daß ihn, als er es überlas, das Weinen ankam vor Rührung und Erbarmen mit sich selber. Das sollte ihm einer nachmachen, von den Romanschreibern, die doch dafür bezahlt wurden. Er hatte es

großartig los, freilich nur auf dem Papier. In's Gesicht war er linkisch und verlegen, weil es ihn störte, daß sie nicht stille hielten und ihn nicht in den richtigen Schwung ließen, langsam, allmälig, von einem Satz in den anderen hinüber.

Es war in diesem Briefe viel Schmeichelei und Leidenschaft. Er schilderte, wie sie ihm jetzt erschien, in der Sehnsucht seiner Einsamkeit, das erste freundliche und lockende Bild an diesem mürrischen, verdrießlichen Tage, wie eine himmlische Fee. Und er war, als er sich die Worte noch einmal vorsagte, langsam ihren Feingeschmack kostend, ganz verwundert, daß sie so schön war und er sie so gern hatte, was er jetzt erst bemerkte.

IV.

Natürlich ging er hin, den nächsten Sonntag. Die ganze Woche hatte er sich gesträubt. Unsinn, da sie ja doch nicht kam, sicher nicht. Wo würde sie denn kommen — lächerlich, er kannte doch seine Pariserinnen: wenn man ihnen gefällt, machen sie erst keine Geschichten, und acht Tage fasten, wenn schon servirt ist, aus reinem Uebermuth — ja freilich!

Und sie war nicht einmal seine Nummer. Er konnte sie doch nicht gebrauchen. Sie hatte nichts von seinen pathetischen Weibern.

Aber immerhin — endlich heirathete man sich ja nicht. Warum denn nicht, en attendant mieux! Bis auf die große Leidenschaft, die er nun doch einmal nicht

von den Bäumen beuteln konnte, sondern geduldig erwarten mußte. Als Zeitvertreib und Grillenscheuche, den Platz zu halten, daß keiner für seine Krisen bliebe. Und auch — es ist eine alte Erfahrung: wenn man nur erst eine hat, dann kommen die anderen von selber und es angelt sich besser.

Und in der Woche sagte er sich: wie er sich auch entschlösse, er blieb ja immer frei, im letzten Augenblick zu thun und zu lassen, wie es ihm gerade belieben würde. Und am Sonntag sagte er sich: wenn er auch hinginge, aus Neugierde bloß, ob sie käme, er blieb ja immer frei, sich im letzten Augenblick noch zu drücken, bevor sie ihn bemerken würde. Und, schon auf der Brücke, sagte er sich: wenn er auch heute mit ihr schliefe, er blieb ja immer frei, sie morgen wieder heimzuschicken, auf Nimmerwiedersehen, wenn er es genug haben würde.

Es war, zwei Stunden lang, in Küssen und in Scherzen, eine fröhliche Fahrt durch das Wäldchen, bis die Sonne sank, und dann, in heiteren Reden und schönen Plänen, ein freudiges Diner. Es vergnügte ihn besonders, daß viele Blicke, wie sie durch die Straßen schlenderten, an ihrem Glücke hafteten und ihre Anmuth von manchem Neide bemerkt ward. Nur, neun Uhr vorbei, auf einmal, das alte Spiel von neulich wieder, mit den nämlichen Entschuldigungen von der Cousine und daß es ihr heute nicht möglich sei, durchaus nicht heute, aber ganz gewiß das nächste Mal.

Jetzt ärgerte er sich aber ernsthaft. Was wollte sie denn eigentlich und wie stellte sie sich denn das überhaupt vor? An der Seine zu spazieren und den Fraß bei Duval zu verschlingen, wenn das alles war — dazu,

wahrhaftig, brauchte man nicht erst, umständlich und feierlich, eine Geliebte!

Er sagte es ihr ganz unverblümt heraus, daß er zu dem Wiedersehen nur gekommen war, um mit ihr zu schlafen, wie sie es neulich versprochen. Wenn er ihr nicht gefiel, könnte sie's bleiben lassen. Doch sagte man das dann offen und äffte nicht die Leute an der Nase herum und verdarb ihnen nicht unnütz und boshaft die Zeit — wenn sie auf dem Boulevard Arago draußen wohnen, eine Stunde zu laufen, noch dazu.

So sagte er es ihr ins Gesicht, ohne Schonung. Er mochte einmal die „unklaren Verhältnisse“ nicht leiden und solche „Spreizerei“, wie seine wienerische Kurzgebundenheit es hieß, war ihm verhaßt. Sie war ganz verdutzt und zerknirscht und hielt das Köpfchen scheu gesenkt, daß der Sturm drüber weg brause, mit einem reuig flehentlichen Blicke vor sich hin, der kaum einmal schief nach der Seite blinzelte, wie ein Kind, das Unfug angestellt hat, und es weiß wohl, daß es Strafe verdient, aber schön wär' es doch, vielleicht noch einmal mit dem bloßen Schrecken davon zu kommen. Nur, trotzdem, blieb sie unabänderlich und fest, daß es unmöglich sei, heute, und es käme ihr selber hart genug an, weshalb er ihr doch verzeihen sollte und nicht noch das Herz schwer machen durch seinen Verdruß. Und sie klammerte sich wieder an die Cousine, die alte Geschichte von neulich, noch einmal von vorne, die ihm schon recht langweilig war.

Er war wild, weil er es nicht begriff. Eigentlich hatte er ja gar keine Absicht auf sie, durchaus nicht, als höchstens für eine rasche Nacht, und die Enttäuschung

war darum leicht verschmerzt. Aber daß es da ein Räthsel gab, welches er sich nicht erklären konnte, ein seinem Verstande verschlossenes Geheimniß, dieses brachte ihn in Aufruhr und Empörung.

Die Geliebte eines Anderen? Der würde sich hüten, sie die Sonntage frei zu lassen. Und umgekehrt gerade: dann wäre sie sicher mit ihm, wenn er ihr gefiel, erst recht, und nur Wiedersehen, Zusammenkunft, Briefwechsel hätte sie verweigert. Oder gefiel er ihr nicht? Diese verzwickten Gehirnchen des launischen Geschlechtes hatten schon manchmal verwünscht unverständliche Mucken! Aber warum denn, wenn er nicht ihr Geschmack war, warum war sie denn überhaupt gekommen? Und wahrhaftig, wie sie seine Liebkosungen erwiderte, nein, spröde und abgeneigt war das durchaus nicht. Scheu und Scham? ach, das zweite Mal auch noch, da man sich doch schon kannte, das ging denn doch über's Maß einer Pariserin! Und dann, in diesem Falle hätte sie sich mit Würde gesträubt und mit Entrüstung ihre Ehrbarkeit betheuert, daß sie nicht „eine solche“ sei — man kannte die Tonart ja auch! Aber nein, keine Spur, sondern sie behandelte es wie er als selbstverständlich und natürlich, daß sie mitsammen schliefen. Nur „dieses Mal gerade“ war es nicht möglich, jedes Mal.

Jedes Mal: Denn ebenso wieder den dritten Sonntag und darauf, als sie ihm erlaubt hatte, sie vom Magazine zu holen und auf dem Heimwege zu begleiten, Abend für Abend, den ganzen Monat hindurch, regelmäßig von neun bis zehn, wiederholte sich unabänderlich, wie nach ewiger, unwandelbarer Vorschrift, aus den nämlichen Anfängen durch den nämlichen Verlauf nach

dem nämlichen Schlusse die nämliche Geschichte ohne Wechsel, mit der nämlichen Antwort immer auf die nämliche Bitte. Freilich schwor er es sich mit heiligeren Eiden jeden Morgen, unverbrüchlich dieses Mal, daß es gestern zum letzten gewesen und jetzt zu Ende sei mit der läppischen Affenkomödie, die ihn verhöhnte, unwiderruflich zu Ende. Aber jeden Abend trotz alledem, wenn er auch um sechs das mannhafte Wort noch einmal feierlich bekräftigte, jeden Abend wieder, wie nur draußen kaum die Nacht die ersten Märchen süß zu flüstern anhub, in grünen Nebel tief vermummt, da scheuchte es ihn hinaus in's Rauschen und Raunen, ein Unwiderstehliches, gegen das alle Wehrkraft vergeblich war, und rastlos lief er, in Angst und Hoffnung, und lief, wollüstig den blauen Athem schlürfend, welchen die Sterne versandten, und lief, ohne daß er es gewahr ward, bis er sich wieder an der Ecke fand, alle Abende wieder, an der Ecke der St. Eustache unter der ächzenden Laterne, an welcher aus der düsteren Montmartre heraus der rauhe Stoß des Windes brach, dem braunen Schlund der Hallen gegenüber; nämlich, sie arbeitete in der Turbigo.

Es war nicht — sagte er sich — es war nicht Liebe, die ihn verfolgte; Neugierde war's, was ihn jagte. Er kam nicht mit dem küssedurstigen Fieber des Troubadour; er kam mit der zähen Forscherwuth des Gelehrten. Dem psychologischen Problem lief er nach, schlaflos, bevor sich die Rechnung nicht aufgelöst hätte — das war es, nicht das thörichte Gänschen.

Er brütete und brütete und womit er sich auch zerstreuen wollte, seine Gedanken waren festgeleimt an

dieser Sorge. Es beleidigte seine Eitelkeit, daß etwas geschehen konnte, ohne daß er es begriff. Es machte ihn ganz krank am Ende, sich so schwach und gering zu fühlen, so ohnmächtigen, unwirksamen und wehrlosen Verstandes. Doch blieben dieses Leid, dieser Aufruhr, diese wachsende Begierde innerhalb des Gehirnes. Das Herz wurde nicht betheiligt.

Und wie ein Schachspieler, mit unnachgiebiger Erbitterung, die sich nicht abschrecken läßt, versuchte er grüblerisch Zug um Zug, unerschöpflich in Listen. Immer wieder, alle Tage und manche Nacht, zergliederte er sein Problem, trennte die Nähte auf, schälte die Haut, wog seine Elemente, maß ihre Verhältnisse, prüfte ihre Triebe, verglich ihre Wirkung, mischte sie anders und anders, überhitzte und erkältete sie, gesellte sie nach allen Methoden, um sie nach allen Methoden zu scheiden, und wenn er sie wieder zusammengefügt, zersetzte er sie von neuem. Und niemals, trotz alledem, wie, in empörter Ehre und herausgefordertem Hochmuth, er auch sann und rang und brütete und sich verbiß und eingrub, mit Grimm bald, bald mit Schmeichelei, niemals, in aller Hoffnung und Wuth bis zu mörderischen Launen des Wahnsinns, niemals gelang es.

Ja, er hätte sie bezechen können, mit gemischtem Weine — es gab dienstbare Wirthe — bis daß ihr Widerstand taumelte und stürzte, und dann im Winkel über sie her; oder wenn sie im Wagen fuhren, hinterrücks auf sie, auseinander und mit Knebeln und Zwicken und Kratzen. Oft erwog er diesen Plan, bereitete ihn vor, rüstete ihn mit Fleiß, besorgte alle Anstalt, leitete ihn ein. Aber dann immer wieder zu=

letzt, lahm, schwank, feig — weil es ja nicht ihr Leib, sondern die Seele war, was er begehrte, was sie verwehrte!

Nein, das half ihm nichts, das brachte sein Problem nicht vorwärts. Gewalt, statt zu fördern, konnte nur höchstens verderben. List, List und Witz!

Ah, welche Wollust, wenn sie gesiegt haben würde, welche Wonne, welch jauchzender Triumph! Die bloße Hoffnung schon, alle Tage trotz aller Niederlage mit neuem Muthe — welche Wollust, welch bange, bebende, betäubende Wollust schon die bloße Hoffnung! Und nein, sie war, wenn er nur im Verharren nicht strauchelte und nicht wankte im Vertrauen, nein, sie war kein Wahn.

Alle Mittel der Reihe nach: Sinne, Mitleid, Habgier.

Er stürmte auf sie mit taumelnder, fletschender, heulender Brunst. Irres Lallen toller Krämpfe, Röcheln aus geschnürter Kehle, und sein Athem sengte. Was in heißen Nächten oft, wenn er sich wälzte, an schaurigem Spuk das Fieber der Begierde aus ihm brütete, was an schwarzen Dämpfen aus seiner kochenden Geilheit tauchte, und die wilde Unzucht verirrter Dichtungen, die ihn beschwichtigen sollten, braute und verschmolz er zu einem brennenden Gifte, daß es ihr die Kraft auszehre und die Adern verpeste. Aber sie, wenn er sie so mit wahnsinniger Leidenschaft anfiel, lächelte nur hell und, indem sie mit weichen Fingern seine feuchte Hand streichelte, sagte sie nur leise: „Aber ich auch, ich liebe Dich ja auch."

Er drohte Selbstmord. Er weinte, in stoßenden Schluchzen, wie ein Kind, dem Laune versagt wird.

Er raufte sich das Haar. Ob sie denn das wirklich wollte, daß er verzweifelte, verdürbe, stürbe? Aber sie blieb nur immer bei dem beschworenen Troste: „Das nächste Mal, ganz gewiß, das nächste Mal!"

Er gelobte ihr Berge und Wunder. In ein Märchen würde er sie bringen, in dem ihr Wunsch Gesetz und Kaiserin ihre Laune, in einen blühenden Hymnus üppiger Wonnen. Schon nahte er sich dem Ruhme und dem Reichthum; dann badete er sie in Gold und in diamantene Vließe, von Rosen und Vergißmeinnicht gebrämt, welche Rubine und Saphire wären, wollte er sie kleiden und auf dem hohen italischen Schlosse, weit über die schimmernde Loire hinaus, von der die Sehnsucht alter Rüstern winkend zu ihr herüber grüßte, dienten in wetteifernder Priesterschaft ihrer Schönheit aus allen Völkern die schönsten Sklavinnen dann, knisternde vom Süd und nordisch bleiche, daß unten die stampfenden Hengste selbst in demüthiger Liebe ihre Wildheit verlernten.

In diesem Stile — Schwur auf Schwur, immer toller. Er begehrte sie nicht zu eiliger Umarmung, in einer vergänglichen Laune. Sie wollten sich nimmermehr trennen, das ganze Leben! Ewig umschlungen, ewig, er konnte ja nicht sein ohne sie! Aber, obwohl ihr dieses alles sehr gut gefiel, beharrte sie doch: „Nur heute, weißt Du, geht's wirklich nicht . . . Nämlich, hör' zu: Die Cousine . . ." Ah, er hätte sie erwürgen mögen, die vermaledeite Cousine!

Und wenigstens — flehentlich, da er am Erfolge verzweifelte, beschwor er sie darum — wenigstens den Grund sollte sie ihm sagen, daß er es begreifen könnte.

Wenigstens den Grund — er war ja mit jedem zufrieden und fand sich willig in alles. Aber den Grund, daß er sich die Zweifel und Skrupel erledigen könnte, die fraßen.

Warum? Warum?

Aber sie bat ihn nur sanft, daß er sich nur ein ganz klein wenig noch gedulde und sie ein bischen lieb behalte, einstweilen; dann würde alles bald ganz sicher noch sehr gut, ganz gewiß das nächste Mal. Anderes war nicht aus ihr zu bringen. Und dann wußte sie wieder, daß er oft den Harm vergaß und fröhlich lauschte, so süß und allerliebst zu plaudern, von ihren kleinen, aber wichtigen Sorgen, den Abenteuern im Geschäfte und mancher bedenklichen Geschichte, wie sie den Mädchen in der großen Stadt begegnen, wenn sie jung und schön und lustig sind, und wußte zum Abschied kundige Küsse, die verhießen.

Dies währte durch den ganzen Monat, bis in die letzte Woche.

V.

Als aber die letzte Woche um war, an ihrem letzten Tage, da geschah etwas. Da ereignete es sich, daß er sie vergeblich erwartete, an der Ecke, unter der schiefen Laterne, im Winde. Sie kam nicht; und auch nicht den anderen, noch den dritten Tag.

Da, an dieser namenlosen Angst, ob sie krank oder untreu, und wie dieser vulkanische Brief aus seiner zerrissenen Seele ausbrach, da ward er es gewahr, daß es nicht um das Problem, sondern daß es die Liebe war. Es kam aber keine Antwort auf den Brief. In ihrem Magazine wußten sie nichts: „das Fräulein ist nicht mehr bei uns.“

Am vierten Tage, in der zehnten Morgenstunde, als er im Bette sich mit wüsten Träumen schlug, klopfte es ganz leise, wie ein verschämter Bettler oder ein Modell, das Arbeit sucht, an seiner Thüre, und dann noch einmal und nachdem er unwirsch seinen grunzenden Ruf wiederholt hatte, bereits zu grober Abfertigung bereit, da, nach einer Weile, trat sie herein, trippelte an sein Bett, indem ihr verwunderter Blick neugierig über den Wirrwarr verschlissener Bibelots stolperte, und nachdem sie ihn herzhaft geküßt, setzte sie sich an den Rand und sagte, ein wenig ängstlich und niedergeschlagen: „Nämlich, ich bin von der Cousine fort, weil ich ohne Dich nicht leben kann . . . das war das Gescheiteste . . . seit Samstag.“

Da heulte er auf, wie ein hungriges Raubthier, endlich über der Beute, und riß sie an sich und warf sich auf sie und durchwühlte sie mit bebenden Fingern

und wälzte sich mit ihr, jauchzend in kurzen, schrillen, heiseren Pfiffen, und verwundete sie mit bissigen Küssen, am ganzen Leibe, als wollte er sie zerfleischen.

Sie aber entwand sich. Denn sie hatte den neuen Hut, aus schwarzen Spitzen und mit Rosen und Anemonen in einem leichten Zweige rückwärts hinunter, sehr zerdrücklich und zerbrechlich. Und vor dem Spiegel, indem sie sich glättete und aufsteckte: „Du hast immer auf's Land wollen ..... und schau nur, heute, die Sonne!"

Es wandelte ihn erst an, sie nimmermehr zu lassen, bevor er nicht von ihrem Fleische gekostet, von diesem glühenden, bebenden Rosenfleisch, dessen schwülen und betäubenden Geruch er gierig mit gespreizten Nüstern wie köstlich morgenländische Spezereien sog, und nicht in durstiger Liebkosung von ihrem Blut geschlürft, aus den zernagten Lippen, Brüsten und Lenden, und diese ganze namenlose Gier, sie zu verzehren, auszutrinken, mit jedem Sinn besonders zu genießen, nicht endlich, endlich gestillt! Aber er ermannte sich und ließ sie. Er überlegte, daß er nur ja nichts an dem Glücke verdürbe, das endlich gekommen. Nein, es galt jetzt sein Talent für's Glück beweisen, indem er es nicht in groben Brocken mit Hast verschlang, sondern seine süßen Beeren über den Gaumen, langsam und mit Bedacht, und in alle Poren spülte, neidisch um jeden Tropfen, kein Stäubchen von seinem vollen Feingeschmacke zu verlieren. Er wollte planmäßig und mit einer „systematischen Cultur" des Glückes verfahren, üppige Frucht zu ernten.

Er wollte es sich vorstellen, den ganzen Tag, den ganzen langsamen Sommertag, vorstellen und das ganze Bewußtsein ausfüllen mit recht deutlichen Begriffen.

Den ganzen Tag wollte er im Geiste mit ihr schlafen, durch Küsse immer und Umarmung wieder sich versichernd, diese Nacht mit ihrem Leibe zu schlafen. Den ganzen Tag wollte er in der wollüstigen Gewißheit schwelgen, diesen Abend endlich in der so lange ungewissen Wollust zu schwelgen. Er betastete sie mit solchen unermüdlichen Antithesen, wie er sie mit zärtlichen, gierigen, wühlerischen Griffen immer wieder betastete. Und er hätte den Tag unvergänglich und ewig gewünscht, durch Aeonen ausgebreitet, ohne Ende, weil er mit furchtsamem Zweifel bereits, der freilich noch nicht laute Klage wagte, die Erfüllung scheute, ob es ihr denn, ja, ob es ihr denn wohl möglich sein könnte, dieser Hoffnung zu gleichen.

Und sie nahmen den Wagen nach Sèvres, weil's, sagen die Maler, dort am lieblichsten lenzt. Die kerzengerade Versailler Straße, wo einst die Fischweiber zogen; an den jungen Ahornen, so knospenfroh und blüthengierig, wie ihr Glück. Und dann die graue und traurige Wüste, in Armuth, der Raffaëlischen Gestalten. Nur manchmal, jäh, der schrille Alarm der heiseren Warnpfeife, sonst löste sich aus dem ewigen schwarzen Seufzer der Räder und der Schienen kein Ton. Aber plötzlich, die Stadt versunken, vom Hügel herunter sangen die Lerchen.

Und sie schrie, wie sie unter die Blüthen gingen, die weißen Blüthen — aber da sie die holdere Schwester grüßten, deswegen, sagte er, errötheten sie vor Freude — sie schrie aus unbändigem Jubel empor, weil es Ranunkel und Gänseblümchen gab. Und er mußte es ihr alles erklären, was das war, und neugierig neigte sie sich

über jeden Kelch und schmeichelte jedem Halm und koste die Gräser und pries alle Wunder dieser neuen Welt. Und dieses alles wuchs, ganz still und einsam und ganz von selbst, so prächtig und unsäglich süß, schöner als selbst Theater, wie von einer guten Fee, und obendrein noch ganz umsonst, und man wußte gar nichts davon, aus keiner Zeitung, und sterben hätte man können, ohne es je, jemals zu schauen!

Sie wandelten in Küssen. Er zeigte ihr das Moos und zeigte ihr den Thau und alles Köstliche. Und dann wieder, zwischen den Zweigen durch, sahen sie nach dem besonnten Strom. Es war ihr wie im Traum. Und dieses alles, alles das gehörte Jedem, wer nur kam, wer nur wollte — Jeder, alle Tage, konnte es haben, so viel Glück!

Sie setzten sich auf den Stein, ganz allein, vor dem Teiche, der wie ein junger Mond im Rasen lag, und sie schauten nach dem todten Schlosse. Aber Strauch, in hellen Keimen, stieg aus den schwarzen Trümmern und in zerbröckeltem Gesimse huschten Schwalben. Kastanien träumten im leisen Winde, die Zipfel der grünen Kappen tief hereingezogen.

Da erzählte sie es ihm, wie es gekommen war. Die Cousine hatte seine Briefe gefunden und seine Photographie. Also natürlich Tra-Tra durch das ganze Haus und daß sie ein schlechtes Mödchen sei und noch dazu mit einem Ausländer. Und als es ihr zu dumm wurde, hatte sie es ihr kurz erklärt, daß sie ihn liebe, basta. Weil sie aber noch immer keine Ruhe gab und nicht aufhörte, ihr die Ohren abzutrommeln, da hatte sie ihr Bündel gemacht und war davon. Erst wollte sie

nur gleich zu ihm laufen, aber dann, auf dem Wege, war Scham gekommen, was er sich denn denken würde, und so nahm sie sich denn lieber ein kleines Zimmer, Rue de la Harpe, und den nächsten Tag war sie bis auf den Arago und lange herum, ob sie ihm nicht vielleicht begegne, aber dann doch wieder zurück, aber die letzte Nacht hatte sie elend geschlafen und sich gefürchtet in dem fremden Hause, ganz allein, und nur immer an ihn gedacht, bis sie es nicht mehr aushielt — er brauche sie aber nicht zu behalten, weil sie eine eigene Wohnung hätte, und wenn sie auch natürlich in der Turbigo nicht mehr arbeiten könnte, bei der Freundin der Cousine, sie würde sich schon was anderes finden, hinlänglich erfahren im Commerçe.

Er warf, gegen den Athem des Abends, den Mantel über sie und sie hüllten sich eines in das andere und verwuchsen Leib in Leib. Er hatte den Arm um ihren Nacken und fühlte die warmen Knospen ihrer Brust. Und was sie sagte, jedes Wort klang ihm wie himmlische Musik von frohen Engeln und er war sehr verwundert, es zum ersten Male zu gewahren, was der Frühling ist. Auf dem Steine hätte er bleiben mögen und sterben. An das Problem, wunderbar, dachte er gar nicht mehr.

Langsam dann, ganz langsam, nach dem Mahle in dem Gärtchen am Strome — zwischen Knospen, und eine Nachtigall schlug — langsam die Seine hinauf kehrten sie heim, durch die bunten Flammen der Ausstellung. Es war viel schöner noch, als er sich es erwartet hatte. Langsam schritten sie den Boulevard nach der Wohnung.

Er entzündete das Licht, sie band die Blumen zu einem großen Strauß und gab ihnen Wasser. Er rauchte noch eins, während sie sich entkleidete, und trank den Athem der Blüthen und ihres Fleisches. Sie redeten kein Wort, sondern leise nur summte sie vor dem Spiegel, indem sie sich die Flechten löste, eine alte auvergnatische Weise. Dann, als wären sie es lange gewohnt, gingen sie zu Bett. Und das war mit einem jähen Ueberfall von Schreck und fast Entsetzen, wie er es gewahrte, daß er eine Jungfrau umarmt hatte.

Und stotternd und stammelnd, wirr und bestürzt, indem er sich in den Knieen aufrichtete: „Ja Du . . . wie denn . . . . Davon hast Du ja gar nichts gesagt . . . . . ist es denn . . . kann es denn wirklich . . .?“

Sie setzte sich auf, indem sie das Hemd wieder knüpfte, und starren, weit hinaus gestielten Blickes, wie um Hilfe vor einer unglaublichen Gefahr, und mit zuckenden Lippen: „für eine solche hast Du mich genommen!“ Und sie drehte sich nach der Wand und weinte, weinte bitterlich. Aber bald erbarmte sich der Schlaf.

Er aber, in Aufruhr und Fieber, fand keinen Frieden. Er warf und wälzte sich und wendete die schwülen Kissen. Ihm brannte der Schlund.

Er sprang heraus, gierig um Wasser, und schlürfte und netzte sich die Augen und tauchte unter in's Becken und in einem großen Meere hätte er schwimmen mögen, daß nur dieser lechzende, würgende Durst gekühlt würde. Und dann, die Vorhänge zu, sie nicht zu wecken, und Licht gemacht, wanderte er und wanderte athemlos und über Berge hätte er wandern mögen, steil in's Eis, daß er nur irgendwo sich entliefe. Und er fragte sich, was denn das wäre.

Ja, das war das Glück, aus dem Verstande ließ es sich beweisen. Es war das Glück, das große Glück. Es hatte nur noch nicht die Gewohnheit.

Es konnte ganz gewiß nichts anderes sein als das Glück. Nur seltsam freilich war es, sehr verwunderlich, wie er es empfand. Er hatte sich das Gefühl eigentlich anders gedacht, wenn es endlich käme, das große Glück.

Nämlich, weil es so jäh und botenlos gekommen war — ja, offenbar deshalb! Wenn er sich hätte vorbereiten und rüsten können, es zu empfangen — aber wie mochte er das auch denken! Ganz außer dem Programm, unvermutet auf einmal war es da.

Er stellte es sich in kräftigen Gründen eindringlich vor, wie glücklich er zu sein hätte. Er machte sich darauf aufmerksam, was dieses bedeutete, jungfräulichen Leib und jungfräuliches Herz gewonnen zu haben, und führte es sich zu Gemüthe, von welchem Umfang und von welchem Inhalt dieser seltene Genuß war, der die Sinne und die Sehnsucht und auch zugleich die Eitelkeit befriedigen konnte. So, durch deutliche Begriffe, verbesserte er sein Gefühl.

So stimmte er sich. Dann, gewissenhaft, Punkt für Punkt, wiederholte er im Geiste die erste Liebe, die sie ihm gewährt hatte. Und jetzt, wie er es jetzt empfand, war es schon sehr schön und angenehm.

Draußen graute der Morgen und die Bäume schüttelten sich. Leise schlug er den Vorhang zurück. Sie athmete sanft. Er kniete nieder und inbrünstig küßte er die rosige Sohle ihres Fußes, der aus der Decke sah. Und so, in der Haltung des Betenden, entschlief er.

VI.

Er erzählt gern, unter den Freunden, wenn vom Weibe verhandelt wird, mit Schmähung meist und sehr verächtlich — dann erzählt er seitdem immer wieder den „Fall Fifi“ als einen beweiskräftigen für die Gewalt der Liebe: wie sie sich ihm, nur einmal deutlich ihres Dranges, schlicht und einfältig hingegeben, ohne erkünstelte Scham, ohne falsche Zier, ohne marktschreierisch erst ihren Werth anzukündigen, in einem ganzen, vollen und echten Gefühl; so, bei aller natürlichen Verworfenheit, vermag die Frau reines und selbstloses Opfer, wenn sie nur liebt; aber dieses freilich ist wenigen Männern gegeben, Leidenschaft zu wecken, weil dazu eine besondere, große und kühne Natur gehört, und dann, statt ihre eigene Ohnmacht und Erbärmlichkeit, klagen sie die armen Dinger an, die doch ganz unschuldig sind, im Grunde . . .
. . . .

Den hätte sie gut zugerichtet, vor vier Wochen, damals, als sie ihn kennen lernte, — aber schon gehörig mit Hohn und Entrüstung, wenn es ihr einer voraussagte. Eine von diesen werden, verloren und verächtlich — nicht für ein Schloß! Nein, darin verstand sie keinen Spaß. Heirathen — anders gab's mit ihr kein Geschäft. Da mochte sich einer auf den Kopf stellen, noch so schön.

Durchaus nicht. Liebe? Ja, und dann sitzt eine da mit der Schande auf dem Buckel und vielleicht gar einem Bankert noch obendrein, womöglich.

Nein, nein — verlorene Mühe. Durchaus nicht.

Und schon gar nicht — wie einer nur so dumm

sein konnte, sich das einzubilden! — so einen Maler . . . . auf welche gar kein Verlaß ist, bekanntlich . . . und dermaßen verdreht . . . und ein Ausländer auch noch. Das hätte schon ein ganz anderer Prinz sein müssen, der sie versuchen konnte — wie man's in den Märchen liest, was Feines. Aber dieses schlottrige Gestell — und wie er erst angezogen war, schauderhaft, aus aller Mode, Faschingsdienstag.

Und auch dieses, man sah es gleich: überhaupt kein ernsthafter Mensch. Er war so furchtbar komisch — was er oft für Meinungen hatte, und auch sein Accent und halt überhaupt das Ganze und wenn er gar erst mit dem Zärtlichen anfing — na, wenn sie da unten alle so waren, da unten an der Donau, bei Rußland —. Aber es mochte wohl noch ein sehr wildes Land sein.

Nein, mit ihm hatte es keine Gefahr. Das wenigstens war sicher.

Und gerade deshalb.

Gerade deshalb gab sie ihm Antwort, gab ihm Wiedersehen, Woche um Woche, Tag für Tag. Gar keine Gefahr und so viel Vergnügen. Denn wenn er Keiner zum Heirathen war, zur Unterhaltung, dafür, ja, war er ganz vorzüglich.

Und sauer genug, wahrhaftig, durch vierzehn Stunden alle Tage, athemlos in den Nebel hinaus, kaum noch die Röcke eilig gebunden, daß es nur gerade über die Straße hielt, und die Schuhe richtig zu knöpfen war schon gar nicht zu denken, sondern nur den ersten und den letzten und einen in der Mitte, und das Frühstück noch kaum hinunter geschlungen und nur gelaufen, mit dieser diebischen Angst, denn vom Lohne fraß jede Verspätung, und dann ohne Rast die Leitern hinauf

und hinab, tausendmal, zwischen den Kisten und Kasten, im Staube, und immer gehorsam und demüthig und dankbar immer, als wär's noch weiß Gott welche Gnade, sich so schinden zu dürfen, für diese dreißig Hungerfranken, und kein Mensch fragte, ob man auch heute g'rad' aufgelegt war, und jetzt Einem Handschuhe anpassen, der die Finger nicht spreizen will, und der Andere suchte zwei Stunden die schönste Cravate und am Ende war sie zu theuer, und Alle machten das dümmste Gesicht und Keinem sollte man's sagen — ah, redlich genug, wahrhaftig, und manchmal wollte es schon gar nicht mehr Abend werden und gar nimmer neune schlagen, redlich und sauer genug, mein lieber Gott, verdiente sich das bischen Vergnügen, das Plaudern und das Lachen die Viertelstunde am Abend.

Lachen, ja. Wenn sie nicht lachte, lebte sie nicht. Sonst hatte man ja nichts. Darin badete sie Verdruß und Kummer weg. Es kam ihr gleich das Weinen an, wenn sie nicht lachen durfte.

Lachen, lachen — und das war mit ihm in tausend immer neuen Neckereien ein Lachen ohne Ende, unermüdlich, unerschöpflich, aus dem Zwerchfell und bis zu Thränen. Komischeren Menschen konnte man sich nicht denken, so pudelnärrisch und verwurstelt, mit seinen Einfällen und Geschichten. Und wenn er gar erst die ernste Note schlug, dann wollte sie platzen, wenn er den Feierlichen und Großartigen machte.

Und das war es, was sie brauchte, so etwas.

Sonst lieber gleich in die Seine.

Wirklich, manchmal dachte sie es ernstlich. Die Cousine trieb's zu arg, das Scheusal.

Nämlich gerade solche boshafte Sachen. Ohne Sinn, nur einen zu quälen und muthwillig jede Laune zu verderben, ganz überflüssig, als ob es nicht ohnedies schon nothwendigen Verdruß genug gäbe, unvermeidlichen. Und nur immer an einem herumgepenzt, mit Lehre und Vorschrift, bis man ganz dumm wurde davon, und nichts war recht und das Keifen rastete niemals. Und „ein wohlerzogenes Mädchen läßt den Kamm nicht auf den Kamin, alle Haare daran“ — als ob das jemandem was geschadet hätte, die paar Goldfäden! — und „ein wohlerzogenes Mädchen wirft nicht Mantel und Hut aufs Bett und den nassen Schirm über den Tisch, daß ein ganzer See davon wird“ — wär' sie nur einmal d'rin ersoffen! — und sicher wie einen was vergnügte, was es nur sein mochte, gleich, ganz gewiß, „schickte sich das nicht“ und lauter solche Dummheiten, die keinen was angingen, da man doch in der Republik war, wo jeder thut, was ihn freut; und „wohlerzogen,“ das ist recht schön, wenn man Geld genug und sonst nichts zu thun hat, da kann man sich die Zeit damit vertreiben.

Und nur ja keine Freude jemals, als wäre das gleich das schlimmste Verbrechen, einmal heiter und froh zu sein, mit Springen und mit Tanzen. Das reine Kloster — aber da faullenzen sie sich wenigstens gehörig aus. Und nur arbeiten, arbeiten immerfort, wie ein Karrenhund, und nichts als arbeiten ohne Hoffnung, als ob man dazu allein nur auf der Welt wäre.

Und da weinte sie manchmal aus Mitleid mit sich selber, in der Nacht, wenn sie jäh erwachte, weil es ihr einfiel, daß sie doch eigentlich gar nichts hatte vom Leben und recht zu bedauern war. Und immer gleich

sollte das so fort gehen, Tag für Tag, ein Jahr wie das andere, bis ihre ganze Jugend verpaßt wäre, und sie wußte sich gar keine Hilfe — denn wo heirathet denn heute einer noch ein armes Mädchen!

Oh, ihr Gewissen war in schönster Ordnung. Besseres fand man nicht leicht. Sie wußte ganz genau die Grenze, die das gute Recht von unerlaubten Launen scheidet. Da brauchte man keine Angst zu haben. Wenn ihr nicht gerade die Cousine die Ohren anbimmelte, wie eine Roßfliege, daß ihr der Verstand scheu ausriß, vor lauter Verdruß, und sie am liebsten nur gleich dreinhauen wollte. Dann freilich stand sie für nichts — da war alles möglich.

Sie wollte sicher nichts schlechtes. Ah, wenn sie schlechtes gewollt hätte, daran fehlt's einem wahrhaftig nicht, in der großen Stadt, wenn man jung und hübsch, und dann ist auf einmal gleich alles da, Geld und Glück und was man sich nur wünscht, man braucht sich's nur zu wählen — wenn man schlecht sein wollte. Da hat man's wahrhaftig nicht nöthig, sich vierzehn Stunden Arbeit lang zu rackern, sondern ein kleines Hotel und vierspännig mit einem Mohren und Spargel das ganze Jahr, sogar im Winter.

Aber nein! Lieber gestorben. Keinem mehr ehrlich in's Auge schauen können, denn das merkt sich ja doch gleich; und freilich, das ist schon wahr, freilich stehen sie im Gil Blas, hochberühmt und wunderschön beschrieben, unter lauter Gräfinnen, aber die Polizei geniert das gar nicht; und zuletzt — man war doch nicht von heute, sondern vieles lernte sich im Magazin — das schmutzige Krankenhaus, zerfressene Nase und den Gaumen ganz verfault.

Niemals, niemals!

Nein, sie hörte nicht auf die Versuchung. Sie blieb brav. Sie hielt was auf sich.

Sie fuhr fort zu arbeiten, bescheiden und geduldig, immer ergeben, ohne Murren, bis in die Nacht, im schwülen Gase, das Schwindel gab, bis ihr die Kniee brachen, bis ihr die Kehle erstickte, bis sie das Fieber warf.

Brav bleiben — ja, das wollte sie. Wenn es auch manchmal hart ankommt, es ist doch das gescheiteste zuletzt. Brav bleiben, muthig und zähe. Nicht nachgeben, wenn man manchmal auch alles hinwerfen möchte. Es geht schon wieder vorüber. Und sie sind auch gar zu schauderhaft häßlich, glatzköpfig und alt, meistens, die einem das Aushalten antragen. — nein, brav bleiben, arbeiten, hoffen.

Aber wenn sie ihre Pflicht that, dann, dafür, verlangte sie auch ihr Recht und das ließ sie sich nimmermehr einreden, daß die einen nur immer sich rackern sollten und die anderen nur immer sich vergnügen. Schöne Gerechtigkeit! Man war doch endlich sozusagen auch ein Mensch und rechtschaffenes Fest nach rechtschaffener Arbeit, das war nur billig.

Soll sie brummen, die Cousine.

Aufs Jahr war sie ohnedies einundzwanzig. Dann — empfehle ich mich ergebenst!

Aufs Jahr, aufs Jahr!

Durchbrennen — manchmal dachte sie daran — hätte sie freilich auch schon können. Wer findet einen denn in der großen Stadt und überanstrengt hätten sie sich mit dem Suchen ohnedies nicht. Aber nur, das war

es, dann mußte sie aus ihrem Platz weg und wie, bis sie einen neuen fände, ja wovon einstweilen sollte sie leben?

Ja, das war es. Das überfiel sie, auf diesen hastigen Wanderungen, wenn der Zorn sie hinaus jagte, nachts, mit Verwünschungen, ohne Ziel, wie die Zigeunerinnen laufen, wenn das Blut in ihnen ruft, nur vorwärts, blind vorwärts, nimmermehr zurück, durch das enge und schwarze Gegasse der alten Stadt, zwischen gierigen Blicken und schmutzigen Anträgen und lüsternen Griffen, von den Händlerinnen verfolgt und von den Zuhältern bedroht — diese entsetzliche Angst des Hungers und der Schande fiel über sie, drosselte ihr die Kehle und schleifte sie wieder zurück, immer wieder, trotz allen Schwüren, immer wieder zurück in den nadeligen Hohn der Cousine. Ah, das verfluchte Geld, das verfluchte Geld!

Bleiben, ausharren. Mit verbissenen Zähnen. Aufs Jahr, aufs Jahr!

Aber gefallen ließ sie sich nichts mehr, nichts mehr dreinreden. Mochte sie belfern! Zum einen Ohr hinein und zum andern wieder hinaus — und sie that, was ihr gefiel, und wenn sich vor Kummer und Schmerz alle Cousinen der Welt erhängten. Punktum!

Ihr Recht ließ sie sich einmal nicht verkümmern, das giebt's nicht — man wäre schön dumm. Und es war ihr Recht und nichts als ihr Recht, was sie begehrte: das bischen, das lächerlich bischen Vergnügen. Und sie würde es schon durchsetzen, das wollte sie doch sehen, wenn sie nur zähe und unnachgiebig und unerbittlich blieb. Sie würde sich die Cousine schon erziehen, warte nur, mit der Zeit — sind ganz andere schon mürbe geworden. Durch Zank und Fehde, wenn's nicht

anders ging — man mußte ihr nur die Haare auf den Zähnen zeigen. Mit dem Gutmüthigen kommt man nicht durch, heutzutage.

Kampf, hartnäckig und unverdrossen, heimlichen, meuchlerischen, listig schleichenden Kampf, alle Tage, vom Morgen zum Abend, Kampf um die Freude!

Aber es dauerte nicht lange, da ward ihr der Kampf selbst eine Freude, unverhofft und von seltsamem Reize aller Sinne, aller Nerven, und gierig, wie einen herben tropischen Geruch, schmeckte sie die Wollust, Wehe zu thun und Wunde zu stechen, mit tückischen, verstohlenen Griffen, hinterrücks, während die Lippen Freundschaft grinsten.

Und sie fing an — ah, sie kannte ja die Cousine, „als ob sie sie gemacht hätte" — mit dickem Blaustift große, breite Ringe in die Augenlider zu kreisen, weil die Cousine das „schauderhaft Cocotte" fand.

Und sie fing an, jedem Zudringlichen Neigung zu heucheln und einen Liebesbrief abzubetteln, weil vor diesen gewaltsamen und ungestümen Männerschriften, welche die Begierde aufblies, die Cousine bei jeder neuen Post vor Klage und Verdruß ganz aus dem Häuschen kam.

Und sie fing an, unschuldig von Miene wie ein herziges Lämmchen, indem sie die Aeuglein ganz winzig kniff, in den abscheulichsten Worten, wie sie sie unter den Packträgern des Magazins zusammenkehrte, von den abscheulichsten Dingen zu schwatzen, vor denen sie selber lieber gleich davongelaufen wäre, als von etwas Natürlichem und Selbstverständlichem, wie schon das Leben einmal ist, und ganz verwundert, daß eines so alt-

modisch sein könnte, sich daran zu stoßen — nur die Cousine zu erbosen, zu verbittern, zu empören.

Sie sollte es nur auch einmal sehen, wie das ist.

Und wie sie das prickelte, kalt und warm zugleich, vom Nacken hinunter über den ganzen Leib, wenn sie dann endlich aufklappte wie ein Federmesser, vor Wuth, die dürre Cousine, als wollte sie ihr ins Gesicht springen und gleich die Nase wegbeißen! Sie sollte es nur probieren! Dann konnte sie sich aber ihre Perrücke suchen, drei Wochen lang, und in allen Winkeln die Fetzen zusammenklauben!

Zwicken, stechen, kratzen — warte nur, Du sollst es schon spüren.

Bis sie ihr auf einmal wieder, in einem plötzlichen Anfall von Schreck und Mitleid, um Verzeihung an den Hals flog, mit zerknirschter Reue und in heißen Thränen heiligen Eiden, daß sie es gewiß nimmer thun werde; besonders wenn draußen schönes Wetter war: denn sie konnte Niemandem böse sein, wenn die Sonne schien.

Ah, wenn sie ihr da ein gutes Wort gegeben hätte, ein einziges gutes Wort einmal, Liebe und Trost! Man hätte so schön und angenehm zusammen leben können, wenn man sich vertrug und Eines dem Anderen half, das Böse zu vergessen und hie und da ein bischen Freude zu genießen! Und da hätte man sich Abends am Kamine zusammengesetzt, ganz dicht, und freundliche Geschichten erzählt, während die Lampe schnurrte, und sich an den Maaßliebchen die Zukunft ausgezupft, ob sie einen nicht doch vielleicht ein ganz klein wenig gern haben würde, später einmal.

Ein einziges versöhnliches Wort einmal — sie

lechzte mit fieberischem Durste. Ein einziges versöhnliches Wort — und alles war vergessen und vergeben und alles wurde noch gut. Sie wollte ja gewiß brav und folgsam sein und nimmermehr aufmucken, wenn gleich Verdrießliches geschah, weil man's halt einmal tragen muß.

Sie war doch nur deswegen so boshaft manchmal, ruppig und zänkisch, weil sie lieber lustig gewesen wäre.

Aber nein, wie sie auch flehte und rang, kein Wort jemals, keine leise Silbe der Liebe!

Freilich, zuletzt, aus manchen Zeichen konnte sie es spüren: im Grunde liebte die Cousine sie trotz alledem. Aber davon hat man nichts, wenn's einem nicht gesagt wird. Das braucht man, daß es einem fleißig wiederholt wird, in kräftigen Versicherungen. Ohne das kann man nicht leben. So eine geheime Liebe, die sich versteckt, die heißt gar nichts.

Und wenn man Liebe und Freude daheim nicht fand, dann, natürlich, suchte man sie eben draußen, ganz einfach. Die Schande war doch auch zu groß, daß sie noch niemals auf der Seine gefahren und auf die Julisäule gestiegen war; man durfte es ja gar Niemandem sagen. Sondern immer nur in diesen dummen Jardin d'Acclimatation, an ihrem Geburtstage, alle Jahr; aber von dem bischen Kameel wird man auch nicht fett.

Und damit hatte es angefangen, mit dem Trotz gegen die Cousine und mit der Begierde nach der Freude, daß sie ihm Ja sagte und zum Wiedersehen kam. Sie hatte einen sehr schlauen Plan: sie wollte es ihm von einem Mal auf das andere versprechen und so, ohne sich herzugeben, konnte sie viel Vergnügen von

ihm gewinnen. Bis er es endlich überdrüssig, na, dann mußte sie sich halt um einen Anderen umsehen.

Damit hatte es angefangen und sie wiederholte es sich alle Tage, daß solche ehrbare Freude gewiß nichts Schlechtes, sondern erlaubt war, nützlich sogar für die Arbeit, welche ihr ganz anders von der Hand lief, wenn liebliche Hoffnungen sie begleiteten. Das war man sich schuldig, sich nicht ganz zu versauern, sondern etwas zu thun für seine Jugend. Und das ging keinen Menschen was an, keinen auf der ganzen Welt, am wenigsten eine Cousine, was ohnedies nur so eine Verwandtschaft zum Du-Sagen ist und zu nichts weiter.

Damit hatte es angefangen und sie war ganz sicher, daß es bei diesem Anfang bliebe, erstens weil sie Grundsätze hatte und zweitens weil sie heirathen wollte, um selber ein kleines Geschäft aufzuthun, und drittens weil sie ihn ja gar nicht liebte.

Zuerst, da lachte sie ja überhaupt blos, wie er nur so närrisch sein konnte, ihr das zuzumuthen; später, manchmal, in einsamer Kammer, wenn das Licht gelöscht und sie unter die kalte Decke geschlüpft war, in holder Erinnerung, wie schmeichlerisch und buhlerisch er ihr zugeredet hatte, da prüfte sie sich ernsthaft, ob es sich nicht vielleicht doch machen ließe, ihn zu lieben, weil er ihr leid that und sie sich schämte, sein Vertrauen zu betrügen. Wenn er auch freilich nicht schön war — aber was kauft man sich denn endlich für die Schönheit? — war er doch sicher herzensgut und mußte sie wohl recht gern haben: denn jedesmal brachte er Rosen, die wunderschönsten Rosen, große gelbe zumal, die gar nimmer verwelkten — und der Cousine stiegen sie in die Nase,

daß sie bersten wollte, vor Argwohn — und einmal, als sie sich versteckte unter den Hallen, neugierig, was er begänne, da hatte er zwei Stunden gewartet, geduldig, an der Laterne, der Wind blies, zwei volle Stunden, und war nur ganz selig und dankbar, ohne Vorwurf, daß sie am Ende überhaupt kam. Ja, gut war er schon — wenn er nur nicht so komisch gewesen wäre, gar so drollig verwutzelt! Man konnte doch gar keinen Respect vor ihm haben. Und das gehört dazu.

Nein, sagte sie sich dann immer wieder, es ging mit dem besten Willen nicht. Und was sollte dabei auch herauskommen?

Schön mußte es freilich sein, sehr schön, Jemanden zu haben, der einen liebte und dem man's erwiderte. Es war vielleicht zuletzt ganz gleich, mit wem, wenn man nur überhaupt liebte. Sie hatte eine große Sehnsucht, gegen irgendwen recht gut zu sein — und mit den anderen konnte man es ja nicht, weil sie es nicht verdienten.

Verdient hätte er es, ganz gewiß, das sah man schon ..... aber wenn er nur wenigstens kein Ausländer wäre! Das in den Zeitungen, das war ja übertrieben ... sie waren auch Menschen, und Oesterreich, hatte er ihr gesagt, ist weit von den Deutschen. Aber Liebe, Liebe mit einem Fremden — nein, das konnte sie sich nimmermehr vorstellen, wußte selbst nicht, warum, und es däuchte ihr Verrath, wußte selbst nicht, woran.

Sie war wirklich ein armes Hascherl. Gerade der Eine, nachdem sie ihn endlich gefunden, mit dem war's auch wieder nichts.

Und da zog sie endlich das Linnen über die Nase

und kroch tief in die Kissen und schloß die Augen recht fest zu, nur zu vergessen, nimmermehr daran zu denken, einzuschlafen. Was brauchte sie ihn denn auch gleich zu lieben? Ein bischen gern konnte sie ihn ja haben — und das vergnügte sie und das ärgerte die Cousine.

Aber da that die Cousine den Staatsstreich.

Es war ja wahrhaftig mit dem Mädel nicht mehr auszuhalten; so boshaft hatte sie's doch noch niemals zuvor getrieben. Offenbar hetzte sie wer auf; eine Liebschaft, sicherlich, steckte dahinter, die ihr den Verstand ausdrehte. Und die Aengstliche, welche nur um jeden Preis den Wildfang in eine sichere Ehe steuern wollte, bevor's zu spät und ein Unglück geschehen war, sann und sann, wie sie wohl wieder in Ordnung zu bringen wäre; aber natürlich, solange sie nicht wüßte, was eigentlich —

Also den Koffer auf, den sie neuestens gar mit verdächtigem Fleiße versperrte — das Einfachste. Zunächst seine Briefe, eine ganze Sammlung von allen Formen und Größen, auf Waschzetteln, alten Rechnungen, Visitkarten, eigenen und fremden, oder auch im Café hingeschmiert, wie der Stempel im Papier bewies, mit Absynthflecken oder Brandlöchern der Cigarette, in einem wilden, fieberischen, tropischen Stil, der nichts mit dem gebräuchlichen Namen in der üblichen Wendung hieß, sondern sich um unerhörte, dunkle, seltsame Wortneuerungen in sonderbarer und gewaltsamer Fügung peinigte, von ungestümer, zügelloser, trotziger Begehrlichkeit, die sich nicht genug thun konnte, die alles heraussagte und noch etwas mehr, die schnaubte und raste, mit einer lechzenden und schwindsüchtigen Empfindsamkeit

vermischt, die Hälfte Baudelaire und die andere Künstlerwälsch, richtige „Decadençe“, Preisschriften der Akademie Goncourt, aber welche die arme Cousine ganz zigeunerhaft und banditenmäßig erschreckten — so schlimm hatte es wahrhaftig ihr schwärzester Argwohn nicht gewähnt. Und nun noch überdies — ganz unten, Cabinetformat — sein Bild, als österreichischer Reservefeldwebel, weil er sich in der Uniform wirksamer glaubte: der Feind, der geschworene Erbfeind!

Rasch handeln und gründlich. Einen einzigen Rath und eine einzige Hilfe: sie mußte in ein Geschäft, wo sie nicht blos verköstigt, sondern auch genächtigt war, daß man sie einfach nicht aus dem Hause ließe. Den nämlichen Abend noch wurde es ihr verkündigt.

„Gut“, sagte Fifi, sonst nichts. Sie lärmte nicht, klagte nicht, widersetzte sich nicht. Sie war ganz ruhig: denn jetzt war es entschieden.

Jetzt war es entschieden. Jetzt brauchte sie nicht länger zu planen und zu sinnen, hin und her zu denken, Entschlüsse zu formen und zu verwerfen. Jetzt war es entschieden. Die Cousine wollte es nicht anders. Die Cousine allein traf die Schuld.

Es war immerhin angenehm. Wenigstens gab's keine Zweifel mehr, kein Zaudern und kein Schwanken. Und die Verantwortung wenigstens war von ihr genommen. Wenn ein Unglück geschah, hatte die Cousine es nur sich selber zuzuschreiben. Fast wünschte sie, daß ein Unglück geschähe.

Ohne ihn leben? Ohne selbst diese eilige Stunde am Abend — sondern höchstens die Sonntage blos? Die ganze Woche, ohne seine guten Worte zu hören

und in sein liebes Gesicht zu schauen? Das ertrüge sie nimmermehr. Jetzt fühlte sie es. Jetzt das erste Mal fühlte sie es, daß sie ihn liebte.

Also sagte sie der Cousine kein Wort, sondern dachte nur: „Du wirst es schon sehen". Und den ganzen Abend stellte sie sich das vor, was sie für Augen machen würde, morgen, vor Schreck, Kummer und Reue. Und die Cousine, die ungeberdigen Trotz erwartet hatte, wunderte sich, wie gelassen, leicht gefaßt, fast heiter sie es ertrug — weil sie eben im Grunde doch ein sehr gutes Kind sei.

Den anderen Morgen erwartete sie einen günstigen Augenblick, bis es unbemerkt geschehen konnte, schnürte ihr Bündel und rückte aus dem Hause, in welchem sie nichts verließ, als Neid, Tücke und Bosheit. Es war, wahrhaftig, kein schwerer Abschied, und nur das Eine that ihr leid, daß sie nicht heimlich die Scene belauschen konnte, wenn die Cousine vom Markte zurückkehrte und das Nest leer fände.

So einfach zu ihm laufen, nach seiner Wohnung, nein, das konnte sie doch nicht. Es hätte ihn freilich sehr gefreut, aber nein, nein, ehrbar wollte sie bleiben. Sie nahm sich ein Zimmer, einstweilen würde er ihr schon das Geld leihen, und dann suchte sie sich einen neuen Platz, mit ihren Zeugnissen war das nicht schwer — und alles blieb beim Alten, nur daß sie Freiheit und Freude dazu gewonnen hatte.

Drüben, auf dem anderen Ufer, weil es da billiger — und zufällig war's auch näher bei ihm. In der Rue de la Harpe, ganz am Anfange des Michel, gleich links, einigte sie sich mit einer vertraulichen Wirthin,

die in ähnlichen Beispielen erfahren schien; und man sah, daß sie sich ihrer Leute annahm. Fünf Franken gab sie einstweilen, als Angabe; die letzten, die sie besaß. Und gleich kletterte sie in das schmale Dachkämmerchen empor, auszupacken, sich einzurichten, in ihrem neuen Heim, das ihr ganz allein gehörte und in dem sie nach ihrem Willen und nach ihrer Wohlmeinung alles ordnen konnte, ganz wie es ihr behagte, und jeden Tag anders, wenn es ihr Spaß machte, ohne irgendwen zu befragen, ohne von irgendwem berathen oder befohlen zu werden, endlich Herrin über sich selbst, ganz allein. Freilich war es wohl ein bischen knapp mit dem Raum und gefährlich, wenn man sich umdrehen wollte, aber dafür konnte man dem Himmel in die Töpfe gucken, wie er die Wolken braut, und über den braunen Dächern tanzte die schlanke Silbernadel der heiligen Kapelle.

Nachdem sie ihre Visitkarte an die Thüre genagelt, damit die Leute wüßten, wer hier eingezogen war, und ihre Kleider säuberlich theils in dem Mauerschrank, theils an dem großen Nagel untergebracht hatte, setzte sie sich, zur Rast, auf den Bettrand, ganz vorn, daß sie gerade noch mit den Zehen den Boden berührte, und dachte nach.

Sie dachte an das Gesicht, das die Cousine jetzt machen würde. Und dann dachte sie, daß sie jetzt alles thun könne, was sie nur wolle. Und dann dachte sie, daß sie seit dem Morgen nichts gegessen hatte.

Weil sie aber kein Geld besaß, hielt sie es für das Vernünftigste, sich schlafen zu legen, wenn es gleich erst drei Uhr am Tage war. Sie entkleidete sich rasch und warf das Mieder mitten ins Zimmer, was sie jetzt

jeden Abend thun könnte, ohne von irgendwem einen Vorwurf zu hören. Und sie konnte ein paar Stunden schlafen oder, wenn sie wollte, auch zwei Tage und den nächsten Morgen konnte sie sich den Café ins Bett bringen lassen, alles wie sie es wollte.

Das Leben war wirklich sehr schön, wenn man nur den Muth besaß, sich von den falschen Cousinen zu befreien, die es vergiften. Und damit schlief sie ein. Und sie schlief sehr lange.

Sie schlief tief, friedlich, kein Traum wagte sich heran. Aber wie sie um Mitternacht plötzlich erwachte, erschrak sie, weil sie es vergessen hatte, und war verwundert und mußte sich erst eine Weile besinnen. Vom Michel herüber gellten Studentensänge, ein schrilles Jauchzen ohne Unterlaß, und dann hörte sie nebenan, durch die dünne Wand, ein Schnauben und Röcheln und Knirschen, schaurig, wie von hungrigen Schakalen, und manchmal von einem heiseren, in die Fistel verschlagenen Hilferuf wie aus tödtlicher Mordesangst zerschnitten oder von klatschenden Küssen, welche wie Peitsche schallten, erstickt, bis der stöhnende Krampf aus gedrosseltem Schlund herauf, als ob Stimmbänder zersägt würden, am Ende alles wieder verschlang. Sie fürchtete sich.

Sie sprang eilig heraus und schob den Riegel zu, als stünde vor der Thüre eine große Gefahr. Und weil es sehr schwül und dumpf war, öffnete sie das Fenster ein wenig und wollte in die flimmernden Sterne schauen. Aber es spritzte zu ihr von den Dirnen, welche an der Ecke den Schwärmern auflauerten, der Koth schmutziger Späße und ein trunkener Sergeant, mit unzüchtigen Geberden, lallte herauf, sie sollte ihm

nur den Schlüssel hinunter werfen, sie würde es nicht bereuen.

Da schüttelte sie ein Schauer von Ekel und Grauen vor dieser Welt, in welcher ringsum nur Laster und nur Feindschaft und nur Hohn waren, und zitternd kroch sie unter die Kissen, nichts mehr zu sehen von ihr, und verstopfte sich die Ohren, nichts mehr von ihr zu hören, und wagte kaum zu athmen und betete inbrünstig, es möchte nur Morgen werden. Und es kam, in Fieber und in Thränen, während der Schlaf sich verweigerte, eine namenlose Sehnsucht über sie, nach dem Einzigen, den sie liebte und der ihr gut war und dem sie sich vertrauen konnte, daß sie am liebsten gleich hinausgelaufen wäre an seine Brust, mitten in der Nacht. Sie hatte es ja früher nimmermehr gewußt, wie mächtig und gebieterisch diese Liebe war, unwiderstehlich in Befehlen.

Wie es nur graute, kleidete sie sich an, ging hin. Aber sie vermochte es nicht anzuklopfen, einzutreten, fand nicht die Kraft, so oft sie sich auch ihren Vorsatz wiederholte und daß es ja doch einmal entschieden war. Sondern sie strich vier Stunden auf dem Boulevard herum, in großen Schmerzen, immer um seine Thüre, ob sie ihm nicht zufällig begegne: denn den Muth, ihn aufzusuchen, würde sie ja niemals, niemals gewinnen.

Endlich, als sie sich kaum mehr aufrecht hielt vor Müde und vor Hunger, versetzte sie bei einem Vermittler ihr Ohrgehänge und den Ring, um frühstücken zu können. Es ward ihr darauf etwas leichter und wie sie dann im Luxemburger Garten die Musik anhörte, faßte sie wieder frischen Muth, während sie neugierig

die steinernen Königinnen betrachtete und sich wunderte, daß sie so häßlich gekleidet waren, ganz ohne Chic, besonders die Louise von Savoien. Und nachdem sie das dritte Mal um den medicäischen Brunnen herumgekommen, war es beschlossene Sache, erst wenn sie einen neuen Platz gefunden hätte, zu ihm zu gehen; sie konnte dann ganz anders vor ihn treten.

Aber nach der dritten Nacht ertrug sie es nicht länger. Lieber wollte sie sterben. Was er auch denken mochte — aber liebte er sie denn nicht und liebte sie ihn denn nicht? Also nahm sie die Kraft zusammen und überwand das Zaudern. Und sie sagte es ihm, wie sie die Cousine verlassen hatte, um ihm zu folgen, weil sie ja nicht leben konnte ohne ihn, und gab sich ihm hin.

VII.

„Denn es ist ja doch wirklich eine Schande!"

Und zugleich, mit einem behenden Ruck, auf den der Träumende nicht gefaßt war, tauchte sie aus seiner Umarmung. Es läutete Mittag.

Aber er wollte sie nicht lassen, sondern haschte und umschlang sie von hinten und bog ihren entfliehenden Rücken auf seine Lippen zurück, daß ihre Locken über ihn rollten. Da glitt sie listig, während seine Finger in den Brüsten wühlten, ganz sachte in die Kniee hinab und war ihm unter dem Griffe, ehe er es merkte, mit glatter Windung entschlüpft. Und nun wälzte sie sich, von dem fransigen Vließe des Teppichs schmeichlerisch gestreichelt, und lachte und klatschte und jauchzte und verspottete ihn.

Dann bekleidete sie mit seinen weichen, weiten Filzpantoffeln, in denen sie versanken, ihre Füßchen, welche von Küssen verwundet waren, und stampfte gravitätisch, mit einer sehr würdigen und kaiserlichen Miene, und sang, indem sie mit dem Kopfe den Takt dazu pendelte, ein altes feierliches Kirchenlied, Aber plötzlich, aufrecht auf einem Beine, schnellte sie mit dem Schwunge des andern den Schuh hoch, um ihn durch eine flinke und zuversichtliche Geberde wieder aufzufangen. In dieser anmuthigen Posa verweilte sie.

Sie stieß den Laden nach dem Garten auf, aus welchem der Flieder süße Grüße schickte.

Er rührte sich nicht, sondern schlürfte nur mit lauschend ausgestreckten Sinnen diesen Duft von Blumen und Fleisch. Das war ihm so unsäglich gut, nichts

besseres wußte er zu wünschen. Nur immer noch mehr hätte er trinken mögen, je mehr er davon trank.

Er hielt sich ganz stille. Nur manchmal, als ob er einem Gedanken ausweichen wollte, der herauf steigen könnte, neigte er leise, langsam das Haupt nach der Seite, wie der Gekreuzigte gemalt wird. Nur manchmal, als ob er eine Erinnerung ersticken wollte, vergrub er sich tiefer in die zerknüllten Kissen, welche von dem Athem ihrer Säfte in allen Poren geschwängert waren.

Er hatte in reichen Gefühlen keinen Gedanken als diesen einen, in welchem er verweilte: daß es ihm vorkam, wenn er das Auge öffnete, nichts als mit schwarzem Strich sein eigenes Lid auf einem sehr weißen Grunde zu sehen. Er dachte sich, daß das doch merkwürdig war, wenn das Auge sich selber erblickte, und spielte damit, es durch Wiederholungen auszuproben. Und es fiel ihm ein, ob es einem nicht gelingen könnte, einmal den ganzen Körper auf diese Weise anzuschauen, so von innen heraus, die Seelenseite, welche nach dem Geiste hin liegt — wenn man sich nur die gehörige Mühe gäbe.

Da schreckte sie sein Träumen durch einen rieselnden Guß, kalt über das ganze Gesicht, daß es plätscherte. Und er, im ersten Schauer gleich, heraus und auf sie los, welche im Becken Busen und Nacken badete, und von hinten über sie her, zu rächen, und schleifte sie, wie sie auch mit Seifenschaum um sich schlug. Und sie rangen und stießen und würgten und zwickten und kitzelten und bissen sich, unter Jauchzen und Knirschen und Gellen, bis am Ende wieder in Liebeskrampf ihre Umarmung erstarrte.

Lange blieben sie ohne Wort. Sie staunte hinaus in's Leere, weit, weit um Hilfe, mit grauem, rathlosen Blick, der vergeblich suchte. Jedesmal wieder erschreckte sie die Liebe, welche sie immer begehrte, und nimmermehr vermochte sie's zu begreifen, das alles, das ewige Geheimniß.

Dann drückte er sie mit sanfter Zärtlichkeit und hatte Mitleid und Reue, das Kind so zu verwüsten. Gern hätte er geweint, recht lange und recht laut geschluchzt, wußte nicht, warum. Aber es war ihm, als könnte wohl nach solcher Seligkeit nur noch in Thränen eine neue, eine größere sein.

Und er strich ihr die verwirrten Locken aus der blassen Stirne und sein warmer Kuß trocknete ihr die versunkenen Augen und mit kosendem Finger, über Hüften und Lenden, schaukelte er leise ihre Nerven. Ihr wurde, während er tastete, als sprühte in Funken aus seinem Nagel ihr der glühende Flieder in's Fleisch, der in der Sonne schwamm, und schäumte der Sommer, der in den Gärten sang, ihr in's Blut in brennenden Bächen. Und sie erschauerten an einander und wühlten durch die Wunder ihres Leibes und krochen mit lechzenden Zungen über einander wie Bienen in Rosen um Honig.

Dann wieder lallten sie zerrissene Schwüre und lallten irre Griffe und lallten verhallende Gier. Und er leckte die Seife von ihren Fingern, den fieberischen Gaumen zu kühlen. Und sie warf sich kopfüber zurück und schlug mit dem Haupte die Wand und nagte grimmig das Holz des Bettes, als wollte sie sich die Zähne ausbeißen. Und wieder entloderte die Wuth und wieder erschöpfte sie sich und wieder flackerte sie, kaum

verloschen. Sie wollten sich ausschlürfen, eines das andere, und sich ertränken, eins in dem anderen.

Sie begriffen sich nicht. Sie waren sich so fremd und waren doch eins in dem anderen. Sie konnten nicht verwachsen und hingen doch zusammen. Sie wollten jedes in das andere hinüber, bis von dem eigenen nichts mehr übrig wäre, aber sie fanden nur immer wieder sich selbst. Das andere konnten sie nicht gewinnen, weil sie sich nicht verlieren konnten, und blieben entfernt, wenn sie sich berührten.

Und dann wieder, unter jauchzenden Gesängen, lud er sie auf seine kräftige Schulter und wie Sieger rühmliche Beute schleppte er sie durch die helle Werkstatt, in tollen Tänzen, und ganz zu höchst auf dem besonnten Sockel der Modelle richtete er ihre nackte Schönheit auf. Im wogenden Silberstaube des Lichtes erglühte von ihrem Rosenfleisch ein holder, bebender Schein, aus schwarzblauen und hellgrünen Dämpfen gewoben, welche ihr Flaum ausathmete. Und er kniete nieder und lehnte seine Küsse an ihre Hüfte und barg sein Haupt in ihrem Schooß und verehrte sie mit allen Sinnen und versank in Anbetung.

Bis, mit Gewalt und Stoß, den Fuß gegen seine Wange, sie seiner rauhen Drossel sich plötzlich entrang, schräg über die Staffelei in jähem Sprung, welche stürzte, und es dröhnte und stäubte. Und, sich wiegend und schüttelnd, unter Gesängen, vor dem Spiegel in aufrechter Würde, glättete sie ihre goldigen Schlangen, flocht sie, begann feierlichen Schmuck. Er aber, schlaff, lahm, von so viel Föhn durch die Eingeweide der Seele zerknittert und ausgefegt der letzten Kraft, hinkte, wie

ein verhetzter Jagdhund, in die Linnen zurück und kauerte sich ein und in gurgelnden Seufzern röchelte er nach Athem, während in rüttelnden Wogen Krämpfe über seine Knochen rieselten.

Und sie machte sich schön und sie schaute ihre Schönheit und vermochte es gar nicht zu begreifen, wie namenlos schön sie war, und berauschte sich und ward nicht satt. In den hastigen Tänzen des wirbelnden Lichtes rings, das neben ihrem Fleische Schatten wurde, vor dem glückstrahlenden Glase, faltete und wendete sie ihre stolze Nacktheit, wie wenn eine Priesterin ein gebenedeites Sakrament in's lauschende Volk trägt, und zeigte sich sich selber, allen flimmernden Reichthum, und durchsuchte mit prüfender Neugierde die üppige Schatzkammer ihres Leibes nach allen köstlichen Kleinoden. Bald neigte sie sich schmachtend nach sich selber, ganz leise, ganz langsam, wollüstig in der Krümmung der Brüste verweilend, tief in die Kniee, während die Lippen winkten; bald, während die Hüften kreisten, schlich ihr Nacken in schwänischen Bögen buhlerisch gegen ihr folgsames Bild, dessen zärtliche Antwort ihre Brunst entflammte, und sie schmeichelte ihm mit heißen, begehrlichen Geberden und lispelte ihm Küsse; und dann wieder plötzlich, in wildem Wurf, schnellte sie sich mänadisch kopfüber zurück, daß die Zeilen ihres Busenkorbes zum Bersten schwollen und ihr Hals in angespannten Wülsten sich blähte und ihre Locken stürzten wie steiler Gießbach.

In den Knieen, auf die Ellenbogen gestützt und unter der Last des Hauptes auf die Fäuste die Wangen hinaufgeschoben, daß sie die Furchen an der Nase ver-

tiefsten, stumpf vor sich hin, blickte er hungrig. Ihm wurde, als wären seine Sohlen von sanften Sammetnadeln leise gepinselt, immer feiner, immer zärtlicher, immer hastiger. Und diese unsägliche Wonne kroch heimlich über das Rückgrat, wälzte sich auf seinem Nacken, und immer begehrlicher, immer dringlicher, unaufhaltsam, streckte sie ihre zupfenden Nägel schon den Hals herauf nach dem furchtsamen Gehirne; aber da, dachte er, gerade wenn es am schönsten würde, da würde es auch tödtlich sein.

Und er horchte und lauschte: eine kalte Säge, schien's, schnitt ihm die Adern, sie klang aber wie eine jauchzende Geige.

Und er schnupperte und spürte: es war wie Weihrauch von einer schwülen Himmelsblume, was in rosigen und weißen Nebeln aus ihrem Fleische dampfte.

Und er kaute und nagte: er hätte sie mit knirschenden Backen zwischen den Zähnen zermalmen mögen, Brocken um Brocken, Faser für Faser, die holde Speise seiner Lust, wie er sie trinken und tasten und riechen wollte — die Sinne langten nicht für seine Gier.

Und er dachte nur immer, jetzt, jetzt gleich würde es über ihn kommen, das große Glück, aus der Wolke, die vor seinem starren Blicke wuchs, jeden Augenblick konnte es sein; aber er würde es nicht mehr erleben, weil es über die Kraft des Menschen ist, und schon wankte ihm das Gefühl, strauchelte ihm das Bewußtsein.

Und er erwartete den Streich wie ein geducktes Opfer und rüstete seine Nerven auf das schöne Sterben, die ganze Wollust dieses Todes auszukosten.

Dann aber plötzlich, bei ihrem bachantischen Rucke,

da rieselte alles in ihm und Wirbel rauschten, als ob aus tausend Brunnen brandige Ströme durch seine Adern loderten, und es war ihm um die Seele von Hoffnungen und Freuden ein taumelnder Cancan.

Es bäumte sich in ihm und warf ihn und er hatte an der Brust ein Ticken, athemräuberisch, eilig, kaum mehr erträglich; er fühlte seine Knochen und sie wurden ihm zu schwer und sie zogen ihn hinab. Es wankten und brachen Riegel und Wehren seiner Seele und aus dem Schutte flatterte in Licht Blüthe an Blüthe, Bild für Bild, die große neue Kunst. Es wichen und schwanden die Schleier und befreiten das Reine und er brauchte nur noch diese dünne Stirnhaut wegzukratzen — und er würde sie endlich, endlich die Herrliche greifen und halten, für alle Ewigkeit.

Sie war schon ganz deutlich, in immer gewisseren Gestalten. Nur sie durch unsanften Griff nicht wieder zu verscheuchen, ängstigte ihn. Und er hielt an sich und wagte keine Bewegung, bis sie sich befestigt hätte und gewachsen wäre.

Plötzlich stand in seinem Gehirne die Erinnerung auf, daß es diese ganzen vier Wochen her alle Tage so das Nämliche gewesen. Alle Tage kam der Schauer, kam die Wonne, kam der Taumel; sie vergingen, nichts geschah. Es war nur wieder ein neuer Betrug.

Aber er wollte nicht daran denken, weil es doch nichts half, nein, sondern nur erbitterte und quälte. Er wollte es vergessen, alles, selbst die Kunst, ja selbst die Kunst, die auch blos äffte. Und nichts als die Wollust, ewig die Wollust, in welcher allein die Wahrheit ist!

Und wieder über sie, wie der Trinker nach der Flasche, das Gedächtniß auszuwischen.

Aber sie hatte einstweilen den Schmuck ihrer Flechten begonnen, welche sie spitz aufgesteckt trug, nach der spanischen Weise, und drehte die Stirnlocken mit gewärmtem Eisen. Darum wollte sie von der Erneuerung der zärtlichen Spiele nichts wissen und verwehrte standhaft seine Liebkosung. Mit dem Kamme, mit der Bürste, mit dem glühenden Stifte trieb sie ihn zurück.

Dann nahm sie die Zeitung, welche der Austräger des Morgens durch die Thürritze schob, von der Schwelle, deckte ihn damit zu und wickelte ihn darein, daß er endlich Ruhe gäbe.

Lesen. Was draußen inzwischen geschehen, ob Krieg und welche Händel unter den zänkischen Völkern — nichts wußte er mehr, seit diesen vier Wochen, ohne jede Kunde und allen Geschehnissen entfremdet. Lesen . . . lesen . . . . . festhacken in den Buchstaben und die Seele ankern, müde vom ewigen Schweifen.

Aber da, kaum daß er es recht aufgefaltet hatte, gleich auf den ersten Blick — es war auf der ersten Seite, gerade über dem Buge, ganz vorn und in großem Druck — dieses schlug ihn wie Blitz.

Nein, nein, es konnte ja nicht sein, nimmermehr konnte es wahr sein.

Und er tastete die Finger über die Zeile und vergrub die Nägel, wenn schon die Augen trogen.

Und nur heraus, mit eiligen Sprüngen, in etliche Kleider, fort, fort, um die Wahrheit!

Eine rasche Lüge an sie, zum Vorwand, in abgerissenen Brüchen halbsilbig gestammelt, Abends, Abends

würde er ihr es schon erklären, und nur fort, mitten durch ihre Verwunderung, fort in Sturm.

Und wie Geier über die Beute, stieß er in dem nächsten Café auf alle Zeitungen, raffte sie zusammen, wühlte durch, eine nach der anderen, welche er nur fand, zerknitterte in Wuth und konnte es nimmermehr glauben, was alle bestätigten, weil es ja nicht möglich war.

Liebermann hatte den großen Preis.

Sie brachten es alle — mit den nämlichen Worten die gleiche Notiz. Officiell offenbar, von der Jury der Ausstellung. Nein, es war kein Reporterwitz.

Er las es in jedem Blatte, und las es wieder und dann, mit fester, langsamer, eindringlicher Stimme, las er es laut, daß jeder einzelne Buchstabe herauskollerte und mit Summen in die Wölbung hinaufschwirrte, tönend in der weiten Halle und sich lagernd in den langen Tönen, und es wurde am Ende aus den wachsenden Schwüngen, wie sie sich verschlangen, wie sie sich gesellten, an einander ereiferten, ein brausender Chor wie von grausamen letzten Gerichten, in verdammenden Posaunen.

Liebermann hatte den großen Preis. Und er beugte sich und lauschte und erwartete das Ende, den tödtlichen Streich, der es vollenden würde, von oben herab, wenn sich der Himmel öffnete.

Bis er dann plötzlich alle Blätter in einem Griff zusammenraffte und in steilem Bogen wegschleuderte, über das Billard, daß ihre Rahmen sich an dem Lampengehänge überschlugen und verfingen, weit von sich. Zahlte und fort, in Hast. In's Wandern, Wandern —

es war wie ein sausendes Räderwerk in ihm, das ihn trieb.

Er wollte ihm entlaufen, dem Schrecklichen, wohin es nicht nach könnte.

Aber es blieben, in grimmigen Tänzen, um sein Auge jene boshaften Lettern und, in knirschenden Gesängen, um sein Ohr jene höhnische Botschaft, ein unerbittliches Geleit.

Bis er dann auf einer Bank, unter duftender Linde, in Schwindel und Nebel fiel, lange.

Als er erwachte, verwundert und schwierig, sich zurecht zu finden — aber es war ein Anderer, der erwachte, ein Fremder, ein Neuer, und der den Früheren, den Alten nicht begreifen konnte, der entschlafen war.

Es war ihm gut, unter den warmen, sanften Blättern, aus welchen Wollust tropfte, und er schnupperte gierig nach den Küssen ihres Athems, während sein Auge die Sonne trank, und war ganz ins Glück verwandelt, nur daß er sich ein wenig matt und abgeschlagen empfand, mit leisen Stichen im Gehirn, wie nach einem bösen Traum im Rausche.

Da hatte er eine Anwandlung von Logik.

Er stopfte sorgsam mit erlernter Kenntniß seine Pipe, versuchte dann erst noch einmal mit gründlicher Prüfung, ob die Vertheilung auch richtig gediehen war, daß die Kräuter Luft und doch auch die gehörige Fühlung hatten, was den Stolz seines Verstandes bekräftigte, und dann entzündete er sie, beharrlich um den ganzen Rand herum. Er rückte die Mütze in den Nacken zurück, daß der Sommer frei über seine Stirne wandeln konnte, und schlug die Beine übereinander wie weiland

von der Vogelweide. Dann löste er noch die Bänder seiner Unterhose, weil sie ihm die Waden schnürten, und es sieht auch viel malerischer aus, wenn es flattert; und nachdem er so alle Vorkehrungen zur Beförderung der Vernunft eingerichtet hatte, unternahm er wieder einmal Erforschung und Berathung seines Gewissens, um mit starkem Geiste Ordnung und Richtung zu schaffen.

Er verfuhr systematisch, von einer Frage zu der anderen, nach der Reihe, daß es ja gewiß gelingen mußte. Und alle Träume, welche ihn von der Hauptstraße verlocken wollten, schüttelte er weg wie Fliegen. Er war auf einmal ganz fanatisch auf das strenge Denken.

Erstens, sagte er, die Thatsache feststellen, das äußere Ereigniß und die innere Wirkung. Was ist denn eigentlich geschehen? Wenn einmal die Prämissen gereinigt sind, die Schlüsse wachsen aus der flachen Hand, von selber.

Was ist geschehen?

Liebermann hat die Ehrenmedaille, mein alter Freund Liebermann. Das heißt, Freund — was sich halt so nennt, vom Café und Wirthshaus her, wenn man Einem Du sagt, um ihn bequemer schimpfen zu können. In vielen fröhlichen Fehden — weil er vom Malen wie ein Schuster denkt — war ich seinem kurzen Verstande stets überlegen, weshalb ich ihn aufrichtig liebgewann und seine Gesellschaft suchte, und immer haben wir uns gut vertragen und fleißig soffen wir auch zusammen, an der Isar, oft, in allen Spelunken, was Menschen an einander bringt. Und Meister Conrad, der reisige Recke der neuen Literatur, so gewaltig hünisch

im Zechen wie im Dichten, schüttelte die blonde Mähne dazu und schenkte uns vergangene und zukünftige Märchen. Das bleibt eine schöne Erinnerung, ganz gewiß.

Die andere Freundschaft freilich, die echte, die nur in den Wünschen ist, wäre mit ihm nicht möglich gewesen, weil er doch nur unter die Kleinen und Gewöhnlichen gehört, in den niedrigen Durchschnitt der gemeinen Raçe.

Aber item: mein Freund. Und wir waren ja auch von der nämlichen Gemeinde, die in der Kunst das Neue will. Schule Liebermann, sagen die Leute, natürlich, weil von uns Allen Liebermann am wenigsten Talent hat.

Auszeichnung des Freundes — angenehm und erfreulich.

Aber zudem: Auszeichnung der Schule — sehr nützlich. Die dummen Kritikaster hinter den Vogesen werden sich nicht wenig giften. Und alle miteinander können wir die Preise steigern, ohne daß ein Händler mucken darf. Lauter Gewinn. Ueberall Vortheil.

Freue Dich also, sagte er sich, weil es bewiesen war. Freue Dich dreifach, durch alle Abtheilungen der Seele, weil jede Ursache hat. Und er stellte es sich noch einmal von Anfang an deutlich vor's Gemüth, daß er als Freund, als Künstler und als Geschäftsmann zugleich gewann und darum ohne Zweifel nachweisbar sehr vergnügt war, wenn er es auch nicht gleich gewahrt und erst unrichtig ausgelegt hatte — bis wirklich die gehorsamen Lippen sich ins Lachen kräuselten, daß sie ihren Beruf nicht länger versäumen möchten.

Und dann, zudem, um die Heiterkeit zu befestigen, machte er sich darauf aufmerksam, was nicht zu unter-

schätzen war: welche üppige Hoffnung dadurch seinem eigenen Erfolge erschlossen wurde. Denn offenbar, wenn sie an dieses stammelnde Gesudel schon die goldenen Preise hingen, ja, dann würde es wohl nicht anders gehen, als daß sie ihm einen neuen Eiffelthurm aufbauen müßten, seiner Ehre zur Gebühr, sobald er nur einmal sein Großes offenbaren würde, das Werk, in welchem Alles erfüllt und bewährt war, so daß die ewige Sehnsucht vor ihm verstummte. Hei, wie sie da gucken und taumeln und jauchzen würden, und über die ganze Erde würde ein großes Fest sein und nur Wimpel und Triller und Blüthen ohne Ende, ohne Ende, niemals, nirgends kein Winterliches mehr!

Nachdem er sich so entschlossen hatte, daß er vergnügt war, unternahm er, zweitens, die Untersuchung des Schreckens, welchen es ihm versetzt hatte. Dieses mußte noch gelöst werden, wie er hatte entstehen können. Dann war das ganze Problem erledigt und er konnte feststellen, woran er sich zu halten hatte.

Und er rauchte ein neues an, immer unter der braunen Linde, auf welcher sich die Sonne schaukelte.

Offenbar, es war eine Verirrung seines Gefühles gewesen, in eine ganz falsche Richtung.

Thatsache, daß er statt der nothwendigen Freude, welche geboten, einen unmöglichen Schmerz, welcher verwehrt war, gespürt hatte, im ersten Anfalle. Aber wie denn konnte das sein? Woher nur hatte das über ihn kommen dürfen, so einfältig und trügerisch?

Dieses war die Frage.

Er hatte es sich bewiesen, unwiderleglich, rechnungsmäßig, daß keine Ursache dafür war, durchaus nicht die

geringste, wie man auch suchen mochte, sondern Ursache blos, umgekehrt, reichlich für's Gegentheil. Aber irgend einen Anlaß, aus welchem es angefangen hatte, mußte es irgendwo haben. Den galt es.

Neid?

Aber da mußte er wirklich lachen, von Herzen, wie ihm dieser Argwohn über's Gehirn huschte, weil es, wahrhaftig, gar zu drollig war, sich dieses vorzustellen. Er neidisch auf Liebermann? Dazu hätte er ihn doch vor Allem erst für was Ebenbürtiges und Gleichwerthiges anerkennen müssen, um ihn durch solche Ehre auszuzeichnen, den traurigen Tapper in der Finsterniß, der die abgelegten Schnörkel der Pariser für die Erneuerung der deutschen Kunst verhandeln wollte. Er neidisch auf Liebermann! Warum denn nicht gleich auf Anton von Werner und Thumann?

Oder etwa vielleicht, weil er selber nicht — aber nein, auch dieses konnte kein Grund sein. Die Oesterreicher hatten ja noch gar nicht entschieden und nicht einmal äußerlich, da sie in verschiedenen Gruppen ausstellten, waren sie Nebenbuhler. Er selber konnte immer noch — möglich war es — die nämliche Ehre abkriegen.

Wenn nämlich solcher Geiz ihn je besessen hätte — aber er müßte sich ja schämen. Als ob man nicht wüßte, wie es gemacht wird! Wenn man so that, als ob das vielleicht doch französisch sein könnte, was die Frau Munkacsy zusammenwelschte, mit ihren Talmi-Parisismen, und die fesche Frau Jettel durch ein paar harbe „Weaner Tanz" walkte, dann brauchte man nur noch dem Brozik vorzulügen, daß man ihn unter die Maler rechne, und hatte die Medaille auch schon bombenfest in der Tasche.

Um die Ohren hauen würde er ihnen den Wisch — voilà!

Nein, aber daß dieser ganze gelbe Spuk von ausgeronnenem Schatten und krätzigen Gespenstern, so geblichen und verwischt, so fahl und ohne Saft und morsch, so ausgekohlter und verzerrter Nebelabhub, überhaupt noch da war, mit dem Schein des Wirklichen, immer noch, unverscheucht durch keinen athemstarken Morgen, und in knochigen Grimassen lügnerischer Todestänze die lebendige Geberde freier Wahrheit äffen durfte, immer noch, dieser breite, sumpfige Betrug, daß er wucherte und wuchs, unaufhaltsam —

Weil —

Ja, weil er die Wahrheit verschlossen hielt, feige und träge, der einzige, der sie gewähren konnte, weil er es ihnen nicht gab, den Durst zu löschen, das heilende und erlösende Werk aus seiner Brust, und weil es wieder umsonst gewesen, wieder alles umsonst, wie alle Mal, und wieder nur eitler und höhnischer Wahn, auch dieser letzte Stoß, wie die anderen, auch dieses Ereigniß der Sehnsucht, wie immer, selbst die Liebe, die große Liebe, und es wieder nur in Dunst und Dampf verraucht war, unnütz und stumpf, wie immer, wie immer!

Es kam ein großer Ekel über ihn, vor dem ganzen Leben, und am liebsten wäre er todt gewesen, wenn nur die Vögel nicht sängen und nicht die Lindenblätter so goldig bräunten, mit Geruch von Hoffnungen!

Er brauchte ja nur aufzustehen, ein einziges Mal, mit dem geringsten seiner Werke, ein einziges Wort blos brauchte er zu sagen aus den unendlichen Verkündigungen seiner Seele, nur einen einzigen Strahl aus der

Sonnenfülle seiner lodernden Gesichte zu versenden — und gleich, über die ganze Erde, mußte es tagen.

Und er blieb starr. Und er blieb stumm. Und er blieb finster. Und die höhnische Lüge lachte stolzer und hochmüthiger und siegerischer, alle Tage, sichere Königin der Welt. Und in seinem bangen Herzen knirschte an Ketten die gefangene Wahrheit.

Einen Riesenbohrer, mit sengender Schraube, hätte er sich ins Fleisch wälzen mögen, mit ächzenden Furchen durch die knarrenden Rippen, tief, ganz tief, bis ein großes Loch würde, in die Abgründe der Seele hinein, ein ungeheures Triumphthor seiner Kunst, durch welches die Eingeweide sie herausspeien könnten.

Es war alles nur Wahn. Immer hoffte er wieder und alles hatte er versucht, mit immer erneutem Vertrauen, und alles war immer wieder nichts, und jedes versagte und nichts half, nicht einmal die Liebe. Nicht einmal die Liebe.

Ja, damals, die ersten acht Tage!

Da war aus dem Glück ein Singen von Märchen und ein Blühen von Wundern in seiner grünenden Seele aufgesprossen, wenn er nur in ihre feuchten Augen tauchte, und seine Adern rauschten von flüssigem Golde und von gewälztem Feuer und von dampfenden Weinen, wenn er, mit geblähten Nüstern, nur den Balsam ihrer braunen Brüste schlürfte, und über seine Nerven, jedesmal, daß sie sich bogen, war ein großer Wirbelwind gebraust aus glühenden Wonnen, jedesmal, unter prasselnden Stößen, wenn seine hungrige Zunge die heißen Rosen ihres Fleisches leckte. Da hatte er geschrieen, vor grimmiger, schriller Wollust, weil es zu viel

war, daß sein armer Kopf es nimmermehr ertragen könnte, zu viel von Glück, von tödtlichem Glück, und sich gefürchtet, in lodernden Fiebern und vereisenden Schauern, die sich jagten und haschten und scheuchten und einfingen und zerhackten, sich gefürchtet, daß es ihn zersprengen, wie Hammerwucht, und zerreißen würde, wie Pulverstoß. Da waren, unter den krachenden Taumeln, die Schleier gewichen von seiner verhüllten Kunst, während Posaunen jauchzten, und da, aufrecht in nackter Würde, die wie diamantene Sonne blendete, hatte er sie geschaut, mit gespreizten Blicken, und hatte sie gegriffen, mit zuckenden Tasten, und den Jasmin geschlürft, der in Gießbächen aus ihrem Adel sprühte, und wahnsinnige Gebete auf blutenden Knieen nach ihr geröchelt, in schäumenden Brünsten der Andacht — aber nur halten, halten hatten sie seine verkrampften Nägel, stumpf aus Ohnmacht, nimmermehr können und nimmermehr seinem Gesetze, mit aller zerwühlenden Gier nicht, zwingen, daß sie diente und gehorchte, die Herrliche, die Große!

Und da war diese ungeheure Angst, wie er es über die Kraft fühlte, in seine wunde Hoffnung gekommen, mit rissigen Dornenstichen, die ins Mark folterten und striemten, daß es am Ende, wie er auch rang, wieder vergehen möchte, noch einmal ohne Spur und Mal auseinanderflatterte und zerränne und ihn wieder im Einsamen verließe, mit Verzweiflung, im Verschmachten. Da zischelte es ihm mit gischend rieselnden Giften in die Ohren, daß es die Rast verjagte, er möchte das Glück am Ende wieder versäumen, aus Schuld, auch dieses Mal wieder, durch Fehl und Thorheit. Und da

klammerte er sich an sie und hackte sich auf sie und vergrub sich in sie und verbiß sich mit ihr und verkroch sich durch sie und tauchte sich unter sie, daß er nur in ihr und mit dem Glücke bliebe, ewig, ohne Laß.

Dann wieder, schlaflose Nächte, hatte er sich das Gehirn zerknittert um Hilfe, weil es noch immer nicht das rechte war, noch immer nicht völlig.

Er versammelte allen Verstand, wie viel er nur an scharfem und klugem Sinnen vermochte, und entbot alle Erfahrung, was er je an sich selber beobachtet und fremden Rathes erholt hatte, wie Glück befestigt werden muß. Er brütete, mit Fragen und aus Büchern, über Plänen und Einrichtungen, wie es wohnlich und seßhaft wird, und gab nicht nach in wechselnden Versuchen. Denn es ist, sagte er gern, mit dem Glück wie mit den Krebsen: Haben thut's nicht, man muß es auch verstehen, wie sie zu essen sind.

Dieses galt es, daß er erst heimisch würde in dem neuen Glück. Dann, mit Gewohnheit, gewänne sich Vertrauen, und was jäh jetzt schreckte, das ergäbe sich dann in williger Freundschaft.

Sich eingewöhnen ins Glück. Er sagte es sich alle Stunden.

Angelegenheit der Uebung — Fleiß, Geduld.

Man durfte nur nicht nachgeben. Man mußte es verdienen. Prüfungen bestehen.

Brünstig gelauscht und demüthig geharrt, bis es sich neige.

Gläubige Werbung, unverzagt, über alles Hinderniß. Bis es, gerührt, sich schenke, Treue zu belohnen. Es konnte ja nicht fehlen, wenn er nur den Ungestüm bezwang.

Aber nur glauben an das Glück und keine Zweifel. Sonst war es gleich verscheucht, wenn man es kränkte. Nur verharren im festen Glauben und weg vom Denken, von dem feindseligen und verderblichen Denken, das neidisch lauert.

Dann konnte sich der Friede verbreiten. Es war schon Glück, was in seinen Nerven wühlte. Wenn er dazu den Frieden noch gewann, daß es langsam und still und sanft ward, dann, sicher, brachte es die scheue Kunst.

Und so, als den Beruf zur Kunst, durch welchen sie zugänglich wurde, befolgte er die Liebe, und an Leib und Seele, was nur in ihm von Kraft und Absicht war, verwandelte er sich ganz, mit Eifer, in Werkzeug und Dienst der Liebe, daß jeder Rest geschieden ward, und mit ängstlicher Hut, die nicht rastete und mit Eifersucht das Fremde wegtrieb, liebte er die Liebe, weil sie Hoffnung und Erfüllung und das ewige Leben war. Er fürchtete, mit Grimm, das Denken, das verseucht, und wagte keine Einsamkeit, daß nur nicht das andere erwache, was nicht Liebe war. Sondern umschlungen in langen Krämpfen, lechzende Lippe auf Lippe, suchend durchs Fleisch, die Hostie ihres Glaubens, während sich die Augen schlossen, daß die Welt versänke, wollten sie sich nimmermehr, keinen Augenblick, verlassen und erstickten sich in der Gier des anderen und entfleischten und ertödteten sich und Tage lang, lange Nächte, verstoßen aus der anderen Welt, röchelten sie nur immer die ewige Frage, die bange, mißtrauische, hoffende, jauchzende, drohende Frage: „liebst Du mich, sag' — kannst Du denn wirklich, kannst Du mich denn lieben, sag', wie ich Dich liebe?“

Es war so gut, zu vergehen, sich und die Welt zu vergessen in Ermattungen und wie das Eigene neu sich regte, nur eine leise Spur und Mahnung, es zu erdrosseln in neuem Taumel, zu betäuben in neuem Schwindel, zu entkräften, zu erschlaffen, zu verbluten, immer, immer auf's neue, in Wonnen ohne Ende, ohne Ende!

Da fühlte er sich oft, in plötzlichem Erwachen und es ward vor seiner frohen Seele ganz rosenhelle von lichten Dämpfen, die in Schimmern stiegen — da fühlte er sich dann der Kunst verbunden und vermählt, in nimmer endlichen Hochzeiten, und sie war da, mit ihm, in ihm, bei ihm, ewig, und konnte nicht mehr weichen, und nun mußten sie mitsammen durch das Leben, untrennlich verkettet, und er hielt sie in seligem Besitz, mit jauchzenden Beweisen, und oft wenn er aus der schwülen Decke nach Athem tauchte, und die bleiche Werkstatt ergrünte rings unter den vollen Nebeln des Mondes draußen, da lauschte er lange, wie es in ihm brauste und schwoll und sich gestaltete, in mächtigen und ungestümen Drängen, die wuchsen, und dann wußte er es, daß er glücklich war, wirklich einmal glücklich. So schöpferisch, in leichten Trieben, war ihm nie gewesen und niemals in so greifbar sicheren Scheinen, die sich befestigten, hatte er es geschaut, das Wunder, wie unter einer hellseherischen Gnade, niemals zuvor, wie lange er sich forschend erinnerte, über die ganze Jugend. Da, in bereiten Erfüllungen, die quollen, rieselte es ihm schon, aus saftigen Knospen, bis in die letzte Haut der Fingerspitzen, daß sie prickelten, knarrten, brannten, und ein geringes nur noch, wie es kam, ein leiser Ruck

sanfter Kraft, vom nächsten Zufall, leicht erwerblich, und reif, endlich, sprang es auf.

Und sie wanderten, viele Tage, durch die große Stadt, in den Abschieden des Frühlings, überall, unter dem Reichthum, wo das Ueppige schwelgt, und hinaus nach den dürftigen und scheuen Heiterkeiten der Armen, und zeigten sich, mit wachsenden Wonnen, die Fülle der bunten Märchen und konnten es gar nicht fassen, woher so namenloser Zauber ausgegossen war, und ermüdeten nicht in langen Wegen, als glitten sie auf holden Wolken aus Schwanenflaum, und priesen alles Herrliche, das nicht endete, mit unersättlichen Loben, die um neue Worte kämpften, für das Unausdrückliche. Sie suchten die Gärten, wo an Brunnen, welche murmelten, neben grauen Büsten grelle Dolden träumten, unter schweren Duft versponnen, und in dem heiligen Geruche alter kalter Kathedralen beteten sie zu ihren heißen jungen Begierden. Und sie stiegen, unter girrendem Kichern, mit schlimmen Scherzen, in den krummen, schmalen, schauerschwarzen Treppen, auf alle Thürme und schlürften das Leuchten der Wunder, die rings aus Silbermeeren loderten, und immer zu höchst, mit gewissenhaftem Fleiße, jedesmal, küßten sie sich brünstig, unter der freudigen Sonne.

Ihm geschah es wundersam, wie Traum, in holden Zeichen, wenn sie so wandelten, und ward ihm ein köstliches Fieber. Er hatte, während über seine Nerven Wechsel von Schauern und Gluthen strichen und an allen Strängen zum Gehirn, in wilden Rissen, ein heftiges Läuten war, unter Schwindeln und Wirbeln das jauchzende Gefühl, als sei für alle Zeit das Böse

jetzt durch Gnade überwunden, alles Böse, Zweifel, Grillen, Unglaube an sich selbst, und dieser hohe Sonnensommer seines Herzens könne nimmermehr daraus vergehen. Es schaukelten um ihn auf erwachsenen Hoffnungen gewaltige und selige Symphonieen von steilen, felsigen und kobaltenen Gesichten. Angst und Hast, daß es schwände, wie er's hielte, versanken. In Früchten winkte Friede.

Es war da, in vollendeten Gestalten, sichelreife Ernte, hochgeschossen in geneigten Aehren. Er hatte nur die Hand auszustrecken, daß er's bräche, und brauchte sich nur zu schütteln, ganz leise und ganz sanft, und es flatterte hinaus, unter alle beglückte und erlöste Menschheit. Und so heftig, in ungestümen Zwängen und vermessenen Stößen, drängte es ihn manchmal, daß er es auf das nächste Brett schleudern wollte, über den Boden des Kahns, an die Mauer des Gartens, auf das Pflaster, daß er es nur los würde, das Uebermachsene, welches ihn sprengte.

Aber es hatte Zeit. Es war so selig, zu schwelgen in diesem Bewußtsein seiner Ankunft und seinen Verheißungen zu horchen. Und jetzt konnte es ja nimmermehr vergehen.

Und endlich unternahm er es. Endlich stellte er sich an die Leinwand. Er brauchte es ja nur hinüber rinnen zu lassen, wie es in Sprudeln sprühte.

Aber merkwürdig: da wollte es auf einmal nicht!

Er fühlte es wallen und sieden und in Gießbächen nach dem Pinsel gleiten, ganz bereit und zugethan; aber dann, mit jähem Stocken, im letzten Augenblick durch steiles Hinderniß gehemmt, gerade wenn es sich entschied,

da, plötzlich, wie um ihn scherzhaft zu necken und zu äffen, da widersetzte und versagte es sich und machte Kehrt.

Er war halt ein Bischen aus der Uebung der Arbeit. Er mußte sich erst wieder hinein finden. Mit etwas Zwang und Vorsatz ging's schon, sicher.

Er hatte es ja ganz deutlich und fertig, und wußte, daß er es besaß, nur an den richtigen Ansatz gerieth er nicht gleich. Dann wickelte es sich von selber herunter.

Und er war auch gerade an einen schlechten Tag gekommen. Frage der Stimmung. Launen der Kunst.

Und diese zwei Wochen hatten ihn doch tüchtig hergenommen. Jetzt fühlte er es erst.

Sich ein wenig sammeln und beruhigen und erholen.

Und das zweite Mal, wie er es wieder versuchte, um etliches später, siehe! da war er wie gewandelt und es gedieh in leichter Lust und er raschelte nur so über die Leinwand, in vergnügten Sprüngen. Aber wie es getrocknet war und er es den nächsten Tag betrachtete, da konnte er's nicht wieder erkennen und es war was ganz Anderes geworden und ganz fremd und wieder völlig verfehlt.

Es kam ihm vor, als wäre zu viel in ihm und Eines mische sich in das Andere und bedränge und entstelle und verwirre es und weil er alles auf einmal sagen mußte, so tausendfältig verschiedenes, fremdes, unvereinliches, feindseliges, nimmer verträgliches, welches alles gleich wichtig und bereit und eindringlich war, darum gerade konnte ihm keines gerathen.

Es war zu viel, ja, dieses blos machte es, daß es zu viel war, eines durch das andere und eifersüchtig mit ihm entzweit, und darum, in den Wirren des

Haders, vermochte es sich nicht zu klären oder vielleicht, das kam noch dazu, vielleicht hatte es noch nicht die nöthige Ruhe, daß es erst abstehen mußte, bis das Trübe sank, oder auch, es fehlte ihm der Schwung oder die Kraft oder die Freude oder auch — oder auch —

Und er grübelte und brütete und sann und rang und konnte keine Wahrheit als diese entsetzliche und höhnische und in Gräueln verwüstende finden, daß es nichts war, daß es mit allen Hoffnungen und Wünschen nichts war, daß es wieder nichts war.

Und Tage lang irrte er nur und konnte nichts denken und konnte nichts begreifen und sah nur roth um sich, überall roth, ein grelles, grinsendes, satanisches Roth und wiederholte es, mit fahlem Stammeln, wiederholte es ewig, wie einen bösen Fluch, mit dem er sich ermorden könnte, daß es wieder nichts war.

Und dann wieder warf er sich über sie um Betäubung und spritzte die Wollust in sich wie Morphium und verwundete sich den Leib und zerstampfte sich die Kräfte und wollte nur vergessen.

Und wieder regte sich der Muth und wieder schlich er sich an's Bild und er versuchte es wieder und zermarterte sich wieder und verzweifelte wieder.

Ah, wenn er sich erinnerte! welche Folter, welche Hölle! Er wunderte sich nur und bewunderte sich, daß solches sich ertrug, ohne Wahnsinn.

Endlich raffte er sich auf, mit dem Rest des Lebens, und floh in seine letzte Vernunft, um Rath.

Er rettete sich zur Logik, gerade wie eben jetzt, gerade wie heute.

Und das fiel ihm auf, wie er zurück dachte, daß

er sich jedes Mal an's Denken wendete und es half niemals.

Er vertraute sich dem Denken, den Schlüssen. Das Gefühl hatte ihn betrogen. Nun wollte er Sicheres. Er rechnete alles nach. Da mußte sich der Fehler finden.

Es war sicher, daß er die Kunst besaß. An diesem einzigen war kein Zweifel. Denn er fühlte es.

Es war sicher, daß er nur die Liebe brauchte, um die Kunst zu heben. Das ließ sich beweisen, weil alles andere durch vergebliche Versuche schon erschöpft war. Es blieb kein anderes im Kreise der Mittel.

Und es war sicher, daß es auch mit der Liebe wieder mißlungen war, auch dieses Mal wieder, mit dieser Liebe.

Es mußte also nicht die rechte Liebe sein.

Das that ihm recht wehe, wie ihm dieses das erste Mal einfiel. Es wäre doch gar zu traurig.

Und es war ja auch nicht möglich, nimmermehr.

Aber der Zweifel ließ nicht vom Nagen.

Und wenn es am Ende wirklich nicht die rechte Liebe war?

Aber es ließ sich ja beweisen, sicher ließ es sich beweisen, daß es die rechte Liebe war.

Er brauchte es nur zu glauben. Darauf kam es an. Daran hing das Wunder. Der Glaube blos entschied und aus der Neigung seines Gefühles allein war seine Echtheit zu beweisen. Freilich, wenn er die Kraft und das Vertrauen zum Glauben nicht fand, dann war es nichts und eitel.

Aber das war echt Marius, der die Einbildungen liebte und sich selber zu betrügen, weil er an keine

Wahrheit mehr glaubte und an keinen eigenen Grund der Dinge, außer den Menschen. Er hätte es im Voraus wissen können, daß von diesem kein anderer Rath zu erwarten war. Der machte aus der ganzen Welt ein Theater, wie er es gerade nöthig hatte, und alle Erscheinung behandelte er als Puppen seiner Willkür.

Und das war feige und vorgelogenes Glück konnte ihm nicht helfen, weil sein Stolz lieber ganz verzichtete. Wenn es die rechte Liebe war, dann trug es auch den Zweifel und hatte nichts zu fürchten. Ja, vielleicht gerade im Zweifel bewährte es sich erst, reinigte sich unter den Flammen und ward wunderkräftig und wirksam.

Und seit dieser Stunde prüfte er die Liebe.

Er lauerte und lauschte und merkte jedes Zeichen. Er nahm sein Gefühl, alle Tage, so viel es nur an Ausdrücken darbot, und durchforschte es emsig nach allen Spuren und wendete es hin und her und trennte die Nähte auf und stöberte in alle Winkel. Er suchte es ab, von oben nach unten, mit unnachgiebiger Neugierde, und zerschnitt es in ganz schmale, dünne Streifen und diese ausgezogenen Proben setzte er unter die Lupe.

Er sammelte alle Ereignisse und verglich sie und forschte bei Freunden und horchte aus Büchern und fragte immer wieder, mit Mißtrauen bald und bald mit Hoffnung: „ist es die Liebe?“

Es galt zunächst Deutlichkeit über die Eigenschaften seines Gefühls. Seine Beschaffenheit beschreiben.

Aehnliches je empfunden zu haben, konnte er sich nicht erinnern, irgendwie vergleichbares, von dem nämlichen Schlage, an dem er es hätte messen können.

Nein, niemals. Das war immer schon etwas, weil es nicht alle Tage begegnet und nicht Jedem.

Aber vielleicht, daß es neu und ungewohnt und seltsam war, vielleicht war dieses Befremdende sein einziger Reiz, sein einziger Werth.

Oder bedeutete es auch sonst? War es angenehm und freudig, war es Qual und Leiden?

Danach konnte man es dann in eine Kategorie bringen. Das hilft.

Und sonderbar: das ließ sich nicht sagen, gerade das nicht.

Nein, wenn er ehrlich und aufrichtig sein wollte, das konnte er nicht sagen.

Wirklich nicht. Keine Mühe wirkte. Weder ja noch nein. Es war ganz anders, daß es sich nicht schildern ließ, ein anderes, zwischen ja und nein, und doch entschiedenes, über ja und nein, keines und beides. Ein gesalzener Honig oder ein vertrockneter Regen oder ein erfrorener Wüstensand — um lauter solche thörichte und irre Vergleiche schweifte er herum und konnte es nicht finden, konnte es nicht fassen.

Manchmal, freilich, mit einem Ruck auf die eine Seite — aber dann gleich wieder das andere, drüben.

Und nicht etwa, daß es schwankte und pendelte. Es war fest und eingeankert an einem Platz, immer an dem nämlichen, aber er war drüben und herüben zugleich, oben und unten.

Nein, es gab darauf keine Antwort.

Es war ganz außerhalb der Sprache. Wie man es auszudrücken versuchte, war es gleich verwandelt und entstellt. Die Worte konnten nicht hinüber.

Und es wehrte und schlug gegen die Worte, weil sie ihm wehe thaten. Was man von ihm aussagte, war Lüge, wie man es verglich. Und dann das winkende Gegentheil, wenn man es aussagte, wurde dadurch die nämliche Lüge. Und nur das andere, jedesmal, was nicht gesagt war — bei diesem immer lag die Wahrheit, niemals faßlich.

Nur von den Einzelnen, aus denen es sich zusammensetzte, von denen konnte man sprechen.

Die waren deutlich, die ließen sich nennen. Manchmal selig, manchmal Fluch. Aber wie sie sich zum Ganzen fügten, da wurde das schaurige Räthsel.

Es wurde ihm wohl manchmal unsäglich gut und er hörte lichte Geigen und sah hellgrünen Staub um matte Malven und tastete Sammet und hätte weinen mögen und pries die Liebe.

Oft, wenn sie unter den Grüßen des Morgens, der golden die Hyacinthe ihres Fleisches überschuppte, sich aufrecht vor dem Spiegel flocht, von seinen Begierden umringelt, und langsam mit zupfenden Fingern, die wie rasche Schlangen schimmerten, ganz sachte und beharrlich die verwirrten Wimpern, die gesträubten Brauen auszog, netzte, bog, während die Lippen sich in stumme Pfiffe rundeten, zwischen welchen eilig die unruhige Zunge hervorzischelte, ausschnellte, einschmatzte, und dann, mit verschlossenen Lidern, wie unter betender Demuth vorgeneigt, leise, behutsam, innig die Puderquaste, während das Näschen, in der Furcht des Staubes, sich wegspreizte, über die gesenkten Wangen wischte, eifrig, oft und mit einer sehr ernsten, feierlichen, heiligen Miene, wie Gottesdienstliches verrichtet wird; oder dann, wenn sie,

auf Besorgung auswärts, ihn im Bette einsam zurückließ, unter den Spuren ihres Geruches in den schwülen Gruben, aus welchen ihm wonnige Gebilde dampften, zur Trunkenheit, verzückte Formen; oder im Frieden des Abends, wenn sie die Nacht erwarteten, während langsam die sanfte Erinnerung des Lichts verlosch, und schon schlief die Rede und von ihren träumenden Lippen huschte nur noch ein scheues Lied, aus kindlichen Spielen hierüber — da, manchmal, hätte er in die Sterne hinauf jauchzen mögen, vor unbändiger Wonne, weil ihm so namenlos gut war.

Anderes Mal wieder, gleich darauf, ohne Vermittlung, wandelte es ihn an, sie zu würgen, zu peitschen, zu zerfleischen, mit wühlenden Griffen durch ihr verhaßtes Fleisch, bis sie weg wäre, ausgetilgt, vor Wuth, Grimm und Ekel; und er hätte den Grund nicht sagen können, gar keinen Grund, sondern es kam nur so, wußte nicht, woher, es kam nur so in Aufruhr über ihn und bestürzte ihn unwiderstehlich, wenn er sie blos ansah, unversehens, manchmal, in das beste Glück hinein.

So kannte er sich gar nicht mehr aus, weil es wie eine Krankheit war, die in immer anderen Schrecken sich erneut, und wußte nicht, woran er war, und konnte sich nicht einrichten auf ein bestimmtes und verläßliches Gefühl und war immer in Sorge und Kummer, was denn wohl jetzt wieder geschehen würde, den nächsten Augenblick, und nimmermehr, durch allen Eifer der Neugier, entschied es sich, ob es Segen, ob es Fluch war.

Aergerlich, dieses Wackeln zwischen den Gegensätzen, herüber, hinüber, mit ewig zweifelnder Seele. Ein entschiedenes Leid hätte er vorgezogen. Aber das Springen

von einer Stimmung in die andere, rastlos, bis man zuletzt überhaupt gar nichts mehr wußte, in welcher man war, das konnte er nicht leiden.

Und es wechselte und wechselte, wie er auch um's Festhalten bemüht war, wechselte tausendfach, unaufhörlich und ein einziges nur, wenn er recht gründlich forschte und alle Stimmungen zerlegte, Glied um Glied, wie sie sich zusammensetzten, ein einziges fand sich, das in dem ewigen Wechsel blieb und verharrte.

Es blieb ein Herbes und Bitteres immer, das den Mund zusammenzog, ein kalter Saft, am Grunde der vielen Gefühle, das nimmermehr vergehen wollte, nicht in den süßesten Wonnen.

Schwer zu beschreiben. Es war nur ein ganz leichter Zusatz, der nichts verdarb, aber überall herauszuschmecken, in seinem seltsamen, traurigen Geruch; und oft hatte er schon gedacht, ob es nicht an der Zunge der Seele selber wäre, die es aussonderte, wie sie nur über ein Gefühl tastete, welches es auch war.

Manchmal, wenn er es ganz sicher festgestellt hatte, in vollem Glück zu sein, diesen Augenblick gerade, da wurde es recht deutlich. Wenn er da nach der Seele lauschte, da wich aus allem Jauchzen niemals ein ganz sanfter Seufzer, und in allen Wallungen der Freude hatte er immer ein leises, feines Stechen an der Brust. Es war deswegen immer noch dasselbe Glück, dieselbe Freude, immer noch dasselbe Jauchzen; aber er mußte sich doch wundern, daß einem bei allem dem so traurig werden konnte.

Dieses Bittere — einen anderen hätte es verdrossen — tröstete ihn ein bischen, in der Unzufriedenheit mit

dem Glücke, weil es doch wenigstens treu und beständig war, in den flüchtigen und verrätherischen Wirbeln; man konnte sich darauf verlassen. Aber das Gefühl selbst, das schwankende und wendische, verbesserte es nicht, in keiner Weise, weil es nur von außen hinein gemischt wurde, von seiner Unverträglichkeit mit dem Wirklichen, das immer sich von der Vorstellung weg absonderte und entfremdete: manchmal schöner, immer anders und immer darum schmerzlich. So war das einzige am Ende, welches er in der Fülle der Gefühle freundlich und vertraulich fand, nur immer seine eigene Spur.

Konnte es, konnte es denn sein, daß dieses die Liebe war, wirklich die Liebe, dieses veränderliche, unschlüssige und verdrossene?

Er hatte es sich so ganz, aber so ganz anders gedacht, in ungestümen Hoffnungen!

Daß es, mit Gewalt und Sieg, ihm das Zersplitterte der Seele zusammenzwänge und aus den Zweifeln in sichere Pflicht risse, jäh und gebieterisch — und nun wußte es selber keinen Weg und war selber so schwank und ungewiß, ohne Richtung und Rath, so lau und grau wie schleichender, gebückter Herbst, der zwischen Reben und Schnee sich nicht entscheiden kann!

Es war ja zu unsäglich traurig, nimmermehr erträglich, wenn es auch mit der Liebe wieder nur auf hämischen Betrug heraus kam, wie immer, überall, im ganzen Leben! Es wäre ja tödtlich.

Und dann wieder, um sich zu retten, weil es ja nicht möglich war, mit neuem Muth, mit letzter Hoffnung, mit gieriger Zuversicht, bohrte er die Frage von der anderen Seite an: „Verdiente sie denn die Liebe?“

Wenn es schon aus dem Gefühle selber nicht zu entscheiden war, ob es die Liebe, vielleicht ließ es sich aus seinen Umständen entscheiden, ob es wenigstens möglich, vielleicht wahrscheinlich sein konnte, daß es am Ende doch die Liebe wäre.

Verdiente sie denn die Liebe? Durch Güte, durch Schönheit, durch irgend eine Tugend vor den anderen — oder auch blos, weil sie seinem besonderen Geschmacke gerade zusagte und seinen besonderen Wünschen gerade paßte? Das mußte man doch feststellen können.

Und da, auf einmal, wie er es von dieser Seite durchnahm, da wußte er zuletzt gar nichts mehr und es zerrann ihm alles.

Er wußte nicht mehr zu antworten, weder so noch anders, auf gar keine Frage, nicht ob sie gut, nicht ob sie schön, nicht ob sie angenehm war — gar nichts mehr, gar nichts konnte er aussagen, alle Auskunft war versunken.

Es gab nichts sicheres und entschiedenes. Es war alles wie man wollte. Man konnte es nehmen, wie einen die Lust anfiel, heute so und morgen so und jeden Tag von neuem anders, gerade wie's einem Spaß machte; nur der Spaß entschied — selber, wenn man es nicht formte, war es gar nichts.

Es ließ sich alles wunderschön beweisen, wie man es gerade nöthig hatte, unwiderleglich jedesmal, durch die heilige Logik. Und ratürlich gleich darauf, gleich unwiderleglich, durch dieselbe Heiligkeit der gleichen Logik, ebenso das Gegentheil, noch wunderschöner. Nichts hatte Farbe, an sich selbst; sondern alles war geliehener Schein und blos das eigene Auge schickte seinen Schimmer darüber, der blendete und trog.

Wahrheit! Wahrheit! Aber Wahrheit war blos, sich irgend etwas einzubilden, was es sein mochte, nach zufälliger Laune; Wahrheit war blos, sich gründlich anzulügen.

Ja, sie war gut, wenn er es so wollte — aber ja! Gütigeres, reineres, innigeres Gemüth — dachte er oft bewegt — konnte man sich nicht vorstellen. Viele Zeichen nannten sich dafür und manchmal, für ein geringes, dürftiges Geschenk, an welchem nur der Wille werth war, eine Rose, eine Schleife, wenn dann wie an zartem Glasglöckchen der Dank an ihrem kleinen und verschämten Stimmchen läutete, so hold und zärtlich, wie ein junger Knospentrieb, da wurde es ihm gleich zum Weinen vor Seligkeit und Wonne, daß solche Elfenanmuth unter den rauhen Menschen war.

Und auch andere Male, wenn sie durch besonnte Wälder am leuchtenden Strome, unter Lerchengesang — aber es hing ihre Güte zu sehr vom Wetter, von der Landschaft ab, wie es regnete, oder regelmäßig auf der Heimkehr durch die staubigen, öden und verschmutzten Viertel der Armuth, da, auf einmal, konnte sie ganz unausstehlich werden, launisch und boshaft, ins Häßliche verwandelt.

Ebenso im Bette, nichts Entschiedenes — aus dem einen in das andere, jäh, daß man nie heimisch ward, in keiner Stimmung. Manchmal, vor dem Knirschenden, wenn ihn die Liebeswuth anstürmte, da hatte sie oft, daß ihn erbarmte, aus aufgeschreckter und entsetzter Jungfräulichkeit einen schutzflehenden, hellvioletten Gazellenblick, wie eine kleine Heilige, wie die Johanna des Bastien-Lepage. Aber wenn sie dann, mitten aus der

seligen Ermattung, während ihm ganz feine Geigen über das Gehirn schaurige Gebete sangen, hastig sich in der Furcht emporriß und nachher, fröstelnd, unter Schelmereien, sich an seinen heißen Fingern wärmte, da am liebsten, hätte er sie erdrosseln mögen, weil sie auch nur eine Dirne war, wie die anderen, wie alle, wie alles, was Weib heißt.

Nein, sie war nicht ordentlich gut und sie war auch nicht ordentlich schlecht, sie war allerhand durcheinander, wie's gerade kam, ein liederliches Gemisch aus Koth und Honig, wie die anderen, wie alle, wie alles, was Weib heißt.

Und man konnte nicht sagen, daß sie für ihn paßte und mit ihm stimmte, und konnte auch nicht sagen, daß sie gegen seine Wünsche und ihm verdrießlich war — nein, gar nichts, überhaupt, konnte man sagen, gar nichts, weil sie wechselte, ohne Halt, uud rastlos sich verwandelte und nimmer festzuhalten war, wie überhaupt das ganze Leben, bei dem sich nie etwas empfinden ließ, und wie ein Gefühl sich regte, ward bereits ein anderes wieder angeläutet und die Seele wurde ganz verwirrt und stumpf und es kam über ihn eine große Müdigkeit und ein großer Ekel und er hätte nur schlafen mögen, traumlos schlafen, lange sich ausschlafen von dem rohen Durcheinander und Lärm, mit verschlossenen Lidern, weil es doch die Mühe niemals lohnte, irgend etwas anzuschauen.

Ja, er wußte eine lange Liste von Tugenden an ihr, die ihm gefielen. Aber dann wußte er eine ebenso lange von verächtlichen Lastern. Also, was war denn das für ein Leben? Wozu gehörten denn die Dinge rings herum, als einem einzuheizen, wenn man fror?

Aber das sollte man alles immer nur aus der eigenen Seele besorgen und nur immer geben, nie, niemals empfangen!

In ihre Augen blickte er gern, da wurde ihm so friedlich und so still. Das hatte er am liebsten, wortlos vor ihr zu knieen, mit gefalteten Händen, und in ihren sanften Segen zu schauen, recht lange. Es war um sie aus schmerzlich Violett und hellem Golde ein feuchter Schimmer, wie Murillo die Wolken malt; und oft dachte er, jetzt gleich müßten sie auseinandergehen und dann, mit Sternen und Engeln, würde sich der Himmel aufthun.

Und dann — das auch — hatte sie eine sehr feine Haut, die gut zu streicheln war. Das verträumte ihn mit schmachtenden Hoffnungen, wenn er darüber spielte, wie über eine Katze. Da rieselte es durch sein beschleunigtes Blut, wie Geruch von weißem Heliotrop.

Und es ward Licht, wo sie wandelte, und sie strahlte Leben aus, daß er sich noch einmal so kräftig fühlte, wenn er nur ihren Schein trank, und immer mußte er an die Diana des Baudelaire denken: s' enivrant de tapage. Da sog er sich dann fest an ihr, wie an einem Schwamm, der von Freude, Muth und Hoffnung troff.

Ja, das alles war wohl sehr gut und köstlich.

Aber dann auf der anderen Seite:

Warum sprang sie so grausam aus einer Stimmung in die andere, daß man in keiner seßhaft und nur ganz schwindlig wurde, vom Himmlischen in das Gemeine, daß alle Ordnung sich verlor?

Und sie hatte, das war noch ärger, sie hatte keine

Manieren. Sie konnte — keine Lehre half, wie viel er ihr auch vorschrieb — das Magazin nicht vergessen.

Oft saßen sie im Café, zum Absynth, und er betrachtete sie, wie sie träumte, und da auf einmal, wenn ein neuer Gast kam, da knixte sie plötzlich zusammen und sagte mechanisch: „Mein Herr", mit dienstbereiten Grüßen auf den wackelnden Lippen, wie sie es aus dem Magazin gewohnt war, so oft die Thüre ging — und er mußte ihr erst einen Puff versetzen und am liebsten, vor Zorn, hätte er sie windelweich geprügelt.

Und so tausendmal, jeden Tag was anderes — ah, er durfte ja gar nicht d'ran denken!

Es fehlte ihr das Künstlerische, die Würde, die Haltung, die Hoheit, der große Stil — gerade was er brauchte, das fehlte ihr alles. Sie war und blieb, wie Marius es gesagt hatte, am ersten Tag: ein herziges Radaumädel. Und seine schwelgerische Hoffnung!

Und gleich zuthunlich und vertraulich gegen alle Welt und erzählte der Hausmeisterin ihr ganzes Leben, jedes Geheimniß, und der Bäckerjunge, welcher des Morgens die Kipfel brachte, wurde bald ihr bester Freund, weil er den Paulus so vortrefflich kopirte, aber schon ganz famos. Und sein vermessener Wahn, so oft in üppigen Gesichten stolzwüchsiger Träume, daß vor dem sengenden Sonnenadel seiner Geliebten dereinst betende Völker die Kniee bögen, unter Schauern der Ehrfurcht und in irren, stammelnden Seligkeiten, wie vor gesalbter Majestät!

Und alle Tage verbummelte und verlotterte sie sich nur immer mehr. Sie war nicht wieder zu erkennen, wenn er vier Wochen zurück dachte. Anfangs, die er-

sten Tage, hatte sie sich noch ein bischen zusammengenommen und die natürliche Gemeinheit des Weibes hinter Scham, Zärtlichkeit und Leidenschaft verkleistert. Aber, natürlich, jetzt hatte sie längst die überflüssige Mühe nicht nöthig, als höchstens wenn einmal fremder Besuch kam. Da, freilich, spielte sie allerliebst die Dame oder das gute Kind und that sehr nett und wurde wieder ganz erträglich. Aber sie entschädigte sich schon für den lästigen Zwang, nachher, sobald sie nur wieder allein waren.

Selbst zur Toilette — und das konnte er gar nicht vertragen — war sie oft zu faul, sondern schlampte ungewaschen ganze Tage in dem verschlissenen und ausgefransten Schlafrock herum, brütete über blöden Launen, verdrossen, weil sie sich keine Beschäftigung wußte, zänkisch, um sich die Zeit zu vertreiben, geil durch das lange Wälzen in den schwülen Kissen, und in schmutzigem Tratsch, über alle Geheimnisse der Wollust, mit den Mätressen der anderen Maler, deren Sitten und Gebräuche und Redensarten sie begierig äffte, um nicht verlacht zu werden, vercocottete sie mit jedem Tage mehr.

Und das Ganze nennt man Liebe, höhnte er sich dann selber und spuckte vor Ingrimm, als hätte er den Schlund voll Schlamm.

Das Glück hatte er sie genannt, damals, in der Eselei des ersten Rausches.

Und er behandelte sie wie die nächste Dirne von der Straße.

Was war denn auch für ein Unterschied von den anderen, wie er sie sonst auf Maskeraden, in Spelunken, hinter dem Zaune aufgefischt hatte, eilig, eine

halbe Stunde? Daß er es damals nach dem Stücke bezahlte, ... immer noch billiger ..... Und daß das Hinausschmeißen jetzt umständlicher war!

Und wenn sie wenigstens schön gewesen wäre, wenigstens schön — sonst begehrte er ja gar nichts, aber doch wenigstens schön! Aber er glaubte es nicht mehr, nein, auch dieses nicht mehr. Es war sicher auch nur wieder ein dummer Betrug seiner schwindeligen Sinne, wie alles Schöne, alles Gute!

Es verhielt sich mit ihrem Gesicht, wie mit seinem Gefühl: alles durcheinander geschmiert und verwischt und jede deutliche Gewißheit ausgelöscht. Ja, er konnte sie so ansehen, daß sie schön war, wie ein frommes Kindermärchen. Aber dazu brauchte sie ihn, immer ihn, seinen Blick, der erst die Schönheit in sie hinein trug: selber war sie gar nichts.

Und er dürstete, ausgetrocknet zum Verschmachten, nach einer sicheren und entschiedenen und unabhängigen Schönheit und Güte, die, lebendig außer ihm in eigener Herrlichkeit, seine spröden Zweifel überwältigt hätte!

Aber man konnte immer so und auch anders und nichts bändigte die Willkür. Es war nichts Ordentliches, überhaupt niemals im Leben, nirgends.

Und drum, natürlich, konnte man keine Kunst machen.

Und er führte sie herum und verglich sie. Wenn sie schon nicht schön war, vielleicht war sie doch wenigstens schöner als die Anderen. Wenigstens die Eitelkeit konnte dann schwelgen.

Und sein Schmerz wuchs, wenn er manchmal einer edleren Nase, kühneren Lippen, bralleren Waden begegnete. Tadellos war Keine. Man hätte ein Dutzend

nehmen und tranchiren müssen und dann aus diesen Armen, jenem Busen könnte man das Normalweib zusammenleimen, das der Menschheit fehlte.

Und so lange, bis er das Normalweib fand, irgendwo, irgendwie, so lange konnte er nimmermehr lieben.

Nein, es war nicht die Liebe, sicher nicht.

Es war nicht die Liebe, es war nur —! Ja, da, jedesmal, stolperte und stockte seine Erwägung und die Logik war am Ende. Was denn, was anders konnte es denn sonst sein?

Und Tage lang strich er um dieses Räthsel und betastete es und schnupperte in alle Winkel.

Wenn er dachte, sie könnte ihn vielleicht wieder verlassen — nein, nein, nur der bloße Gedanke war schon Wahnsinn! Nimmermehr ertrüge er es. Ohne sie zu leben, nur einen Tag, eine einzige Nacht — nein, das konnte er sich nimmermehr vorstellen.

Aber warum liebte er sie dann nicht?

Entweder — oder:

Rechtschaffen sich lieben und rechtschaffen glücklich sein, wenn man schon zusammen lebte.

Oder, da die Begierde befriedigt war, in Freundschaft auseinandergehen, wenn man sich nicht liebte.

Aber er wollte nicht das Eine und konnte nicht das Andere und wußte nicht, was daraus werden sollte.

Er hätte sich in die ganze Geschichte überhaupt nicht einlassen sollen, von vornherein.

Das Einfachste und Bequemste wäre es eben doch gewesen — darauf kam er immer am Ende zurück — da er sie nun einmal hatte und Trennung nur erst

Leid und eine Menge Umstände machte, das Einfachste und Bequemste war es ohne Zweifel, wenn er sich entschloß, sie zu lieben.

Dieses löste alle Schwierigkeiten, wenn er sich entschloß, sie zu lieben.

Wie die Dinge nun doch einmal lagen.

Es kam nur auf ihn an. Dann war sie gut, dann war sie schön, dann kehrte das Glück der ersten Woche wieder. Er brauchte sie nur zu lieben.

Und er liebte sie ja auch, ohnedies.

Sonst war es ja nicht zu erklären. Woher denn sonst?

Er redete es sich nur ein, das Andere.

Ganz gewiß liebte er sie. Sonst hätte er gar nicht so lange darüber geforscht, ob er sie liebe.

Er liebte sie ganz gewiß, nur an der Form fehlte ihm was.

Ja.

Es war ganz wie mit der Kunst. Er hatte sie alle beide, die Liebe und die Kunst. Aber er vermochte sie nicht zu gestalten.

Und da fand er eines Tages die Formel, die alles erklärte, ganz genau: es handelte sich um die neue Liebe.

Um die neue Liebe, wie es sich um die neue Kunst handelte. Genau dasselbe.

Nun war das Räthsel klar, auf einmal.

Das gefiel ihm ungemein. Ein ganzes System ließ sich daraus machen. Er führte es wunderschön durch, alle Paragraphe.

Merkwürdig, daß noch kein Anderer darauf gekommen.

Der Aberglaube war doch zu einfältig, daß in dem

ewigen Wechsel aller Dinge die Liebe allein unwandelbar bliebe, von der Steinzeit bis auf's Elektrische, in immer gleicher Form.

Es wechselten Götter und Rechte, die Hoffnungen und die Wünsche, das Leben und das Denken. Natürlich wechselte auch die Liebe.

Und die neue Zeit begehrte neue Liebe, wie sie neue Kunst begehrte. Es galt eine Liebe zu finden, welche diesem sinkenden Geschlecht gerecht war. Eine neue Erscheinung der Liebe, welche sich in die allgemeine Decadençe schickte. Mit der alten ließ sich nichts mehr anfangen. Man mußte sie auf den Stil „fin de siècle“ bringen.

Ung wie er nun einmal so weit war, daß er diese Namen verwenden konnte, da wurde er schon sehr vergnügt.

Decadençe und fin de siècle, damit ging alles. In der Kunst handelte es sich ja auch um nichts Anderes.

Und er sann und bekräftigte es sich durch viele Beweise.

Natürlich, die Dutzendmenschen, die immer träge hinter der Entwicklung haschten, die konnten noch glücklich werden in der alten Dutzendliebe. Sie vertrugen ja auch die alte Dutzendmalerei ganz gut.

Aber die Elitemenschen, die Pfadsucher, die Wegweiser der Entwicklung, welche vor den Jahrhunderten wandeln! In ihren Begierden jedesmal meldete sich jedes nene Bedürfniß der Menschheit zuerst. Sie litten, zum Sporn, um zu ringen, zu belagern, zu erobern, Märtyrer der Cultur, damit die Anderen dann den erbeuteten Segen genössen, die glücklichen Schläfer hinten im Troß.

Er mußte die neue Liebe begründen.

Jetzt hatte er wieder einen Zweck, wofür zu leben.

Etwas ganz Nervöses, Raffinirtes, Complicirtes mußte es werden, weil sie ja dieses nervöse, raffinirte, complicirte Geschlecht ausdrücken sollte. Und er grübelte nach anderen Fremdworten: denn in der eigenen Sprache konnte man sich nicht nähern.

Und nur etwas ganz Neues, ganz neu, unerhört — das Große, was noch vor der Menschheit liegt.

Daher diese Geburtswehen.

Und nur keine halbe Neuerung, sondern ganz — ganz —

Er fand aber kein Wort. Er wußte es schon, wie. Aber er konnte es nur durch eine Geberde sagen, durch eine große Geberde in kühnem Bogen weit hinaus, und dazu immer wiederholen, mit mächtigem Athem tief herauf: ganz, ganz!

Wenn er nur einmal die Sache hatte, dann kam schon auch das Wort.

Im Stile der Elektricität und des Dampfes, darum handelte es sich.

Eine Edison-Liebe.

Das würde dann auch die neue Religion sein.

Aber darin glich sie auch wieder der Kunst: daß das Alte unwiderbringlich dahin und nicht länger erträglich war — aber sonst, außer ihrer Unentbehrlichkeit, wußte man nichts von der neuen.

Er besaß von der neuen Kunst und von der neuen Liebe gerade genug, daß es ihm die Zufriedenheit in den alten verdarb. Aber nicht mehr.

Nicht mehr als die Forderung des neuen, den sehnsüchtigen Trieb darauf.

Man mußte ihn kräftigen, bis er unwiderstehlich wurde, alle Hemmnisse zu sprengen.

Nur nicht nachgeben, sich nicht abschrecken lassen.

Die Hauptsache war ja doch, auf der richtigen Fährte zu sein. Jetzt nur vorwärts mit der rüstigen Axt durch's Gestrüpp.

Wenn er ihr Stifter würde, der neuen Kunst und der neuen Liebe zugleich, Heiland aller Begierden!

Dann war dieses irre, lechzende, hungrige Gefühl erlöst, die seelenmörderische Krankheit der Zeit.

Ja, weil sie die Liebe brauchten und konnten sie nicht finden! Darum war ein solches Brausen überall, in blutigen Blitzen. Weil sie nicht lieben konnten.

Die Liebe mußte wieder unter die Menschen gebracht werden, die Möglichkeit der Liebe.

Nur nachdenken und forschen, prüfen und versuchen, die Wirkungen vergleichen.

Experimentiren.

Ungefähr einen Plan, einen Grundriß des Verfahrens konnte man ja aus dem Charakter der Zeit gewinnen.

Die neue Liebe mußte ungeheuer sein, gewaltsam, roh, jäh, furchtbar, maßlos — gothisch mußte sie sein, wie die Zeit.

Und dabei etwas ganz Feines, Zartes, zierlich Gedrechseltes, wie ein japanisches Figürchen.

Ein Riese, aber der Chic hat.

Ja, das war der eigentliche Charakter der Zeit, diese Vereinigung von Gigantischem und Churrigueresken.

Wie eine schnaubende und tosende Maschine, an welcher doch jedes winzige Knöchelchen so knospenhaft zärtlich und mildwüchsig ist, wie ein junger Kuß.

Ja, eine maschinenmäßige Liebe.

Das war es.

Freilich, das Detail blieb noch geheim. Es konnte sein, daß man überhaupt ein neues Princip in die Liebe bringen mußte, etwas wie den Dampf, und das wurde eine Revolution bis in den letzten Grund und nichts verweilte vom Alten als eine verwunderte, ungläubige Erinnerung. Nur der gleiche Name dauerte fort.

Oder es genügte, in der alten Ueberlieferung, eine technische Neuerung, ohne Wandel des Wesens. Man änderte blos das Verfahren. Hilfreiche Handgriffe wurden erfunden.

Aber das alles lag noch schwarz im Uebel.

Das alles mußte erst reifen und wachsen, unter der Sonne der Gewohnheit.

Wenn er nur die Spur nicht verlor.

Wenn er nur nicht ermüdete.

Wenn er nur nicht wankte im Glauben und Vertrauen, so oft es auch mißrathen mochte.

Und dafür, vor Allem, mußte er sich die Unerträglichkeit der alten Liebe recht lebendig machen, bis ihm Leib und Seele schrieen, unter Wunden, nach Erlösung.

Das war sehr wichtig.

Dann durfte er die neue hoffen, wenn er zuvor erst an der alten ganz verzweifelt war. Früher nicht.

Nun freute er sich, wenn er litt, und suchte das Leid. Nun suchte er den Ekel und das Grauen bei ihr, um die Empörung zu beschleunigen und den Sieg.

Und dann horchte er begierig, ob es noch immer sich nicht melden wollte.

Und alle Tage kroch sein Gehirn diesen nämlichen Weg, von der Trauer zum Zweifel und immer zuletzt an diese Hoffnung.

Anders konnte er ja auch nicht leben.

Wenn auch dieses wieder nur betrog —

Oft verlor er allen Muth. Dann beschloß er, nicht mehr daran zu denken, gar nicht mehr zu denken.

Bis dann wieder von außen ein Stoß — wie heute, mit dem Liebermann —

Und da wickelte sich die Spule wieder herunter. Und morgen wieder.

Nein, dieses konnte ja nicht betrügen. Es war so logisch.

Nur nicht irre werden. Nur beharren. Nur vertrauen.

Er hatte ja auch schon, wenngleich noch wüst und ungestalt, in verworrenen Drängen, manchen führenden Instinkt.

Nur herausgearbeitet mußte es erst werden.

Stundenlang, oft, brütete er an den Abhängen seiner Triebe, ob die wilde Blume noch immer nicht aufkeimen wollte, und lauschte nach der Seele hin, wie die Launen und Wünsche strichen, und verzeichnete jede Spur.

Nur Geduld. Heute eine Vermuthung, die morgen wieder zerflatterte, aber um in acht Tagen zurückzukehren und in neuen Anwandlungen zu erstarken. Und auf einmal — bisweilen fühlte er es schon ganz deutlich heraufsteigen — eines schönen Morgens würde es ihm

aus dem Schädel springen, fertig und auf jeden Widerspruch gerüstet.

Ganz anders mußte sie sein.

Ganz, ganz anders.

Diese Losung sagte er sich alle Stunden vor und wiederholte sie hartnäckig, wie ein heilkräftiges Gebet. Sonst wußte er nichts, als nur: anders, ganz anders. Daran klammerte er sich.

Das Gegentheil, das Gegentheil von allem, von allem Gewesenen und Erfindlichen.

Wie die Zeit das Gegentheil war und ganz anders.

Darum konnte man auch mit der Vernunft nichts ausrichten, nein, die half gar nichts, sondern mußte warten, bis es einem das Gefühl eingäbe.

Es mußte einem geschenkt werden.

Das Unfaßliche im Gefühl, das war es. Der Ausdruck des Unausdrücklichen, wohin kein Gedanke reichte, würde es werden. Was bisher nur in der Musik gewesen ist.

Was manchmal in den hohen Schichten des Gehirns, wenn sie sich erweichen, von Sehnsucht singt, wie eine zersprungene Harfe, über die ein Seufzer weht.

Was manchmal den Schlund dolcht, daß man schlucken muß, wie vor Thränen, und kann es sich nicht deuten.

Ganz weißgekleidet würde es sein.

Immer mußte er an die Mönche des Zurbaran denken — so, irgendwie.

Und auch auf gelbem Grunde. Schmutzig Gelb, lechzend, verzückt, ermattet, ausröchelnd, verschmachtend und mit violetten Tönen, aber nur ganz leise.

Ja, keusch.

Er fühlte es mit Wollust, daß sie sehr keusch sein würde. Er bemerkte neuerdings an sich eine große Neigung, unbezwinglich, zur Keuschheit, ganz seltsam, wunderlich, unerklärlich, die ihm früher niemals aufgefallen war. Nein, er konnte sich nicht erinnern.

Das war schon ein Zeichen.

Seine Sehnsucht irrte nach einem mystischen Glück der Enthaltsamkeit, ohne ein wirkliches Weib, mit dem bloßen Traum, ganz allein, mit der bloßen Vorstellung, eine entfleischte Liebe, welche ohne den Schatten des Leibes und ohne Ende sein könnte, niemals unterbrochen, keinen Augenblick, ein ewiger Rausch ohne Ernüchterung, ohne Erwachen.

So etwas.

Schön waren doch nur die Begierden. Man mußte sie verhindern, erfüllt zu werden.

Der wahre Genuß war doch immer allein in der Vorstellung vor dem Genuß. Der wirkliche brachte blos Schmerz und Schmutz und Ekel. Er enttäuschte und verdroß und verdarb den Muth der schönen Einbildung.

Nur eine einsame Liebe konnte unendlich sein.

Er unternahm Versuche.

Einmal, als sie fort war, bereitete er feierlich alles zur Hochzeit und öffnete über sich den Flacon ihres Parfüms, Corylopsis. Dann, mit geschlossenen Lidern, erweckte er ihr Bild und vollzog, in sanften Tänzen, mit ihm liebliche Geberden, deren Leidenschaft wechselte und wuchs, unter holden und verschämten Spielen: Da, mit seligen Wallungen, fühlte er ihre Güte, ihre

Schönheit ganz entkleidet vom Gemeinen, in lauteren Verkündigungen, ohne den Makel der rauhen Wirklichkeit, und konnte sie ganz in sich verwandeln, aufsaugen, ausschlürfen, ohne daß ein fremder Rest wie eine trübe Hefe blieb.

Das war die keusche Wollust. Da hatte er es perlgrau im Gehirn, in schmächtiges Violett hinüber.

Ja, auf diesem Wege mußte sie kommen, auf keinem anderen.

Er wiederholte sie oft, diese seraphischen Umarmungen.

Er liebte sie gar nicht mehr anders, als wenn sie fort war. Da wurde ihm köstlich. Das Andere marterte ihn nur, wie wüster Traum mit schweren Alpen.

Ja, auf diesem Wege mußte sie kommen.

Und er harrte, demüthig und treu. Nimmermehr wollte er verzagen. Er erneuerte sich das Gelöbniß, während er träumte, unter der schwülen Linde.

Da wurde ihm plötzlich sehr gut und es kam eine freudige Zuversicht über ihn, wie noch nie, daß er schon ganz nahe war. Und dann verdankte er es am Ende doch nur ihr allein, und sie war halt doch das Glück, trotz alledem. Und es wurde ihm zum Weinen und er schämte sich, wie er oft gegen sie war.

Da schlug er die Augen auf und gewahrte es, woher ihn solche Zärtlichkeit anwandelte.

Es war neben ihm eine Blumenhändlerin aufgefahren, Rosen und Nelken und Reseda, ein mächtiger Karren.

Ja, dachte er sich, während er heimwärts schritt; wenn man immer Rosen neben sich hätte, welche riechen, da könnte man freilich leicht gut sein.

VIII.

Auswärts diniren. Mit diesem Entschluß kam er heim.

Damit sich ihm nicht erst wieder die Stimmung verdürbe, der Friede, das Behagen.

Er fürchtete sich. Immer, so oft ihm angenehm wurde, kam diese Furcht. In allen Genüssen, wenn er die Empfindung recht sondirte, hatte er eigentlich immer nur Angst vor ihrem Verluste; das herrschte.

Er verwendete viele Mühe, die guten Anwandlungen zu befestigen. Man mußte es nur erst lernen, glücklich zu sein, durch Fleiß, mit Ueberlegung, aus Erfahrungen. Die Technik des Glückes mußte man erst erwerben, anders ließ es sich nicht gestalten.

Dann hatte man wenigstens ein ruhiges Gewissen, das Seinige gethan zu haben, und ersparte sich die Reue.

Nur das Fremde von der Stimmung verscheuchen, daß sie heimisch werden könnte.

Das Blumenduftige in der Laune bewahren.

Aber er wußte, daß es nicht hielt, wenn sie allein waren.

Er kannte es schon. Nur nicht allein. Man mußte etwas zwischen sie stellen.

Blitzableiter nannte er es.

Sie liebten sich eigentlich nur noch, wenn sie durch andere Beschäftigung verhindert waren, sich zu lieben.

Auswärts diniren. Boulevard St. Michel, Hotel de Suez — natürlich.

Seine Gewohnheit, immer die gleichen Orte aufzusuchen, sehr conservativ, die Freunde lachten. In einen

neuen brachte man ihn schwer, weil alles Fremde ihn gleich verwirrte. Da wurde er, wenn seine Trägheit verstört war, ganz kopfscheu und hilflos, wie eine aufgeschreckte Henne, und lief erst lange draußen um alle Thüren, unentschlossen und dennoch begierig, und wußte sich keinen Rath, ganz verzweifelt.

Und dann war ihm dieses auch das Muster, schlechtweg, ohne Gleichen. Er konnte es nicht begreifen, daß für die anderen sich überhaupt noch Gäste fanden. Er hieß es nur: das ideale Hotel — ein besseres war mit aller Einbildung nimmermehr auszudenken.

Erstens, weil die Madame gar so lieb war. Nicht mehr ganz jung, aber mütterlich, schwesterlich, bräutlich, alles zusammen, betraute und pflegte und hätschelte sie einen — ungeheuer nett. Gerade, was er brauchte. Es kam ihm weniger auf Liebe und auf Freundschaft an, als daß sie ihm lebhaft und deutlich immer neu versichert und betheuert wurden. Das wollte er: Jemanden, der ihm recht schön that; warum und ob es aufrichtig war, das konnte einem zuletzt gleich sein. Aber ohne das war ihm kein Leben schmackhaft.

Und dann Maler, Studenten, vom Theater, leichtes und frohes Völkchen, nicht diese fade und steife Gasthof-Engländerei. Singen, Tanzen, gern Champagner, der reine Murger. Uebermuth, Ausgelassenheit oft, nie Langeweile.

Durch eine kleine Soubrette vom Cluny, zufällig, ein herziges Mauserl, mit der er einmal bei Bullier angebandelt hatte, lernte er es kennen. Immer kreuzfidel, unverfälschtes Quartier Latin von der alten Marke, wie es sonst blos noch in den Büchern ist, Gauloiserie im Schlafrock. Schade, daß es keine Ateliers gab.

Aber wenn er sich einen guten Tag anthun wollte, kam er diniren. Das bürstete die Grillen weg. Und die hatten geschaut, wie er Fifi zum ersten Male brachte, im Triumph; Madame war gleich in sie völlig verliebt gewesen.

Nur die armen Löwen verdrossen ihn, daß sie auch heute wieder da waren, welche er nicht leiden konnte. Warum man sie nicht einfach hinausschmiß, begriff er nicht. Sie würden doch am Ende nur noch das ganze Hotel verschandeln, wenn man sie erst einnisten ließ.

Marius war's, der ihnen den Spitznamen aufgebracht hatte, frei nach Augier. Nämlich, ein Wiener Commis, mit dem Größenwahn, daß er Pariser sei, in welchem er es durch Fleiß und Ausdauer richtig auch erreicht hatte, nur noch ein ganz jämmerliches Deutsch zu spucken; dann der Herr, der nach Jodoform roch; und der mit der schiefen Nase, links hinüber, welcher bei den Rennen wettete, alle Tage, nach dem Gil Blas, gehorsam, fünf Franken auf jedes, was im Ausgleich wöchentlich einen geringen, aber zuverlässigen Gewinn gab, von welchem er Manschettenknöpfe kaufen und die Wäscherin schuldig bleiben konnte. Sie hatten zusammen ein Paar Lackschuhe, eine rothe Cravate und keinen Sou.

Sie karikirten die Karikaturen des Pschutt im Journal Amüsant und Jeder hielt im Jockey-Club einen Schutzheiligen, dessen Wandel zu befolgen sein muthiger Ehrgeiz war. Einmal die Woche mietheten sie zusammen eine Horizontale, damit sie sich mit ihnen drei Stunden in eine geschenkte Loge setzte. Aus den Nouvelles à la main holten sie ihre Gespräche.

Schließlich und endlich brauchte er sich ja nicht um sie kümmern. Nur daß Fifi gleich wieder grüßen mußte, mit Nicken und mit Knixen und mit Winken wie nach guten Freunden, das giftete ihn. Natürlich klemmte da der Herr, der nach Jodoform roch, sofort das Monocle auf.

„Weißt“, sagte sie, „die schiefe Nase muß ich etwas anblinzeln, anders kann ich mir nicht helfen, es ist zu fesch. Da fängt er dann zu blasen an, daß die Backen wackeln.“

Und sie machte wieder ein gar so liebes Gesichtel, wie sie es zeigte. Wenn nur die anderen Leute nicht gewesen wären, die es doch nicht wissen konnten, daß es bloß zum Spaß war! Und da ärgerte er sich wieder über sich selbst, daß er sich um die anderen Leute kümmerte — unwürdig des Künstlers.

Aber nein, er kümmerte sich nicht um die anderen Leute, gewiß nicht, sondern hatte blos ein gewisses Gefühl für das Convenable. Worin gerade sich die wahre Bildung zeigt. An diesem Mangel merkte man ihre niedere Herkunft. Das war ihm wieder angenehm, diese Ueberlegenheit zu empfinden.

Man mußte sie halt erst erziehen. Das durfte er nicht so vernachlässigen. Seine Schuld. Man mußte ihren Geschmack auf das Ernste richten. Und er begann sofort, von seinem neuen Bilde zu erzählen und ihr die Aufgabe der modernen Künste zu erklären, mit einer feierlichen und sehr lehrhaften Miene.

„Was trinken wir denn?“ sagte sie.

Und gleich, ganz empört:

„Nein, danke, den Wein kenne ich. Als ob Du Deine Pinsel ausgewaschen hättest. Eher sterben.“

Darüber stritten sie eine Weile, weil er sein Hotel nicht ungestraft beleidigen ließ, bis die Suppe kalt war. „Na also", sagte sie dann, vorwurfsvoll. „Da hast Du's."

Aber er, als mit dem Bier die nämliche Geschichte war, weil es nur von den Preußen zur Vergiftung der Menschen erfunden ist — mit männlicher Entschiedenheit:

„Trinkst halt gar nichts — am einfachsten."

„Natürlich, das wär' Dir das liebste." Und sie nahm die Opfermiene an. Es offenbarte sich einmal mehr seine ganze Schlechtigkeit und Tücke.

Es ist immer noch besser, eine schiefe Nase als ein krummes Herz zu haben. Wenigstens würde die schiefe Nase seine Mätresse nicht verdursten lassen, sicher nicht. Und was das Körperliche betrifft, oh, an das gewöhnt man sich rasch — an ihn hatte sie sich ja endlich auch gewöhnt, und er sollte nur erst einmal in den Spiegel schauen.

Wenn nur die anderen Leute nicht gewesen wären! Da hätte er ihr schon den Herrn gezeigt, und gehörig! Es blieb aber nichts Anderes übrig, als sie mit Bitten und Betheuerungen zu beruhigen. Sie war sonst im Stande, eine große Scene anzufangen, vor den Löwen ungenirt. Aber warte nur — daheim!

Und daß sie ihm dann gerade am allerbesten gefiel, wenn sie die Rokoko-Lippen aufsteckte, schmollend und hoffärtig!

Sie einigten sich auf Eau de Vichy. Ihr war ja schon überhaupt alles gleich, weil ihr doch einmal alles Glück verwehrt blieb, und sie traute sich kein Wort mehr zu sagen, weil es doch niemals recht war, und eigenen Willen durften ja die unterdrückten Frauen

keinen haben, und sie verzichtete schon auf alles und wollte geduldig jede Mißhandlung gern ertragen. Meinetwegen Seinewasser, wenn der Gebieter es befahl — nur Ruhe sollte er ihr endlich geben und nicht erst fragen, da doch das Gegentheil geschah, immer. Blos Eau de Vichy gerade konnte sie gar nicht vertragen, weil ihr der Magen gleich zu klimpern anfing, und vertauschte es mit Saint Galmier. Und dann trank sie aus seinem Glase seinen ganzen Wein.

Er verbiß seinen Grimm in eine Omelette. Madame brachte sie ihm jetzt immer noch einmal so groß, und rühmte sehr, mit schlauem und vertraulich pfiffigem Lächeln, ihre Wirksamkeit. Da ward Fifi gleich wieder lustig, von lächerlichen Gedanken, und schäkerte viel Uebermuth.

Jetzt verdroß ihn wieder der April ihrer Laune, daß sie so wendisch und wandelig war. Sie hatte keinen Charakter. Sie war eine moralische Impressionistin.

Erziehen, wiederholte er sich. Aber zuerst wollte er die Omelette verspeisen, in Frieden.

Ja, moralische Impressionistin, sagte er noch einmal zu sich selber und kaute lange an dem Wort: das drückte sie vortrefflich aus, ihre ganze Weise, die immer nur von den äußeren Zufällen, nicht von der inneren Natur bestimmt ward, immer Echo, niemals selbstisch und darum niemals zuverlässig, unberechenbar. Sie war immer wie die Dinge um sie. Davon, welchem sie gerade begegnete, hing sie ab. Nur was man in sie hinein trug, konnte sie einem geben, nichts Eigenes. Und darum war es nichts. Das Umgekehrte gerade hätte er gebraucht.

Jede Natur wäre ihm recht gewesen, jede. In jede hätte er sich gefunden. Aber eine Natur mußte es sein, kein Papagei der Ereignisse.

Etwas Bestimmtes, Ausgemachtes und darum Gleichbleibendes. Das Herumspringen von einer Laune zur anderen, daß man in keiner warm und heimisch werden konnte, das vertrug er gar nicht. Es verdarb alle Gemüthlichkeit.

Aber er gab sich einen Schups, von diesen Gedanken weg, weil es ihm schon wieder schwarz und kalt in der Seele aufstieg.

Und wenn sie nur wenigstens nicht immer mit dem Messer gegessen hätte! Und natürlich tief gekränkt beim ersten Wort, das er sagte. Es war schrecklich, wie sie den Fisch behandelte. Erst in den Gräten wüst herumgestochert, ohne jedes System, während sie mit der Gabel ungeduldig auf dem Tische trommelte, und plötzlich, schwups! alles auf die Messerspitze zusammengepackt, die Finger mußten nachhelfen, und hinein die ganze Ladung, als ob sie das Messer mit verschlucken wollte, daß einem angst und bang ward, um das arme Zünglein. Und nachher natürlich — das war ja sein besonderes Pech, noch dazu, alles vorauszusehen und vor dem wirklichen Leide vorweg schon von der Vorstellung zu leiden — natürlich würde sie dann wieder die Bratensauce mit Brot austunken.

Gewiß, lächerlich, solches so tragisch zu nehmen. Aber wenn der Künstler einmal Aristokrat ist, nothwendig, vom Scheitel zur Sohle —! Was ließ sich denn dagegen thun?

Es half nichts, er mußte es ihr doch wieder sagen. Mit Schonung, natürlich.

Die Rosenfinger, diese süßen, unheimlich schmalen und, wie Marius sagte, anatomisch unmöglichen Finger in der gelben Sauce — ja, dekorativ wirkte es schon. Sehr. Aber es nützte nichts, er mußte es ihr doch wieder sagen.

Später einmal würde sie es ihm selber danken, die kleine Wilde.

Aber da lachte sie nur und zeigte die blanken Zähne, hinter dem Salat, welche sehr schmal und spitz waren, und begann wieder nach der schiefen Nase hin zu äugeln, ganz absichtslos.

Wie er sich zufällig umdrehte, gewahrte er, daß die schiefe Nase die Hand auf's Herz legte und in sein absynthenes Gesicht eine Betheuerung von Liebe schnitt, mit gespitztem Munde.

Am liebsten hätte er den Gecken hinausgeprügelt.

Lächerlich werden?

Davor fürchtete er sich.

Ja, Marius, der so höflich saugrob wurde, famos, und auf einmal lag der Andere draußen. Aber das verstand er nicht. Entweder als hätte er nichts bemerkt, oder aber hauen, gleich dreinhauen, ohne lange Einleitung.

Als hätte er nichts bemerkt — immer das Bequemste. Und sich in den Braten vertiefen.

Sie waren auch ganz unschuldig, zuletzt. Fifi hatte angefangen.

Freilich, zum Spaß, aus Uebermuth blos, wie sie schon neckfüchtig war.

Sie dachte nichts Schlechtes dabei. Dafür kannte er sie genug, um das ganz sicher zu wissen. Wenn es nur auch die Anderen gewußt hätten.

Aber da beobachtete vielleicht ein Fremder, in einer Ecke irgendwo, blos nach dem Schein, natürlich, und lächelte über ihn und hatte Mitleid.

Wie man es schon macht, leichtfertig, ohne zu prüfen. Und dann werden Geschichten erzählt.

Lächelte vielleicht und hatte Mitleid.

Es wurde ihm ganz kalt. Er aß mit großer Hast, mächtige, unzerschnittene Brocken, eilig stopfend. Er schämte sich, daß es ihm jeder ansehen mußte.

Er wußte, daß er ihr vertrauen konnte.

Er wußte, daß er ihr vertrauen konnte.

Er wiederholte es sich immer wieder.

Nein, sie würde es ihm ruhig sagen. Sie würde ihm offen kündigen. Das wenigstens war das Gute bei ihrem Charakter, daß sie nicht log.

Er wußte, daß er ihr vertrauen konnte.

Aber darum handelte es sich gar nicht. Davon hatte man schließlich gar nichts.

Gar nichts, als erst recht Aerger und Verdruß. Denn auf ihre Tugend gerade sündigte sie. Sonst hätte sie sich ganz anders gehütet.

Er fing an die Betrogenen zu beneiden. Weil ihnen jeder Verdacht und Argwohn sorgfältig aus dem Wege geräumt wird. Mit ihnen blos sind die Frauen wirklich nett.

Und ihr Unglück ist doch schließlich recht platonisch. Wenn sie es nicht wissen —!

Es that ihm leid, daß ihn Fifi nicht betrog. Dann hätte sie ihm alle Reizungen der Eifersucht ersparen müssen.

Freilich, sie hätte ihn dann nicht geliebt. Aber er hätte sie lieben können.

Und das war eigentlich wichtiger, da doch endlich alles Einbildung ist.

Wirklich, je gründlicher er es überlegte, desto angenehmer fand er es, mit vielen Vortheilen, betrogen zu werden. Aber dieses Gefühl, für einen Betrogenen zu gelten oder wenigstens solchen Argwohn zu erwecken war unerträglich.

Die reine Operetten-Figur.

Es ist ja ungerecht und dumm, aber einmal allgemeiner Brauch: man wird ausgelacht und alles freut sich.

Und jetzt ging sie gar an den Löwentisch hinüber, sich den Senf zu holen.

Er wußte, daß es nichts zu bedeuten hatte.

Es wäre auch zu erbärmlich, mit solcher Spottgeburt. Obwohl man bei den Weibern nie weiß —

Nein, es hatte nichts zu bedeuten, er konnte ganz ruhig sein. Es war nur eine von ihren entsetzlichen Gewohnheiten — er kannte sie doch zur Genüge — daß sie keinen Augenblick still sitzen konnte, sondern jede Gelegenheit ergriff, welche sich bot, herumzuspringen, jetzt vor den Spiegel, wenn eine Masche aufgegangen war, oder um Wasser, Salz, Essig, oder nach der Zeitung, die Theater nachzulesen — und die Locken flogen und sie schwippte, schnalzte mit den Fingern. Wie sie auch auf der Straße niemals ruhig vor sich hin den geraden Weg nahm, sondern, alle Schaufenster zu sehen, immer auf beiden Seiten zugleich spazierte, wie es Marius nannte; herüber, hinüber, unaufhörlich, Zick-Zack.

Und dann wollte sie ihn eben ein bischen ärgern.

Wahrscheinlich.

Wegen der Vorlesung über's Essen, gegen das Messer.

Das war es.

Das verzieh sie ihm nicht. Sehr empfindlich.

Sie vertrug es nie, wenn er sie ihre geringe Herkunft merken ließ, daß ihr Erziehung fehlte.

Rächte sich.

Da that sie dann alles zu Fleiß.

Aber er würde sich hüten, ihr auf den Leim zu gehen. Da kannte sie ihn schlecht.

Im Gegentheil. Spaß machte sie ihm, mit ihren vergeblichen Bemühungen, die er gleich durchschaute.

Fehlgeschossen.

Nur aushalten, ganz harmlos, nichts dergleichen thun. Die waren so schon beim Café. Da wurde sie dann die Blamierte!

Und wie er sie dann auslachen konnte.

Aber nein, weil sie ihm ohnedies schon wieder leid that, wegen der Messer-Geschichte, was am Ende doch ganz wurst war. Und sie war gar so lieb, wie sie die Artischocke schälte, bereitete, den Saft kostete, mit diesen spitzbübisch unschuldigen Augen.

Wozu denn quälen? Geduld, Erziehung — und Liebe, viel Liebe.

Man muß die Weiber wie die Kinderu behandeln.

Mehr Zuckerbrot als Peitsche.

Für ihn war es ja auch besser, jetzt gerade in den Anfängen der Verdauung.

Die Löwen waren endlich fort, in's Rauchzimmer.

Also beschwichtigen. In ein schönes Theater, wo sie das Neueste spielten.

Und Rosen kaufen. Blumen widerstand sie nie. Alles gleich wieder gut.

Aber da, mitten durch seine besten Vorsätze, war sie auf einmal weg, mit einem Satz, Sessel überrannt, die Kleider flogen, und die drei Stufen nach dem Salon im Sprung.

Wie ein Vogel aus der Ruhe stößt.

Wie sich ein Stern schneuzt.

Und verschwunden. Nur ihr Kichern blieb, hallte nach.

Nämlich, Musik. Und da kam sie aus dem Häuschen und die Beine liefen ihr durch.

Es war schon ein bischen unartig gegen ihn. Aber er war ja ihr Geliebter!

Und warum tanzte er nicht, durchaus nicht? Seine eigene Schuld. Solche Marotten.

Sie war nicht die Närrin, sich dadurch das Leben verhunzen zu lassen. Und es geht doch nichts über einen feschen Walzer.

Also hopste sie mit der schiefen Nase, während Jodoform spielte.

Da gerieth er in solche Wuth, daß er die Cognac-Flasche zertrümmerte.

Hinaus und riß sie dem Tänzer vom Arme weg, daß er taumelte.

Wenn er nur etwas gesagt hätte, nur mit einer einzigen Silbe aufgemuckt!

Aber feige Bande, alle miteinander. Gafften nur, ganz verblüfft. Und solches Gotterbarm gefällt den Weibern.

Sie wurde nur sehr bleich und biß sich auf die Lippen, nicht zu schreien, wie er sie zerrte, und verschluckte die Thränen, daß er ihr so wehe that.

Er ließ sie nicht los, den ganzen Weg nicht, sondern schleifte sie wie ein störrisches Kalb. Sie wagte kein Wort und nicht laut zu weinen. Sie hatte große Angst und empfand viele Liebe, weil er stark war.

Wie sie heimkamen, war er ganz erschöpft und zitterte und sagte nur: Du Luder!

Da trotzte sie noch einmal auf, ob sie ihn nicht doch erniedrigen könnte, und höhnte ihn: „Du kannst Dir ja auch eine andere suchen, wenn Du nämlich eine findest."

Da schlug er sie mit der geballten Faust in's Gesicht. Weil sie sich nicht anders wehren konnte, spuckte sie auf ihn.

Die Kleider herunter, in Fetzen, bog sie über und mit seiner Hundspeitsche. Er wollte sie ganz verwüsten und entfleischen, bis gar keine Spur mehr übrig und er befreit wäre. Sonst wußte er nichts, als nur diese unnachgiebige Begierde, daß er nicht früher aufhören könnte.

Nur Blut, Blut. Da wurde ihm erst gut, wie es herunter striemte.

Da zwang er sie dann zur Liebe und züchtigte sie mit Küssen, während sie stieß, speichelte und fletschte.

Bis ihnen die Sinne vergingen, wie in den Tod hinein.

Draußen, leise über das helle Dach, glitt ihre Katze, welche entflohen war, unter dem stillen, flimmernden Himmel.

IX.

Von diesem Tage wandelte sich ihr Bund, im Zeichen der Peitsche. Ihre Liebkosungen wurden Mißhandlungen und jeder Kuß, wie Hieb von Dornen, grub heiße Wunden, von welchen sich ihr Leib vereiterte, wie durch einen Aussatz ihrer Schande. Es war eine grausame und ruchlose Folter, von unersättlicher Gier, die wachsend wüthiger brandete jedes neue Mal, erfinderisch in Gräueln, eine verirrte Wollust in den Wahnsinn hinein. Sonst kam es ihnen nicht mehr zur Befriedigung, als wenn sie sich mit Blut zusammenleimten; und bis in die Eingeweide, mit verkrampften Nägeln, mußten sie sich zerwühlen und an den Gedärmen zerren, damit, von so viel Leidenschaft niedergeritten und gestampft, ihre stumpfen und verwüsteten Nerven noch einmal empfänden. Und immer nur wieder: mehr, mehr! immer aufs Neue, rastlos und unnachgiebig, heulten ihre lechzenden, niemals gefriedeten Sinne.

Er machte sich wieder eine Theorie darüber, daß dieses die Fährte nach der neuen Liebe sei: durch die Marter.

Und das würde dann auch die neue Kunst aus dem Schlupfe scheuchen.

Als ob sie erst ihre Leiber zertrümmern müßten, bis dann die Seelen zusammen könnten, befreit vom gemeinen Fleische und glücklich.

Ja, sich erwürgen zur Auferstehung der Seele.

So ungefähr — deutlich hatte er es noch nicht, in gewisser Formel, sondern nur daß sie sich erst das Fleisch tödten mußten, welches sie eingekerkert hielt.

Dann könnten die Seelen fliegen. Sie näherten sich schon. Er fühlte es schon manchmal, in den schwülen Ermattungen, wann dem Leibe alle Regsamkeit erstickte, als ob ihm an's Hirn, das aufwärts trieb, hebende Schwingen wüchsen.

Es wurde ihm dann weihnachtlich, gleich mußte die Thüre aufgehen in die große, selige Bescheerung hinein, mit den vielen riechenden Lichtern, und es sängen ewige Geigen, welche wie saftiger Flaum von Pfirsichen die Haut der Wünsche kitzelten; und dann würde es in ihm aus geweihten Trieben flattern, aufwärts, immer aufwärts, mit klingenden Hebungen, und ihn tragen, weit fort, durch sehr grüne und von Malven gefleckte Wolken empor, die sich theilten, immer sanft auf Liedern empor, während unten die stummen und schattigen Menschen entschwänden, immer empor in das wunderbare Land des starken Lichtes, in welches niemals ein Leib, sondern nur die entfleischte Sehnsucht darf, ganz kremserweiß und keusch.

Ja, das war die Fährte: durch die Marter.

Er mußte erst das alte Bewußtsein zerstören, daß die neue Liebe erwachen konnte.

Versinken, es mußte erst alles versinken, ausflackern, verlöschen.

Sie mußten sich erst erwürgen, damit sie auferstünden.

Er hatte eine mystische und religiöse Brunst dabei — sagen konnte er es nicht, weil es verworren und sprachlos war.

Nur ausharren, da sie schon so nahe waren.

Sie mußten sich zersprengen. Dann würden sie es greifen können, greifen und halten.

Und stündlich so auf's neue überfiel er sie aus metzgerischer Wuth mit neuem Schimpf und verheerte sie durch neue Frevel und kreuzigte sie auf einer neuen Unzucht.

Und wenn er sie wieder zerknirscht und sich wieder ausgerüttet hatte, daß ihre fahlen Leichen nur noch in dumpfen Krämpfen zuckten, dann plötzlich, hinter dem Gehirne, ward es ihm helle, ganz helle, so märchen-innig helle.

Dann brüteten sie wieder stumme und hinkende Stunden und Keines wagte dem Anderen ins Auge zu schauen, weil sie so besudelt waren.

Einmal sagte sie, mit Grauen: „Du wirst mich noch ganz verderben", und war von Ekel und Scham gefröstelt.

Aber er konnte nicht nachgeben, weil es die letzte Hoffnung war. Es schauderte ihn kein Laster und kein Mord, weil es für die Kunst geschah, zur Erweckung.

Bis sich sein Leib empörte.

Sein Leib jagte ihn von ihr mit Ekel und Grauen. Sein Leib warf die Liebe wie eine giftige Seuche aus, welche die gesunden Säfte nicht vertrugen.

Es war ein Fieber um das Leben.

Krank, wochenlang, mit jähen, störrischen Gesichten. Es war ihm, daß er zerfließen und auseinander rinnen möchte; er könnte sich nicht mehr zusammenhalten. Er ängstigte sich sehr, daß sich ihm der Kopf theilte, mitten auseinander; und dann würde er zwei und gar keiner mehr sein. Es trieb ihn ein schrilles Brausen, das wuchs, unstet umher. Alles Gedachte strauchelte, taumelte, verkollerte sich wirr; und es wurde ein schiefes Tappen, wie in einer zähen Trunkenheit. Er stützte

sich die Schläfe, welche wie in Blei verwandelt waren. Trübe, wolkige Träume hingen sich den Lidern an, zogen sie nieder; aber es fernte, wenn er sich legte, der Schlaf, sondern wurde nur, in Stößen und in Fröſten, markzerfresserisch, ein gräßliches Wälzen unter grausamen Scheinen, als ob, durch unaufhaltsamen Stift, sich ihm die Wände des Gehirns zusammenschöben, immer enger, immer näher, immer steiler, und jetzt gleich, sich vereinigend, würden sie ihm den ganzen Verstand zermalmen.

Manchmal, in den rauhen Wirbeln, klammerte er sich an ein Wort, und, indem er die Augen verschloß, prüfte er sich, mit vieler Angst, welche die Kehle klemmte, ob er denn noch denken könnte, überhaupt noch denken; und es versank ihm aller Trost, weil alles vor ihm grau lag, weithinaus, in ungestaltem Grau, und wie er sich auch aufspreizte, er konnte nichts mehr, nichts Deutliches gewahren.

Ueber seine Haut lief Eis und Gluth und er fror in Schweißen. Es trieb ihn immer und er konnte sich nicht bewegen. Er war müde und niemals ließ es ihm Ruhe. Es prickelte ihn, wie ein Panzer von Fichtennadeln. Er schabte sich und fühlte, als ob er sich häuten würde.

Und er badete sich den kranken Kopf in Absynth und betäubte sich in schwülen, lähmenden Gerüchen, daß er nur nichts mehr von sich wüßte. Er vernachlässigte sich, wie eine verhaßte und unnütze Bürde, und wurde sich ganz fremd und kümmerte sich nimmermehr um sich, weil er sich doch nicht mehr begriff und über sich nichts mehr vermochte. Und immer wieder fiel es ihm ein, daß er sich theilen würde. Sicher würde es geschehen,

ganz sicher, und eines Tages würde er gespaltet erwachen. Und dann wollte er nur mehr der andere bleiben, der neue, der aus der linken Hälfte des Gehirns käme, und den alten wollte er gleich hinauswerfen, mit ihr zusammen.

Mit ihr zusammen. Sie war nur ein Wahn des beschädigten Verstandes.

Da wurde ihm sehr gut, wenn er sich dieses vorstellte, daß er dann neu und frei wäre. Von keinem Vergangenen könnte der Künftige wissen, nichts von ihr. Er würde sich befreien von ihr.

Sich befreien von ihr. Darum kroch seine hungrige Sehnsucht.

Hoffen, harren, bis sich das Wunder erfülle. Aus eigenem konnte er es nicht vollbringen, weil die Kraft erschöpft war. Er mußte damit begnadet werden.

Sich befreien von ihr und von allen Weibern überhaupt und mit der Liebe wollte er sich dann nimmermehr einlassen, nimmermehr, weil nichts dabei herauskommt.

Sie zur Reinigung gebrauchen, aber nur wie ein bitteres und lästiges Medicament, und nachher gleich wieder hinaus. Nur nicht Liebe. Von diesem Aberglauben, daß Liebe sein könnte, hatte er genug, gründlich.

Nein, für dieses Geschlecht war keine Liebe. Die alte wußten sie nur aus den Büchern und konnten mit allen Bemühungen des Verstandes sie nimmermehr fühlen. Und die neue — ja vielleicht später einmal, aber sie war noch nicht erschienen; man foppte sich nur.

Er wurde sehr ärgerlich auf die Bücher, welche abgestorbene Gelüste in die arglosen Menschen tragen. An ihnen lag die ganze Schuld. Sonst hätte man

vortrefflich gelebt, ohne die Gedichte, welche von Liebe erzählten. Aber da wurde man neugierig, natürlich, und weil es sich so gut vorstellte, wollte man es im Wirklichen versuchen. Und so äffte man die Geberden aus den Büchern und meinte, es müßte etwas daran sein, und konnte doch zu keiner Empfindung gelangen, keinen Augenblick. Es war eine Verfälschung der Gemüther und ein liederlicher Betrug, welchen die Polizei verbieten sollte.

Aber wenn er die Pest nur einmal ausgestoßen haben würde. Dann war er für immer geheilt. Nur erst sich befreien von ihr.

Und dann würde er arbeiten können; er fühlte die frohen Thaten schon rieseln, in heiteren Strahlen, wie er nur erst von ihr befreit sein würde; dann kam auf den Reif der starren Seele das große Thauen. Er trug schon alles üppig ausgereift in sich und war mit geneigten Früchten schwer behangen, welche ihn bogen. Aber nur Friede und Einsamkeit brauchte er noch, welche sie verhinderte, und sie erstickte ihm den großen Athem.

Er sah endlich das Glück, ja, dieses wirklich mußte das echte Glück sein, nach so viel Wahn und schmerzlichem Betrug, das tausendfach verheißene Glück, wie er sich nur von ihr befreite. Es gingen, mit erhabenen Geberden, mächtige Bilder um ihn herum, in feierlichen Reihen, wie an einer Gebetschnur, so oft er vor ihr in den Absynth floh, bis er nichts mehr sah, sie nicht und gar nichts mehr, als holde grüne Dämpfe, welche leise an den Wimpern zupften, in sanften, köstlichen Verkündigungen; dann, in der blinden Finsterniß, wurde

ihm hellseherisch. Dann öffneten sich, wenn sie seinem Blicke entsank, reiche Himmel mit purpurnen und symphonischen Parfümen.

Da lagerten feuerrothe Wiesen, in lieblichen Hängen verbreitet, wälzten sich mit herben, trunkenen Bächen und blaue Vampyre erschlafften, die Hoffnungen. Aber es wandelte, in aufrechtem Stolze und mit kaiserlicher Trauer, eine gewaltige graue Sonnenblume, stumm und fahl, am Arme einer plumpen, dick stinkenden Distel, welche mit breitem, rohem Golde schlepperte, weithin. Da tanzten, in begehrlichen Windungen unzüchtig vermischt, helle, rosenbehangene Frauen, mit langen weißen Falten, welche kirchlich flatterten; im Halse ragte ihnen, wie in einen Stumpf gekeilt, ein jähes Beil und gelbes Blut träufelte nieder. Jede trug einen winzigen runden Mond, die warfen und haschten sie in lachenden Spielen; aber wenn eine den Ball verfehlte, da fiel sie todt auf die Matte hin und regte sich nicht mehr. Gleich entdeckte ihr die andere sehr fröhlich den Busen und biß ihr die goldene Warze heraus und steckte sich's in's Haar, als ein funkles Geschmeide. Welche aber die meisten hatte, ward Königin und alle dienten. Es war ein violetter Sumpf herum.

Dieses mußte er malen, weil es die ewige Wahrheit war und das Unaussprechliche, welches alle fühlten. Dann war das Leben da, nach welchem die langen Seufzer bangten, unter den Gekrönten und in den Hütten — das ganze Leben.

Es war nur schwer, alles zusammen zu bringen, auf ein einziges Bild. Und es durfte doch nichts fehlen,

von den heilandischen Symbolen, weil es sonst wieder umsonst gewesen wäre.

Er hatte es ganz deutlich, schon ganz vorn in den Fingerspitzen, und es brauchte nur noch hinüber zu gleiten, in die farbige Bürste, wie er bloß Friede und Einsamkeit wieder fand, welche sie verhinderte.

Dann gerieth das kleine Bild der großen Welt. Ja, die ganze unendliche Welt sollte es enthalten, in der schlichten Parabel eines zufälligen Ereignisses; in flüchtigem Launenschaum alle eherne Nothwendigkeit. Den Japanesen gelang es bisweilen.

Wie er sich nur von ihr befreite.

Darauf, woher er auch anfing, wohin er auch seine Erwägungen richtete, immer nur darauf kam er stets zurück, daß er sich von ihr befreien müßte.

Und das verdroß ihn besonders, daß es Marius merkte; das wußte er von dem verzogenen Winkelwerk am Munde, so oft er ihn mit seinem richterlichen Blicke prüfte. Aber um nichts in der Welt hätte er es ihm zugestanden, um keinen Preis. Eher biß er sich die Zunge ab.

Es ging Niemanden was an. Das Dreinreden nützt doch nichts. Und er wollte überhaupt mit keinem mehr zu schaffen haben, mit keinem dieser fremden und darum feindseligen Welt. Allein wollte er sein, ganz einsam mit sich selber, in welchem einzigen Güte und Wahrheit war. Das andere hätte er am liebsten vertrümmert und zerschlagen, alles, in welchem sich nur Hohn und Trug fand. Man hat gar nichts davon; es verwirrt blos und lähmt und Niemand weiß, wozu es da ist.

Er wollte sich ganz auf sich selber zurückziehen, vor dem Fremden versperren, in das Eigene verschließen.

Er empfand Furcht vor den Menschen, Ekel vor den Frauen.

Die Frauen beschmutzten. Von ihrem Umgang wurde die Seele kothig. Schleim stieg ihm in die Kehle auf, wenn er nur daran dachte.

Oft hatte er eine quälerische, entsetzliche Phantasie. Da vereinigten sich in einer weiten Halle, welche mit Galle und Geifer geschmückt war, alle Frauen, mit denen er geschlafen hatte. Er konnte sie nicht zählen: schöne mit Eglantinen und perlenen Lächeln, schmeichlerisch wie Sternennächte andalusischen Sommers, und spröde, welche oben keusch thaten, mit versteckten Reizungen, und bucklig verwachsene, aus welchen seltene und giftige Laster grinsten; neugierige Kinder und mannstolle Greisinnen; aus Geilheit und aus Hunger. Und alle, nackt, von wollüstigen Uebungen zerknittert, mit vielen Malen der Unzucht, umdrängten ihn mit kundigen Gesten und erbieterischen Rufen, wetteiferisch, zum Aufruhr der Brunst, bis ihm in großer Furcht die Sinne schwanden. Dann erwachte er, durch jähen Sturz, und zitterte, wie unter einem brausenden Föhn, und war ganz naß von so viel Taumel und Schauer.

Nur sich von ihr befreien!

Aber freilich: erzwingen ließ es sich nicht. Man mußte der Hoffnung vertrauen. Aber helfen konnte er der Gunst des Schicksals.

Nachhelfen. Wachsam, die Gelegenheit nicht zu versäumen. Sie würde schon kommen.

Und so brüteten sie nebeneinander, in sich hinein,

dem Gram der Seele zugewendet, bleierne, verankerte Tage, und wagten starr nicht Blick noch Wort und kauten an ihrem Haß. Und sie lauerten, daß das andere begänne, und fürchteten und begehrten es. Und dann wieder, weil es unerträglich wurde, plötzlich, damit nur etwas geschähe, in der schauerlichen Wüste der Gefühle, überfielen sie sich wieder mit Liebe unter schrillen Schimpfen, mit einer hastigen, wilden, zähnefletschenden Liebe, die sich wider sich empörte, aus Scham und Ekel, und vergruben sich ineinander, bis sie nichts mehr wußten, nichts.

Einmal dachte er daran, es ihr einfach zu sagen und sie fortzuschicken. Eine freundschaftliche Verständigung.

Das macht ja gerade den Vorzug solcher Verhältnisse, daß man nicht gebunden ist, sondern seiner Willkür folgt. Geht's — gut; hat man's satt, scheidet man in Frieden. Ohne Zwang; es sind Ehen, welche die Freiheit lenkt.

Es war aber doch nicht so einfach. Die anderen, ja, die hatten es leicht. Mit ihm war es besonders, wie er schon immer Pech haben mußte.

Es war doch zu grausam. Sie würde es ja niemals verwinden, das ganze Leben nicht, und nimmermehr gesunden. Er verstieß sie in ewige Hölle. Ja, für die Anderen — da konnte sich eine den nächsten Tag einen gleichwerthigen eintauschen, in jeder Straße, mit dem sie es vergaß. Die anderen hatten das Glück, keine Leidenschaft einzuflößen, sondern blos Vergnügen, weil sie gewöhnlich waren. Aber an ihr bedeutete es ja Mord.

Nein, welche einmal seine Küsse genossen hatte, die tröstete sich mit keinem Anderen; aus diesem Adel konnte sie sich nicht wieder erniedrigen. Es gab keinen Ersatz, sie blieb erbarmungslos zur Einsamkeit verdammt. Er entzog ihr, was ihr kein Anderer gewähren konnte.

Und da hatte er doch wieder Mitleid mit dem armen Kinde.

Das nämlich auch noch — so verschwor sich alles — daß er sehr großherzig und edelmüthig war.

Immer ein Opfer seiner Tugenden. Wäre er gewöhnlich gewesen, einer aus dem Dutzend, ja, dann hätte sie es verschmerzen können. Und wenn er gewöhnlich gewesen wäre, vom gemeinen Schlage, ja, dann hätte er überhaupt nicht gefragt nach ihrem Schmerz. Aber weil er von besonderer Bildung war, anders als die Anderen, groß und gut, darum gerade mußte es ihr so unerträglich wehe thun und darum gerade konnte er den Gedanken nicht ertragen, ihr wehe zu thun.

Er beneidete die Gewöhnlichen, welche es viel besser haben. Freilich gelang ihnen keine Kunst. Aber ihm gelang ja auch nichts, außer im Wunsche.

Wenn er es sich vorstellte, wie sie davon leiden müßte, dann wurde er von Kummer und Wehmuth so gerührt, daß aus Erbarmen seine Liebe sich erneute. Eigentlich war dieses Gefühl sehr unangenehm für seinen Entschluß, weil es ihn nur belästigte und hemmte, daß er nicht vorwärts konnte. Und er wunderte sich darum, daß es sich dennoch angenehm empfand, weil es ein Zeichen seiner Güte war.

Er hatte es schon oft gedacht, nach manchen Erfahrungen, daß er überhaupt für diese rauhe und ge-

meine Welt zu gut, zu weich war. Darum verstand er sie nicht und ward von Niemandem verstanden. Daher der irre Kummer, ewig.

Aber natürlich — alles hat seine Grenzen. Das schuldete er seiner Kunst, daß er auch sich selber nicht vergaß. Er durfte nicht mit sich verschwenderisch sein auf Kosten der ganzen Menschheit.

Die Operation war unvermeidlich.

Es handelte sich nur darum, ein schmerzloses Verfahren zu entdecken.

Nämlich, vor allem, schmerzlos für ihn selbst, daß er selber heil davon kam. Sonst hatte er wieder nichts davon.

Ein Verfahren, sie in's Leid zu verstoßen, ohne selbst davon zu leiden. An ihr, wenn es auch freilich schade war, lag am Ende nicht so viel, weil die Kunst nichts verlor.

Z. B., wenn er sich in eine andere verliebte, aber gründlich, so daß es jedes andere Gefühl verdrängte, alle Erinnerung ausfegte und die Rücksicht wegtrieb.

Es schmerzte ihn, Leid zu sehen, welches er zufügte. Aber es würde ihm gut thun, auf die Freude zu sehen, welche es der Anderen gewähren mußte, wenn er der alten Leid zufügte. Aus seiner Weichheit heraus gerade hätte er sich dann verhärten können.

Das war eine ausgezeichnete Idee.

Ja, so konnte er die Unentschlossenheit ausmerzen. Er mußte eine bewegende Kraft suchen.

Er lief nach vielen Dirnen. Abends log er sich vom Hause und spürte durch alle Schlüpfe der Lüsternheit, nach Schöneren oder welche neues, besonderes ver-

sprächen, Reiz der Nerven, welche nicht mehr konnten. Aber wenn er sich nach Zaudern endlich überwand, mit einer zu schlafen, konnte er keine Wirkung auf die Sinne gewinnen, sondern blos aus Angst und Scham um die erschöpfte Kraft lächerlichen Aerger und ein großes Heimweh, das ihn fort trieb. Er empfand es, daß sie für ihn die einzige war, und den anderen Tag, aus Reue, unter ernstlichen Vorsätzen, zur Beruhigung seines Gewissens, wie um Gestohlenes wiederzuerstatten, häufte er um sie Geschenke, mit wiedergeborener Zärtlichkeit, bis zu dem nämlichen Preise, welchen er an die Andere vergeudet, damit es nicht zu ihrem Schaden war. So kostete es blos viel Geld und nützte gar nichts.

Nein, sie mußte ihn verlassen, so mußte er es einfädeln. Anders kam er nimmer von ihr los, weil er edel war. Das mußte veranstaltet werden, daß sie ihn verließ.

Dann war es gut, vortrefflich. Das ersparte ihm die Reue, die sonst wieder den ganzen Gewinn an Freude verdarb. Wenn sie dann unglücklich wurde, geschah es ohne seine Schuld und er brauchte niemals dran zu denken.

Er durfte sie nicht fortschicken, sondern sie mußte ihm davon laufen. So mußte es veranstaltet werden.

Dann erwarb er Freiheit und Ruhe, auf einen Schlag.

Und nicht er war es, der sie bereitete, was ihm nachher vielleicht wieder einmal leid thäte, sondern sie drängten sich ihm auf; er konnte nichts dafür. Das verhinderte jeden Vorwurf.

Es galt nur noch einen geschickten Plan.

Das war nicht so schwer, wenn man den Verstand zusammen nahm und Versuche nicht scheute.

Allerhand bot sich an.

Man durfte es nur nicht überstürzen. Langsam vorbereiten, unmerklich einleiten.

Zunächst behandelte er sie so schlecht als möglich. Er wurde mürrisch, zänkisch, roh, zeigte ihr seinen Ekel und berührte sie nicht mehr. Er that alles, daß er ihr widerwärtig werden mußte. Er begriff die unverhoffte Geduld nicht, welche sie antwortete, ganz gegen ihre Weise: sonst war sie streitbar und launensam gewesen und bei jeder Dummheit gleich jäh empor, außer Rand und Band; jetzt, da es ihm gepaßt und seinen Zweck gefördert hätte, wurde sie auf einmal demüthig und zärtlich ohne Maß und war, wie er sich plagen mochte, durch keinen spitzen Sporn aus ihrem sanften Muth zu reizen, ganz Griseldis. Es verdroß ihn arg, daß sie keinen weiblichen Stolz besaß, und jetzt peinigte er sie erst recht, schon zur Probe, wie viel sie sich denn überhaupt wohl eigentlich gefallen lassen würde.

Also damit kam er nicht vorwärts. Das bewies sich bald. Statt zu entfremden, näherte er sie sich nur.

Da dachte er an Brömel. Der Brömel war ein deutscher Maler, der nicht malte, sondern durchging. Alle drei Monate mit einer anderen Frau; er war dafür berühmt. Nicht als ob er leidenschaftlich und leicht verliebt gewesen wäre, sondern aus Gefallen am Geschäft, an der Technik der Entführung. Wenn er es durchgesetzt hatte, dann ließ er das Weibchen wieder laufen.

Das Mittel wäre unfehlbar gewesen, man konnte

sich verlassen. Und war leicht arrangiert. Eine Begegnung geschah unauffällig. Dann brauchte er bloß von seinem Glücke zu erzählen und allenfalls noch ein bischen mit ihrer Treue prahlen. Und es war so gut als wie gemacht.

Nur, er mochte den Menschen nicht: mit dem glatten Scheitel und rückwärts durchgezogen, mit Pomade niedergepappt, und seine Rede war ebenso, überhaupt seine ganze Weise. Die Vorstellung, daß er sein Nachfolger werden sollte, erregte Unbehagen. Enttäuschen würde sie freilich jeder nach ihm, weil es nicht anders möglich sein konnte, so daß es am Ende schon gleich blieb; aber — er wußte es nicht deutlich, warum — er wünschte einen anderen, der ihm besser zu Gesicht stünde; er hatte so was spöttisches, hochmüthiges, herzloses.

Endlich erwischte er einen vortrefflichen Plan. Zufällig schlug's ihm in den Sinn. Aber nimmermehr wollte er ihn loslassen.

Durch Suggestion. Nämlich, er leitete ihr Gehirn, ohne Beschwerde, weil die Frau schwach, nachgiebig im Denken und unselbstständig ist. Da brauchte er ihr bloß leise, vorsichtig und behutsam, aber nachdrücklich und beharrlich den Entschluß zu suggerieren, daß sie, seiner überdrüssig, ihn verlassen wolle.

Daran arbeitete er mit Fleiß. Las die Bücher nach.

Oh, er war schlau. Die Suggestion, daß sie sich wirksam und unwiderstehlich über sie verbreite, mußte an die Wehrlose und Unachtsame schleichen, ohne Rüstung mit Argwohn und Verdacht. Wenn sie es am wenigsten vermuthete, tückisch eingeträufelt. Er hielt ihr allgemeine Vorträge, mit vielen Beispielen, die nicht spröde

sind, über die Natur des Weibes, wie sie unveränderlich in allem Wechsel der Menschengeschichte verharrt. Wie die Weiber einmal sind, nicht die schlechten, was ein besinnungsloser Ausdruck ist, der wackelt, sondern alle, eine wie die andere, zwischen welchen kein Unterschied gedacht werden kann; nicht regelmäßig, sondern ohne Ausnahme; nicht aus zufälliger Verderbtheit, sondern durch ihre natürlichen, unwiderstehlichen Triebe, gegen welche sie nichts vermögen. Geilheit und Habsucht sind ihre Elemente; Unzucht und Betrug ihre Gesetze. Anderes ward noch an keiner Frau gefunden, weil es keine Frau mehr wäre, sondern, wenn sich irgend eine Redlichkeit dazu gesellte, ein weiblich gebauter Mann. Man darf sie darum nicht schelten und schimpfen: es kann bei ihnen keine Wahrheit und Güte sein, wie bei den Fischen kein Gesang und bei den Tulpen kein Geruch, weil es einmal, unbeugsam in der Laune, die Natur nicht will. Man kann dagegen, wenn es auch freilich schade ist und manchen armen Mann vergiftet, mit allen Wünschen und Gebeten nichts, nicht das Geringste, sondern muß sich mit Verzichten still ins Unabänderliche fügen, wie in Schnee und Regen. Nur heucheln — sonst verlangt man ja schon nichts mehr, aber heucheln wenigstens sollten sie nicht immer, diese dumme betrügerische Fabel, als ob am Ende vielleicht dennoch eine einmal vorgestellt werden könnte, irgendwo, durch Wunder, wenn Einbildung hilft, welche keine Dirne wäre. Sondern lieber muthig ihrem unvermeidlichen Zug in's Laster, der das Blut zwingt, folgen, flott auf den Kitzel und Gewinn los — verantwort' es der liebe Gott, daß er's nicht besser einzurichten wußte!

Stundenlang konnte er davon predigen, in hallenden Betheuerungen, welche ihm die Brust weiteten, mit großen Schritten, welche es bekräftigten und die Gedanken schwangen, professorlich durch das Atelier, während sie im Schaukelstuhle, mit verhängten Augensternen, starr und stumm in bangen Träumen kaum einmal leise seufzte. Er selber war der erste, den seine Theorie hypnotisierte, weil sie so voll und mächtig in die Ohren schwoll. Anfangs hatte er es nur vorgebracht, ohne Glauben, damit sie ihn ohne Scheu verlassen möchte wie die Anderen; aber bald wiederholte er es für sich selbst, zur eigenen Versicherung, um gleich Trost zu haben, wenn sie ihn wirklich ohne Scham verlassen sollte, wie die Anderen.

Sie wehrte sich und wurde bös, weil es ungerecht war. Manchmal weinte sie, daß man so was glauben konnte, häßliche Verleumdung; und sie ereiferte sich, weil sie es nimmermehr zu fassen vermochte, wie es nur einem jemals hatte einfallen können, so was aufzubringen. Und natürlich müßten sie dann schlecht werden, wenn es ihnen immer vorgeredet wurde. Denn wozu auch noch brav sein, wenn es doch nur für Heuchelei gehalten wurde? Da wäre man ja dumm, aber lieber ginge sie schon noch gleich in die Seine, sie!

Aber er gab nicht nach, wie sie sich auch mit Entrüstungen vertheidigte, sondern rechnete es ihr vor, an verläßlichen Belägen, die ihr die Antwort verschlugen, daß sie sich gar nicht mehr zu helfen wußte, ganz verwirrt und fassungslos. Es wurde ihm ein neues Vergnügen, mit herbem Reiz, dessen er nicht genug kriegen wollte, weil es grausam und seinem Dünkel dienstbar

war, sie mit wilden Sophismen in die Enge zu peitschen, über tückische Fallen und Fangeisen, bis ihr athemloser, wunder Widerspruch zuletzt kaum mehr ängstlich zu flattern wagte, wie ein bedrängtes, flügelmattes Küchlein. Und er hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß er sie zwänge, ihm Recht zu geben.

Er wußte viele Geschichten von gemeinen, nichtsnutzigen Dirnen, welche sich Freunden zum Leid ereignet hatten. Er erzählte sie als den natürlichen Verlauf, der nicht anders zu erwarten war. Und jedesmal sagte er dann am Ende ganz stolz, wie von persönlichem Verdienste: dieses sind die Weiber!

Er leitete sie in die Gärten und Bälle der Prostitution zu großen Festen schöner Mädchen, wenn alles mit Anmuth und Glanz recht feierlich getüncht war. Da zeigte er ihr mit Schadenfreude, wie jede einzelne Liebkosung, besonders ausgemacht, in mißtrauischen Bedingungen, unter ängstlichen Bürgschaften, nach langem Feilschen erst verhandelt wird. Und er that ganz verwundert, wenn sie erschrak, als ob es was Ungewöhnliches und Seltsames wäre, während er es völlig in der Ordnung fand: denn dieses sind die Weiber!

Er schleppte Romane herbei, haufenweise, durcheinander, ohne Wahl, was der Zufall vorwarf. Wenn darin ein Weib einmal bei gelinder Anwandlung eines lobsamen Gefühls betroffen ward, das waren dann, unter schlimmen Schimpfen, die schändlichen und gemeinen Ueberreste der verlogenen und verseuchten alten Schule, welche von der Polizei für die millionären Backfische erfunden worden, zur Verbreitung der Hysterie. Aber jede Ausschweifung in's Sadische, nymphomanische

Verzückung, alle wüstlingische Caricatur deklamierte er mit jauchzender Begeisterung, daß die Wahrheit endlich sieghaft überwände: denn dieses sind die Weiber!

Er verliebte sich in diesen Sport, daß er alles andere darum vergaß. Er vergaß, warum es begonnen war. Er vergaß, daß er sich ihrer entledigen wollte. Nur die Weiber, mit Eifer und Verstand, recht schlecht zu machen, daß es ihnen einmal ordentlich herausgesagt würde, aus gesammelten Belegen und wirksamen Erfahrungen, zur Rache der vielen Opfer, zur Warnung, zur Züchtigung, dieses wurde sein einziger Sinn; sonst achtete er nichts mehr. Er schwelgte in grimmigen Verlästerungen, als ob er desto glorreicher erhöht werden sollte, je schändlicher er sie zuvor erniedrigt haben würde.

Durch sein eigenes Beispiel wollte er es einmal gründlich beweisen, über alle Einwürfe hinweg, daß sie, niedergetreten und zermalmt, verstummten. Er zweifelte nicht mehr, keinen Augenblick, daß sie ihn verrathen und verlassen würde, weil er es klar bewiesen hatte, oft; in seiner Vorstellung war es schon vollzogen, unabänderlich. Da konnte er einmal — günstigere Gelegenheit bot sich nicht leicht — an seinem Falle, wie an einem Uebungsmuster für den Schulgebrauch, den ganzen, ewigen Unterschied zwischen der Männlichkeit und der Weiblichkeit greifbar herausarbeiten, zwischen der Güte und der Tücke, wenn er sich nur recht adelherzig, ritterlich und treu betrug.

Ja, das gehörte dazu. Das war dafür nothwendig, daß er an sich alle männliche Tugend entwickelte, in leuchtenden Panieren, so selig helle, um desto wirksamer daneben, zu Furcht und Ekel, das düstere Laster

des Weibes herauszuheben. Darum schlug er plötzlich wieder — sie konnte sich's gar nicht erklären, was ihn mit einem so verwandelte — in's Zärtliche und Flitterliche um und ward mit kosigen Schnäbelungen und schmeichlerischen Güten der minnigste Romanzen-Freier, blos seiner Theorie zu Liebe.

Das machte ihm sehr viel Spaß, weil er, bereits der Gegenwart entrückt, nur noch im Künftigen lebte, als ob es schon vergangen wäre. Er freute sich riesig, wenn er es dann erzählen könnte, später einmal, als kräftiges Zeugniß, das jeden Einwand schlüge. Alles Gebahren richtete er auf diese Vorstellung ein, daß er nur gewiß den Character seiner Rolle nicht verfehle, wie sie vom Bedürfniß seines Beweises vorgezeichnet war.

Auch sollte das an ihr seine Rache werden, seine einzige Rache, aber im Namen des ganzen Geschlechtes, eine feierliche und ausgiebige Vergeltung, daß sie ihn nimmermehr, wie vieles zwischen sie auch, fremd und neu, das Schicksal dränge, ihn nimmermehr vergessen könnte, sondern ewig, zu welchem Troste sie auch flüchte, ewig ihn mit wachsenden Begierden hoffnungslos vermisse.

Durch unstete Sehnsucht sollte sie es büßen, friedlos das ganze Leben, immer nur, immer nur nach ihm zurück. Das that ihm sehr wohl.

Manchmal dachte er: vielleicht könnte es ihr auch zur moralischen Befestigung werden, vor dem Versinken in's Gemeine, ein Talisman gegen Anfechtung, wenn ihre Erinnerung nur stets in ungestilltem Schmachten nach seinem schimmernden Bilde sah. Da schaute er sie dann, rührig unter Kindern, als brave, kleine Hausfrau irgend eines dummen, dicken Krämers, immer mit der

ganzen Seele nur bei ihm, bei dem holden Jugendtraum von schöner Sünde, in welchem sie das einzige Mal das warme Glück gestreift, das einzige Mal. So konnte sich wohl das Paradoxe ereignen, daß diese unsittliche Episode mit ihm gerade ihr zum Segen ihrer Sitte würde.

In diesen Vorstellungen veranferte er sich gern. Sie enthielten viel Behagen: erstens, daß sie nur ihm zu Liebe einmal von der Tugend abgewichen; zweitens, daß sie durch ihn geläutert und veredelt worden; drittens, daß sie außer ihm niemals ein Glück fand; viertens, daß ihr Geist sein Knecht blieb, wenn auch der Leib entfloh; und fünftens, daß er sie los sein würde, aber kein anderer hätte was davon, und sie auch nicht. Das alles war sehr angenehm.

So milderte sich sein Betragen, alle Tage, immer gütiger und sanfter. Freilich dachte er daran, daß es seinem ersten Plan entgegen war. Aber er verwarf den entbehrlichen, seit er sich von der Natur des Weibes überzeugt und auf das Unvermeidliche besonnen hatte; auch fühlte er, daß es einem gut thut, gut zu sein.

Da, einmal, kam sie nicht zum Essen, Ende August. Sie war auf's Land zu Freundinnen. Das erste Mal, daß sie sich verspätete.

Sie wird den letzten Zug versäumt haben und da bleibt sie draußen, dachte er, als er sich schlafen legte, mitternachts.

Er war gar nicht böse. Er streckte sich behaglich lang aus und dann drehte er sich drei Mal, ganz langsam, bis an die Wand und wieder zurück, über die ganze Breite, in den weichen, geschmeidigen Tüchern, die

fühlten, und freute sich, den ganzen Platz für sich allein zu haben, ganz allein, endlich wieder einmal, während er gemächlich, unter Träumen aus den grünen Ringeln, die röchelnde Pfeife verglimmen ließ, in träge zögernden Zügen. Sonst, wenn er an die Schläfrige stieß, da konnte sie gleich sehr ungemüthlich werden und es gab Zank, daß er noch einmal das Haus anzünden würde mit dem dummen Rauchen.

Man ist halt niemals frei mit den Weibern. Darum kann keine Kunst gedeihen. Und er erneute seine Entschlüsse.

Es war doch wirklich viel schöner, sie blos vorzustellen, jetzt ihre Lippen, jetzt ihre Brust, was gerade die Begierde brauchte, und dann wischte er nur darüber, mit zwinkerndem Blick, und sie war weg, mit einer anderen vertauscht, zur Abwechslung. Das ist die wahre Form der Liebe, welche befriedigt. Und keine Mahnung, daß außer ihm noch etwas anderes sei, eine fremde Welt.

Morgens weckte ihn der Bote mit einem Brief. Es war von ihr.

„Warte nicht. Ich bin mit dem Mohren. In Eile. Fifi."

Er verstand es nicht.

Es kam aber gleich die Hausmeisterin, mitleidig, und wußte es mit vielen Worten zu erzählen, haarklein, weil es ihr ein paar Tage schon — er sollte nur ihren Mann fragen — von Anfang an nicht recht in Ordnung schien, warum der immerfort herumschnüffelte, alle Augenblicke, und nachher wieder der verschmitzte Galgenstrick von Diener, mit unnützen Fragen und Erkundigungen, hin und her, auf und ab, um nichts herum

und auf irgend etwas anderes los, fein sachte und behutsam, als ob man den Leim nicht selber kännte, und immer auf die Seite geschielt, mit verdächtigen Trinkgeldern, seit jenem Besuche drüben, vorige Woche, bei dem verrückten Schweden, als er ihm den großen weißen See abkaufte, wo vorn die nassen, runden Kiesel so schön glänzen und es scheint der Mond; aber man kann ja den Herren nichts sagen, weil sie es nicht hören wollen, wie die Mädchen heute sind. Und einen häßlicheren Neger, man kann einen Preis ausschreiben, hat Niemand gesehen: wie man die Kinder schreckt, in Bilderbüchern, und an den wulstigen Lippen, vorn, grauslich, als ob ihm die Haut zu kurz geworden wäre; und dann muß man nur noch wissen, wie sie stinken, alle Schwarzen, da hilft nichts. Aber natürlich — das stehlen sie sich so zusammen, wo es keine Polizei giebt, über'm Meer — natürlich Geld in Haufen und nur auf die Weiber damit, weil er ja sonst nichts thut, den ganzen Tag. Aber es sind zum Glück nicht alle gleich, weil es an der Erziehung hängt; es giebt noch Andere, Gott sei Dank, wenn sie auch freilich immer seltener werden. Z. B., wenn er ihre Nichte kennen lernte, die kleine Felicie, die zu ihr nähen kam, ein herzensgutes Ding, spricht sogar ein bischen Englisch, auch zum Malen, wenn er wollte, weil sie sehr für's Künstlerische ist — keinem Anderen würde sie's erlauben, mit ihm jedoch —

Aber er schob sie mit einem Thaler hinaus.

Dann stand er auf, ärgerlich, weil der andere Pantoffel nicht zu finden war, und aufrecht im Schlafrock, die Hände vor, als ob er taste, horchte er. Er wollte sein Gefühl erforschen, was er eigentlich empfände.

Das reizte seine Neugierde, weil es besonders sein mußte, sicherlich.

Aber er konnte, so redlich er sich auch durch alle Falten und Schlüpfe der Seele untersuchte, mit aller gierigen Sorge nichts gewahren, als einen großen Abscheu vor der Alten, weil sie schnupfte. Sonst verkündete sich keine deutliche Empfindung; der Rest schlich in stummen Nebeln. Blos, daß sie dazu schnupfte, nach jedem Satz, mit lüsternem Rülpsen, beleidigte ihn an ihrer Botschaft, weil es schmutzig und gemein war; die Botschaft selbst, wie er sich auch verwundert immer wieder erkundigen mochte, ließ keine Wirkung, gar nichts. Das kam ihm seltsam vor, als er es überlegte. Aber keine Prüfung half, er fand nichts anderes.

Und dann — ja, das auch noch — daß er gleich zu Marius hinüber mußte, auf der Stelle, unbedingt, sofort. Freilich war er gerade wieder einmal mit ihm böse, weil er sich nicht immer dreinreden ließ, und wußte nicht, was er bei ihm zu schaffen hätte. Aber diese heftige Sehnsucht wurde er nicht los, daß er nicht widerstehen konnte.

Und noch dazu, auch eine mürrische Furcht fand er in sich vor, daß man ihm sicher den Kummer anmerken müßte, den er gar nicht hatte. Nein, ganz gewiß, er hatte keinen Kummer als nur diesen, daß einer das glauben könnte, der aus falschem Scheine schloß. Und er fühlte es mit Verdruß, daß seine Miene solche Vermuthung noch bekräftigen mußte, dieses klägliche Gesicht, welches sich nicht gerade richten ließ.

Darum sagte er auch lieber gar nichts zu Marius, weil er seiner Stimme nicht sicher war, ob sie nicht auch

verdächtig klänge; er hatte es so trocken in der Kehle. Sondern einen munteren Gassenhauer in bequemen Pfiffen zwischen den Zähnen, daß es lustig zischelte, schlenderte er durch die Werkstatt hin und betrachtete sehr eifrig, hier und dort, was es Neues gab, und spielte sich, ein persisch Tuch in stolzen Faltenwurf zu ordnen, makartisch.

Marius huschte kaum einmal mit Schielen und mit Blinzeln scheu hinüber; dann hieb er wieder in die Büste ein, mit grimmen Streichen, in Wuth, wie zur Züchtigung. Und er ward ganz puterroth und schnaubte und fluchte unwirsch vor sich hin auf seine Arbeit los, indem er sich in den Knien schaukelte und wiegte, auf und ab, hin und her, vorwärts und zurück, mit watenden Geberden, wie ein alter Kapitän. Aber plötzlich, weil er immer nur sich selber sah, ausgeklungenes Leid der eigenen Seele, hielt er es nicht länger aus, sondern, schrill und jäh, vor Zorn, daß er nicht helfen konnte, weil man da nichts helfen kann, niemals, gellte er heraus, mit steilem Schwung des Meißels, weit weg, wie eines Dolches, indem er sich die Hose hinauf schupfte: „Mußt den Schlampen halt vergessen, Himmelsakrament!"

Aber der lächelte blos wehmüthig, wie leicht die Anderen sich das vorstellen, und wollte ihn abfertigen, daß er sich nicht weiter mit unnützen Räthen vergeude: „Ich kann sie doch nicht vergessen, ich habe zu viel für sie gethan."

Und dann konnte er nicht mehr und gab es auf und weinte.

Da nahm ihn Marius in den Arm wie ein kleines Kind und streichelte ihn mit Liebkosungen und schüttelte

ihn unter Späßen und sprang in Lärm mit ihm herum, damit er sich nicht länger anhören könne, und sprudelte manchen Uebermuth aus der Erinnerung, über den sie sonst zusammen oft gelacht.

Aber er konnte seinen Kummer nicht verlassen und schluchzte blos immer in die vorgehaltenen Hände: „Die Weiber . . . . oh, die Weiber!“

Und Marius, weil er gar keinen anderen Trost mehr wußte: „Mein Gott, es giebt ja auch schlechte Männer. Es kommt auch unter Männern genug Gemeinheit vor. Es sind alle gleich.“

„Aber warum sind sie denn dann schön, so schön? Die Männer sind doch wenigstens nicht schön! Da macht es einem nicht so viel!“

Er mußte es sich erst weg weinen.

X.

Sie hatte es sich verbessern wollen.

Darum war sie weg von der Cousine, weil es nicht genug Vergnügen gab. Um es vor sich zu rechtfertigen, liebte sie ihn. Und anfangs war es auch so schön gewesen.

Bis sie es merkte, daß es wieder nichts hieß.

Das kam so langsam über sie. Sie wehrte sich und wollte es nicht glauben.

Es war doch merkwürdig.

Erst hatte ihr zum Glück nichts als ein klein wenig Vergnügen gefehlt; und jetzt, in dem vielen Vergnügen, fehlte ihr wieder das Glück. Es ging ihr niemals recht zusammen.

Zeit hatte sie genug, darüber nachzudenken.

Ja, sie liebte ihn. Daran hätte sie niemals gezweifelt. Und niemals würde sie einen anderen lieben. Sie hatte alles zur Zufriedenheit, was man sich nur wünschen kann. Blos die Zufriedenheit selber hatte sie nicht, das Gefühl, für welches man wünscht.

Ihre Träume bewährten sich; aber sie verlor die Empfindung, mit welcher sie geträumt waren. Sie hatte von der Erfüllung ihrer Hoffnungen nichts, als daß sie keine Hofinungen mehr hatte.

Weil sie vom Leben nichts verstand — damals.

Mit der Liebe allein ist's eben nicht gethan, sondern man muß auch Geld haben.

Geld — jetzt merkte sie es erst.

Wenn sie ihn weniger geliebt und er mehr Geld gehabt hätte —

Aber dann schämte sie sich wieder und ward ärgerlich über sich selbst, daß sie so Abscheuliches denken konnte, immer wieder, wie sie sich auch sträuben mochte.

Weil er stundenlang nichts redete, manchmal. Da kroch einem dann alles im Gehirne durcheinander. Was soll man denn auch thun?

Und wahr ist's. Da kann man dann ausreiten, lustig in's Bois, alle schauen neidisch und der Schleier fliegt im Winde, unter Offizieren; und alle Tage in's Theater, Loge, um auf dem rothem Sammet der Brüstung Ring und Armband auszulegen; oder man überlegt ein neues Kleid, weil keine Schneiderin Geschmack hat: es vergeht die Zeit. Man mopst sich nicht in einem fort.

Wenn man Geld hat.

Natürlich wird man deshalb keinen lieben, blos weil er Geld hat; das ist schlecht und geht auch gar nicht. Aber warum mußte denn gerade der kein Geld haben, den sie liebte?

Sie hätte ihn ja nicht um's Geld geliebt, aber es gehört doch dazu.

Nicht viel, aber wenigstens mehr.

Es war alles immer schlecht eingerichtet im Leben. Immer haperte es wieder irgendwo.

Andere gab es, die erwischten es viel besser. Und verdienten es gar nicht. Warum?

Warum? Das hätte sie gern gewußt. Warum glückte es blos ihr gerade nie?

Es ist keine gerechte Vertheilung.

Ihm machte sie ja keinen Vorwurf. Er konnte nichts dafür. Aber schöner wäre es gewesen.

Später, ja, wenn er einmal berühmt geworden — aber dann wären sie längst alte Leute, alle beide, und hätten nichts mehr davon.

So kam niemals etwas zur rechten Zeit.

Es tröstete sie nur, daß es für ihn war. Für ihn wollte sie gern leiden. Wenigstens dürfte er dann nichts mehr über die Weiber sagen, sondern mußte es abbitten; darauf freute sie sich, welches verzwickte Gesicht er dazu machen würde.

Andere Male dachte sie wieder: wenn man sich schon einmal aushalten läßt, soll man auch etwas davon haben. Es ist dumm, wenn man sich nicht den reichsten aussucht. Nachgesagt wird's einem ja so wie so.

Er redete es ihr ja selber alle Tage vor, als das Naturgesetz der Frauen, welchem Keine widersteht.

Und auch noch schlecht behandelt werden, obendrein, mit Launen und Grimassen, jeden Tag was anderes; man kriegt es endlich satt. Manchmal war er ganz verrückt. Das kommt vom Malen.

Und die schönste Zeit vertrödeln, sagte die Hausmeisterin; der war es auch so gegangen, da konnte sie reden. Wenn man die Jugend nicht benützt — nachher ist es aus, unwiederbringlich. Sie mußte sich tummeln, sonst war es versäumt. Nur freilich wer weiß, mit einem anderen — ?

Vorstellen konnte sie sich schon welche, daß es ein Vergnügen sein müßte. Aber sie traute ihren Wünschen nicht mehr: das Wirkliche machte dann auf einmal ein ganz anderes Gesicht. Sie hatte es ja an ihm erfahren.

Wer weiß, was es da wieder gäbe, mit einem anderen!

Man durfte nie was wünschen, weil jedes wieder einen Haken hatte. Man sollte sich nie auf etwas freuen, weil alles immer wieder nur enttäuschte. Sie glaubte schon an gar nichts mehr, an gar keine Hoffnung; sie hatte einmal — nichts halfen alle Räthe — sie hatte einmal, wie immer sie sich auch anstellen mochte, sie hatte keine glückliche Hand.

Und dann liebte sie ihn ja. Es ließ sich nichts dagegen machen. Sie mußte schon bei ihm bleiben.

Sonst hätte die Cousine recht gehabt, wie sie es überall herum tratschte, daß sie ein gemeines Mädchen sei, schlecht und verächtlich, wenn sie einem um's Geld nachgelaufen wäre, von der Liebe weg, diesem schmierigen Mohren noch dazu mit den fetten Thränensäcken. Nein, diesen Triumph wollte sie ihr nicht bereiten, nimmermehr.

Zwar, wenn man es überlegte: wer war denn schuld, was immer etwa noch geschah, wer anders als die Cousine war denn daran schuld, weil die Cousine sie hinein gehetzt hatte, in diese sämmtlichen Geschichten, die Cousine ganz allein? Man sollte nur die Folgen einmal sehen, die Folgen einer boshaften Cousine. Als abschreckendes Beispiel, für die anderen.

Nur, um ihn that es ihr wieder leid. Er konnte ja nichts für die Cousine. Er liebte sie.

Obwohl — eigentlich —

Nein, Dank schuldete sie ihm keinen. Das war übertrieben. Wofür denn?

Wenn sie das neue Leben maß, welches sie sich eingewechselt hatte, Vortheil und Verlust —

Gar nichts gewann sie, aber gar nichts; langweilig war es und die trägen Stunden krochen gar nicht

fort. Er hatte ihr nicht gehalten, was sie sich von ihm versprochen hatte. Es stand gar nicht dafür, daß sie davon gelaufen war.

Und die Jungfernschaft war auch pfutsch, die immer als eine schöne Mitgift angerechnet wird, selbst wenn eine sonst gar nichts hat.

Sie hatte sich so viel erwartet, so unendlich, unaussprechlich viel, mit geschwollenen Gefühlen, als sie damals das scheue Zaudern endlich überwand, an seine Thüre zu pochen, in die Seligkeit hinein, in die ewige Seligkeit. Wie es eigentlich hätte sein sollen, genau konnte sie ja das nicht sagen, aber halt was ganz besonderes, neues und recht angenehmes. Und alles böse, auf einmal, wäre weg, auf Nimmerwiedersehen vertrieben.

Wie es die Romane beschreiben. Und man spürt es, wann man das erste Mal von Liebe hört, aber nur ganz von fern, weit weg, aus schwanken Ahnungen, wie in tiefem Thale eine leise Glocke, abends, die der Wind herüberträgt, und man lauscht, hinaus gebeugt, und schlürft das Flatternde und möchte mehr. Das hätte sie gern einmal aus der Nähe empfunden, den vollen Klang, recht deutlich.

Oder, mein Gott, bescheidener konnte man schon nicht mehr sein, aber dieses Gefühl doch wenigstens, diese schaurige und herbe Wollust, die beklemmte Brust herauf, in Stößen, daß oben alles Denken taumelte, während die Wangen brannten, und über den Rücken zerrinnt Eis, rastlos auf und ab, und sie mußte schreien, in zerhackten Rufen schrill und grell hinaus, nach Hilfe, und springen, in verzückten Tänzen, wie von einer Feder d'rin geschnellt, und mit den Fingern, welche bebten,

von sich weg fächeln, zur Wehre, um Luft, sonst in Brausen und in Zischen, wie bedrängter Dampf, hätte es sie zerrissen, und es empfand sich dennoch köstlich, als wenn das Herz gekitzelt würde — dieses Gefühl von früher, wenigstens, so oft sie auch nur an ihn dachte, noch so eilig, das war wahrhaftig doch das wenigste, was sie verlangen konnte, daß es sich bei ihm bewähre, wenn er ihr schon das andere versagte, jenes eigentliche, von welchem dieses blos erst die Verheißung und, zur Bekräftigung, eine verbindliche Angabe war.

Aber gar nichts, gar nichts, sie empfand jetzt gar nichts, kein Gutes und kein Schlimmes. Es wollte sich in ihrer Seele nichts mehr ereignen. Sie blieb stumm und leer.

Lange Weile hatte sie, fürchterlich. Sonst gewahrte sie in sich keinen Besitz.

Wohin nur war es mit einem denn verrauscht, das große Singen der Gefühle?

Sie konnte es sich nicht erkären.

Stundenlang dachte sie darüber und verglich und gab nicht nach. Was anders sollte sie auch thun? Es vertrieb die Zeit.

Es half aber gar nichts.

Sie brachte es nicht weiter. Sie fand sich nimmermehr zurecht. Sie wußte sich keinen Rath, weil sie sich keinen Wunsch mehr wußte.

Und immer wieder raffte sich ihre Hoffnung noch einmal auf, und noch einmal, und von einem Tag auf den anderen erwartete sie es, in Krämpfen und in Fiebern, daß es endlich käme: denn dieses war ja doch kein Leben, weil es nicht die Mühe lohnte, es mußte

noch was anderes geben, sonst hätte man es nicht gefühlt.

Manchmal fand sie keine Ruhe, sondern es trieb sie herum. Sie mußte, was sie auch begann, alles wieder lassen und lauschte blos und bereitete sich vor. Sie erwartete und wenn es klopfte, dann erschrak sie, weil es jetzt ganz gewiß angekommen war, draußen vor der Thüre.

So äffte sie sich durch die faulen Wochen.

Er wurde ihr zuwider. Was ließ er sie auch zu solchen Gedanken? Er hätte es verhindern müssen.

Das Malen, das hatte sie sich auch ganz anders vorgestellt. Lustiger, weil es gar so fidel klingt, in's Herz hinein: ein Maler; und man kriegt gleich fröhliche Gedanken, von Sammt und langen Haaren und tollen und verwegenen Streichen, allerhand zum Lachen, immerfort. In der Wirklichkeit: alle Röcke waren fleckig, rettungslos, und er putzte sich die Fingernägel niemals, weil er genial war, freilich; aber was hatte man davon?

Und dazu das ewige Pinselwaschen auch noch, obendrein, abends, wenn man schon endlich Ruhe haben möchte und in's Bett, eine ganze Stunde, schauderhaft, es verdirbt die beste Stimmung.

Da waren doch in's Magazin schon ganz andere gekommen, Adelige, welchen man es ansah, an der feinen blauen Haut, die schimmerte wie ein frisch gestärktes Hemd, und drei schwarze Streifen auf die weißen Handschuhe gesteppt, riesig Chic, und waren ganz verliebt gewesen, mit besseren Versprechungen, einer wie der

andere — wenn sie nur gewollt hätte. Nicht einmal reiten konnte er.

Es war ein Elend.

Mit der Hausmeisterin, Tage lang. Mein Gott, sie war ja wirklich recht gescheit; viel hatte sie erfahren und konnte rathen. Aber —

Und dann wieder allein, allein.

Oder mit seinen Schrullen.

Oder er prügelte sie. Das hatte sie noch am liebsten. Es geschah wenigstens etwas auf den Sinnen und sie merkte, daß sie ihn noch immer liebte; das war doch komisch.

Dulden und verzichten. Es war ihr einmal so bestimmt. Da konnte man nichts machen.

Und wenn sie es mit den anderen verglich, wie die es hatten! Es stand ja täglich im Gil Blas, ganz genau. Sie lernte es auswendig und wußte alle Namen und wer sie aushielt.

Villen, Pferde, jeden Schmuck, täglich Feste, eine badete in Manzanilla, und noch obendrein berühmt, Dichter widmen ihnen. Und was da für häßliche Krampen darunter sind, verdunsen und verklappert, wenn man sich sie zeigen läßt.

Dieses verdroß sie am meisten, das sollte doch nicht so eingerichtet sein, daß es keine Gerechtigkeit giebt, gar keine; sondern bloß der Zufall thut, der dumme Zufall, was er will, rein nur, was er gerade will — man kann dagegen gar nichts machen. Häßlichen und ganz Gemeinen, manchmal, daß es ein wahrer Graus ist, glückte alles, wie blind sie es begannen, und sie brauchten sich gar nicht erst darum zu kümmern und

zuletzt heirathete sie noch ein Graf. Wie aber eine brav und schön war, da wurde sicher nichts aus ihr, man konnte darauf schwören, wie viel gescheite und wohl berathene Mühe sie auch verwenden mochte.

Und sie konnte sich ja doch nicht austrommeln lassen! Das gehört sich doch nicht für ein Mädchen, auf's Suchen auszugehen. Man muß warten, daß einer kommt, von selber; anders ist's einmal nicht möglich.

Ja, wenn einer gekommen wäre!

Ein Reicher, und dabei doch so, daß man ihn auch lieben könnte: denn bloß um's Geld — nein, das wollte sie nimmermehr.

Aber nichts als dieser blöde Mohr! Das konnte man doch wirklich nicht von ihr verlangen.

Das fehlte ihr gerade noch.

Ausgelacht werden auch noch.

Obwohl es keinen Sinn hat, gar keinen. Schließlich kann einer am Ende nichts dafür, wenn er schwarz ist. Aber jeder glaubt: da darf er sich lustig machen.

Sie hätte es sich damit nur noch verschlechtert, für die Zukunft.

Denn sie färben ab, sagte Marius. Das bringt ein Mädel nicht leicht wieder weg.

Freilich war es allerliebst, das konnte man nicht leugnen, das kleine japanesische Hotel, protzig zwischen Tulpen, welches er ihr antrug, mit eitel angeschwollenen, lüstern ausgebogenen, frech gespitzten Thürmchen ringsumher, welche bunt hinter zugestutzten Hecken kicherten — Quartier Monceau, in der allerchicsten Gegend; günstiger konnte man nicht beginnen. Anschauen mochte sie's

ja immerhin, blos um es doch einmal zu sehen, wie denn eigentlich das ist, damit man wenigstens einen Begriff davon hat. Und er war auch, daß es sie schüttelte vor Lachen, ungeheuer komisch, wenn er von seiner Liebe vorzufletschen anfing, mit wilden, lärmigen Geberden, welche jäh in steifen Ecken abbrachen, wie sich Caran d'Ache gern belustigt; und es schäumten ihm die Lippen und die Augen.

Sie brachte es nimmermehr weg, das rothe japanesische Hotel, mit den buhlerisch gleißenden Schirmen; zwei Schimmel stampften im Stalle. Es wich ihr nicht aus dem Sinn, wie sie sich auch flüchten wollte. Sie blieb von ihm besessen.

Es ging ihr garstig im Kopfe herum. Sie ängstigte sich. Wenn er es ihr doch ausgetrieben hätte!

Ja, seine Schuld. Er durfte sie den Anfechtungen nicht überlassen. Er hätte sie beschäftigen müssen, daß sie auf so etwas gar nicht kommen konnte.

Und am meisten verdroß es sie, daß sie halt doch noch immer zu anständig war. Das verpatzte ihr das Glück, weil sie sich auf ganz unnöthige Skrupel einließ. Ungeniert drauf los, wie die anderen; anders geht es heute einmal nicht.

Aber sie konnte sich nicht entschließen. Sie wollte wohl, aber dann fehlten ihr doch wieder Kraft und Muth.

Wenn sie einer genommen hätte! Sie war bereit, alles mit sich machen zu lassen.

Aber selber!

Selber anfangen, selber fortlaufen, selber entscheiden —

Immer selber, alles selber, ganz allein.

Da hatte man dann die ganze Verantwortung und konnte sich auf gar niemanden ausreden.

Und überhaupt das Denken, das ewige Denken immerfort, dieses beladene und verhetzte Denken, in blinden Zweifeln, rastlos hin und her, zwischen tausend Plänen — es wurde ihr ordentlich seekrank, wie es den Willen schwankte, auf und ab, in brausenden Wirbeln, so oder so; und nachher merkt man dann jedesmal, daß man's schon wieder verfehlt hat, und das andere, immer das andere, wär' es gewesen.

Das Leben ist so mühsam.

Es hätte sie Einer vergewaltigen müssen. Das brauchte sie.

Einfach, wie über ein störrisches Vieh, mit Zwang, mit Marter, mit Geißel über sie her, nach seiner Willkür, nach seiner Laune, unter seinem Befehle, ohne Bitte, ohne Frage, in Züchtigungen, roh und grausam, herrisch, unerbittlich, daß sie sich fürchtete, daß es sie unterjochte, daß ihr der Widerspruch vergangen wäre, unter Hieben, ein für alle Mal. Ah, das stellte sie sich schön vor — Wollust und Qual zugleich! Ja, das fehlte.

Selber konnte sie es nicht richten, allein nicht.

Das ist das Allerschlimmste, wenn man thun darf, was man will; denn erst wenn man es nicht darf, daran blos läßt es sich erst merken. Nur das nicht, daß es einem überlassen wird, die Freiheit — da kennt man sich dann gar nicht mehr aus, am Ende, möchte alles zusammen und kann keines, und es stottert das verworrene Gehirn. Ah, und das ewige Hin und Her, immer in den nämlichen Spiralen, kein Rath, kein Entschluß — alles wankt, taumelt, morscht!

Und immer wieder zuletzt, in den vielen Wirbeln, die ihre Wünsche verbogen, zerrütteten, entstümmelten — an diesen einzigen Halt, der sicher war, klammerte sie sich, in Krämpfen:

Nein, den Neger nicht, nein, nein, den Neger nicht, weil es zu abscheulich ist, man würde lachen —

Aber irgend einen, so konnte es nicht bleiben, irgend einen Anderen, es gab doch wahrhaftig genug, warum, warum denn sollte es blos gerade für sie Keinen geben?

Mit Geld.

Sie mußte nur — ja, darauf kam es an — sie mußte eben mehr für sich thun, damit man sie bemerken könnte.

Freilich — gleichgiltig, ohne Sorge, immer lustig in den Tag hinein und drauf los, Hände im Sack, den gebratenen Tauben entgegen — da konnte es natürlich nicht gehen.

Sie mußte mehr Mühe verwenden, sich zu verschönern.

Auffallen — dann ist alles gewonnen.

Und stundenlang, seitdem, alle Tage, in fieberischen Hitzen, unnachgiebig, daß von der rauhen Gier die Nägel schwollen, mit zernagten Lippen und verkrampften Fingern, wie vor der letzten Karte des Glückes ein fahler Spieler kauerte sie, ängstlich um Rath, vor dem Glase, vor dem kalten, starren Glase, brütend über ihren Reizen und nach Behelfen spähend, unter Wallungen und Taumeln und Schauern, welche rieselten, dampften, brausten, und prüfte, zwischen Jubel und Verzweiflung, wie der bange Bauer den stummen Acker, der ihn näh-

ren soll, ihr Fleisch und düngte sich die Haut mit üppigen Parfümen und wusch, sie zu runden und zu härten, die Brüste mit circassischen Wassern und übte Blicke, Mienen, Geberden und zermarterte sich um buhlerische Künste.

Es mußte sie ja doch einer bemerken. Zu den Malern kamen viele Besuche.

Wenn sie nur ausharrte und sich nicht abschrecken ließ.

Man darf nur nicht gleich verzagen. Es ist niemals zu spät. Man hat Beispiele.

Vielleicht sogar heirathen, wenn ihr das Glück half. Alles kommt vor.

Dann konnte noch alles gut werden. Sie wollte ja anständig sein, es war ihr lieber. Davon hatte sie sich jetzt schon überzeugt, daß mit dem Anderen nichts herausschaut. Nur mußte man einem dazu behilflich sein. Sonst ist es nicht möglich.

Sie träumte gerne Ehe, wenn ihre Wünsche rollten: eine muntere und helle Wirthschaft, still vergnügt und überaus honett, niemals Aerger und Verdruß, weil der sehr verliebte Mann gehorchte; Dienerschaft, und, mit köstlichem Tafelgeschirr, Hausball jeden Winter, Sommers am Meere, und Alle, weil sie recht ehrbar sein wollte, alle Freunde, schnell verdrehten Kopfes, machten ihr immerfort respectvollst den Hof, Jahr aus, Jahr ein, aber es traute sich Keiner. Das war ein lieblich blühendes Gesicht. Und hinten im Gehirne, jenseits des Grames und des Ekels, dämmerte es ihr licht.

Und dabei könnte sie immer noch, ein Mal, zwei Mal die Woche, auf den Arago hinaus, ganz heimlich, zum Küssen und zum Kosen mit ihrem lieben, närrischen

Maler, da sie nun doch einmal von ihm nimmermehr lassen konnte. Das weiß man sich schon einzurichten, in der großen Stadt. Und dann hatte sie Geld und wollte ihm alle Bilder abkaufen, die verrückten großen, fleckigen, schrecklich roth und grün, wo sich kein Mensch auskennt, auf die er so stolz war.

Aber dann wieder, wenn die holden Dämmerungen zerrissen, entwichen, versanken, welches Erwachen aus lauen, rosigen Schimmern, die linde winkten, ins Graue, ins Starre, ins Kalte — welches tödtliche Erwachen!

Das schmierige und verschlissene Kleid, von dem die Fetzen schleiften, gemeine Musseline; und die dicken bunten Ringe brachte sie nimmermehr von den Waden, lächerliche Tätowage, weil diese billigen Strümpfe abfärben. Nämlich, er war eben faul, im Grunde. Nie wurde was fertig; ja, versprechen — alles!

Da, natürlich, war es umsonst. So konnte sie Keinen einfangen, zerzaust und schluderig. Ohnedies, wie die Männer schon Schafsköpfe sind, daß sie sich immer nur in die Schneiderin verlieben, wenn eine nur recht exotisch hergerichtet ist.

Geld, Geld — alles drehte sich immerfort in dem nämlichen Kreise: man konnte schon einen finden mit Geld, aber dazu, vor Allem, brauchte man wiederum Geld, Geld, Geld.

Das verfluchte Geld.

Ah, wenn sie eine Roulette gewußt hätte, irgendwo! Aber, natürlich, das machen sie geheim, in verschwiegenen Zirkeln, blos für die reichen Leute, die es gar nicht nöthig haben, und lassen Niemanden hinzu. Alles ist verdreht, auf dieser Welt, aber schon complet.

Sie wettete bei den Rennen; Leute giebt's, die davon leben. Aber die Zeitungen heißen auch nichts und sagen falsch voraus, selbst der Figaro. Es ist kein Verlaß.

Sparen — das bleibt am Ende noch das gescheiteste und man riskiert wenigstens nichts. Paroxysmen des Geizes. Bis vier, fünf Uhr blieb sie manchmal im Bette, um sich über's Dejeuner hinwegzuschlafen. Ohne Zucker fand sie den Thee plötzlich viel besser. Auf die Blumen, freilich, kaum daß sie sich ein lumpiges Dutzend magerer Franken mühselig zusammengeleppert, besonders auf die Tubereusen, weil sie am besten riechen, ging es immer gleich wieder hilflos hinaus — aber irgend ein Vergnügen muß man schließlich doch haben, mein Gott!

Da ward ihr manchmal so müde, von dem irren Tappen und Hasten in den steilen Hoffnungen, immer, immer vergeblich! Sie wagte es nicht mehr in die Zukunft zu schauen', weil sie es verlernt hatte, sich zu betrügen. Sie fühlte sich zum Sterben, so öde und so schlaff, verwüsteten Vertrauens, und alles, aus moderigen, leichigen Gestänken, ekelte sie an.

Nur betäuben. Das Denken ersticken. Nichts mehr von sich wissen. Blind und taub dahin taumeln, in Schwindeln, Wirbeln, Dünsten. Sie wusch sich gar nicht mehr ordentlich, damit sie nicht durch den Alarm der jähen Güsse das Brütende des Schlafes von den klebrigen Lidern scheuche.

Und dann, von Angst gespornt, rannte sie oft, rannte, ungekämmt, Schlafrock, ein Tuch über den wirren Kopf, nur hinaus, athemlos, mit schrillen, schnaubenden

Geberden, mistralisch, rannte mitten in's Getümmel, wo die große Stadt heult, rast, schäumt, damit es ihr das Nachdenken zerquetsche und das Bewußtsein ersäufe und die Erinnerung wegfege.

Zu Freundinnen, nach Abenteuern, in Lärm und Tollheit — nur aus sich heraus, von sich selber weg.

Da mußte dieses Mal gerade auf dem nämlichen Schiffe die Cousine sein, welche nach der Ausstellung wollte. Das hatte ihr eben noch gefehlt. Natürlich aufgedonnert und herausstaffirt wie ein prämiirtes Mastschwein.

Aber sie sollte es nur probiren, ein einziges Wort — nur mit den Wimpern sollte sie mucksen! Da wollte sie die Rechnung aber einmal gründlich abthun. Sie war gerade in der rechten Stimmung, ihr den Chignon gehörig herzurichten, klik-klak.

Jedoch, die Cousine sagte nichts, kein einziges Wort.

Sondern, unbeweglich in der Sonne, welche über ihren glitzernden Plüsch raschelte, schaute sie nur starr auf ihre Mousseline, auf die bleiche und verfärbte Mousseline. Dieser Blick verglich Tugend und Laster. Die Tugend triumphirte.

Da stieg sie, Place de la Concorde, vom Schiffe, nahm eine Droschke und fuhr zu dem Mohren.

Sie wollte es ihr schon austreiben, die Schadenfreude.

Und sie hatte ein angenehmes Gefühl, daß es jetzt wenigstens entschieden war.

XI.

Marius sah es: man mußte ihn allein lassen.

Er war in Fröſten und in Fiebern, ohne Besinnung. Wie einen herben und giftigen Schnaps hatte er es in der Kehle, der versengte. Davon krochen ihm Dämpfe durch den Schlund, daß er immerfort schluckte.

Und wenn er nachdachte, sich betrachtete nnd sein Elend gewahrte, dann mußte er weinen vor Mitleid mit sich selber, stundenlang weinen, nichts als immer nur weinen.

An den Stimmbändern zog es schwer.

Wenn er wanderte, weit, weit, wollte er's verbergen. Was sonst wohl die Leute dächten, auf der Straße: ein weinender Mann! Aber es war gewaltiger und es war ihm alles gleich.

Und es blieb immer blos Schmerz. Anfangs hatte er gehofft, es würde sich in Kunst umsetzen und ihm einen Ruck auf ein neues Bild geben. Aber es gestaltete sich nichts: es blieb gemeines Weh.

Hundertmal sagte er sich, über die hundert Mal jeden Morgen, jeden Abend: es ist ja nicht möglich! Hundertmal lauschte er, bei jedem Tritte, stürzte an's Fenster, rannte nach dem Hofe. Es war sicher nur ein wüster, lächerlicher Traum, der ihn äffte, wie sie aus falschen Tränken kommen.

Nein, nein, es konnte ja nicht, es konnte ja nimmermehr sein! Wie sollte er denn sonst noch leben?

Und dann wieder hielt er inne und klammerte sich an das Denken.

Er stellte es sich deutlich vor und formte Schlüsse,

um sich das richtige Gefühl zu beweisen, welches den Ereignissen entsprach. Das wollte er dann annehmen. Nicht blind und urtheilslos das nächstbeste, welches sich gerade zufällig ins Bewußtsein verirrte.

Nun hatte er ja, was er begehrte.

Aber ganz genau, buchstäblich, wie er es sich ausgedacht hatte, mit so zuverlässiger Logik — den ganzen Wunschzettel; Punkt für Punkt.

Seine Sehnsucht war eingetroffen, jede Forderung erfüllte sich, kein Jota fehlte. Und ohne daß es ihm nöthig war, irgendwas dazu zu thun; alles machte sich wunderschön von selber. Mehr kann man vom Glücke doch wirklich nicht verlangen.

Er war sie endlich los, und definitiv. Er war wieder frei. Die Beklemmung wich, das Joch barst, er konnte aufathmen. Er gehörte wieder sich selber. Er konnte wieder der Kunst gehören.

Und durch sie, ohne seine Schuld, ohne seine Hilfe, ohne seine Mitwissenschaft, blos durch sie allein geschah der Bruch; ihn streifte kein Schein. Niemand durfte ihn anklagen, daß er sie verstoßen hätte; er hatte nichts zu verantworten, nichts zu bereuen. Sie war es, die ihn verließ, mit Vorsatz und in Freiheit.

Das alles war sehr angenehm.

Ganz wie er es in kühnen Hoffnungen ausgedacht. Er konnte die geschenkte Freiheit ruhigen Gewissens genießen. Es war nicht möglich, sie zu bedauern, weil es nicht möglich war, sie zu vermeiden.

Und — das, auch, mußte man beachten, daß sie ihm nicht einen Schöneren oder Jüngeren oder Witzigeren vorzog, sondern ein gemeines Scheusal, weil es reich

war, reich. Das hätte ihn gekränkt, wenn sie ihre Liebe gewechselt hätte; so etwas erniedrigt. Aber sie verließ ihn um's Geld, blos um's Geld; das brauchte ihn nicht zu verletzen.

So sammelte er die Belege, daß es für ihn eine große Freude war.

Aber das widerspenstige und verstockte Gefühl wollte nicht gehorchen.

Und wenn er eine Weile nachgedacht hatte, dann mußte er wieder weinen, nur immer weinen. Er konnte sich nicht helfen. Es überwand alle Beweise.

Ah, nein — er war sie ja nicht los! Ihre Augen verließen ihn nicht, zwischen den bleichen, müden Lidern diese großen, verwunderten Augen mit dem weit hinaus gestreckten, suchenden Blicke, so still und freudig wie ein heller Wintertag, und der krause Tanz der wirr verschlungenen Löckchen, von geschämigem Blond, in tollen Wirbeln über die schmale Stirn herunter, und das freche, ausgelassene Näschen, das mit dem Gesicht nicht gleichen Schritt halten wollte, sondern, eigensinnig, launisch, trotzig, seine eigenen Pfade seitwärts trabte — er sah sie ja immerfort vor sich, überall, was immer er auch begann, in starren, unausweichlichen, unvertreiblichen Scheinen! Und immerfort, in lockenden, seligen Gesängen, die schwollen, immerfort, neben sich, rings um sich, überall, hörte er ohne Laß ihre sanfte, blasse Stimme, als ob über dünnes Silber in langsam träufelnden Tropfen ein klingender Perlenguß rieselte. Und immerfort, unter Brünsten, daß der Athem strauchelte, daß die Augen quollen, daß das Mark sich sträubte, fühlte er ihre feuchten, emsigen Finger in zupfenden,

wühlenden Griffen über seine zerknitterten Nerven. Ah, er hatte es ja, blinder und tauber Tölpel, er hatte es ja niemals zuvor gewußt, wie er sie liebte, wie wahnsinnig er sie liebte!

Vernunft nützte gar nichts. Die wilde Beredsamkeit des Fleisches, in heulenden Tumulten, fegte sie weg.

Und er schrie, aus den Hieben der grinsenden Gier, schrie steil, heiser und schrill nach ihr auf, wie um Beute ein hungriger Wolf. Er leckte, von kreiselnden Krämpfen geworfen, durch alle Falten des Bettes, an welchen ihr Dunst klebte, dieser schwüle, herbe, gährige Dunst. Viehische Instinkte zerrütteten ihn, wie ein Hund zu ihr zu kriechen und an ihrem heißen Nacken die kalte Schnauze zu reiben, nur immerfort zu reiben, zu reiben, in schnuppernder Geilheit, das ganze Leben. Mit Bissen und Schlägen folterte er seinen morschen Leichnam, irrwüthig gegen das Leben, um durch den Tod sich zu erwecken, welchen das andere verschlungen hatte. Und in trunkenen Schwindeln, indem er die rothen Lider senkte und die fahlen, verrunzelten Lippen auf leere Erinnerungen hinaus spreizte, um sich nur zu betäuben, das Gehirn zu vertilgen, alles auszulöschen, liebte er einsam.

Dann, in blöden Ermattungen, während sich die Schläfe verbleiten, und er sah nichts mehr, vor stieren Blicken, als in violetten Nebeln schmale, ockergelbe Fäden — dann hackte er sich wieder an der Kette des Verstandes in den nächsten Ring und drehte wieder die ächzende Kurbel der Logik.

Umständlich, mit philisterlicher Weisheit, Schluß für Schluß, bewies er es sich dann, daß er sie ja gar

nicht lieben konnte: denn es wäre thöricht, ohne Grund. Nein, es war, wie er auch emsig suchte, es war durchaus kein Vorwand zu entdecken, weshalb es möglich sein sollte, daß er sie liebte. Es fehlte jede Ursache, die Liebe allenfalls erklären möchte.

Sie war nicht schön. Im Anfang, ja, unter dem Trug der ersten Begierde, da hatte er es sich wohl einbilden mögen. Aber es bewährte sich nicht. Es war keine standhafte Schönheit. Wie einmal Zweifel daran tastete, zerflatterte sie gleich.

Damals, als er ihr Bildniß unternahm, wurde es gewiß. Es konnte nimmermehr gerathen, weil sie keinen besonderen Charakter besaß, sondern nur die gemeine Schablone. Es wurde immer nur, je treuer er ihr folgte, das Gerippe der Pariserin, Jules Cheret, Henri Boutet, in das man erst noch eine andere dazu versetzen mußte, aus eigener Schöpfung, wenn es lebendig werden sollte. Sie hatte nur, was ihr das Milieu bot. Sie war blos Form und Rahmen; gerade wo sie ihre Schönheit erst beginnen konnte, da hörte sie überhaupt ganz auf.

Er schämte sich, wenn er sie mit den Früheren verglich. In der Schule hatte er die Lewinsky-Precheisen geliebt, auf der Akademie die Hohenfels. Das waren wenigstens Profile; und auch — schon das Gefühl, so oft er im Gedränge der steilen Galerien lahmte, daß er es ihnen nur einmal zu sagen brauchte und dann noch ihre Erwiderung zu erlangen, wie ihn da alle Welt beneiden würde, dieses allein schon war was werth, viel.

Und Geist hatte sie auch keinen — das schon gar

nicht. So für den Hausgebrauch allenfalls, was der gemeine Laie nöthig hat, um zur Verdauung die stocken-den Gespräche einzuölen — und mit zierlichen Neckereien, die nicht rasteten, blinzelte sie einem oft betrügerische Scheine vor. Aber auf die Dauer konnte sie es nicht verbergen: die „Câlinerie" des Bouguerreau — da hatte er sie aber ordentlich verhauen — fand sie sehr nett und sie lachte über Besnard: sie war stupid.

Und so in allem: in ihren Launen, ihren Begier-den, ihren Neigungen — niemals begegnete sie seinem Wunsche. Dieser, unter allen Träumen vom Glücke, war ihm immer der Liebling gewesen, mit seinem Weibe einmal so intensiv die Liebe zu besprechen, daß es für alles genüge. Davon hielt sie gar nichts: er konnte sie nicht bewegen, sich in die Idee der Liebe ernsthaft und gründlich zu versenken; sondern sie behandelte es als Vergnügen und reifte nicht zum Mystischen.

Nein, nein — ganz anders hätte sie sein müssen, daß es ihm möglich wäre, sie zu lieben; in allen Punkten völlig das Gegentheil. Wie denn nur, also, gegen jeden Begriff, hatte es geschehen können, dieses Unfaßliche, Vernunftlose, Widernatürliche, daß er liebte, die ihm doch verhaßt sein mußte?

Er erschrak vor sich, wie er diese Entfernung vom Denken gewahrte. Er fürchtete sich vor dem Schaurigen und Verhohlenen, da unten, tief, in den Grüften und Schlünden der Seele, von welchem er nichts wußte und welches doch sein Herr war. Es kauerte ein anderer in ihm und wuchs zum Riesen.

Es war wie der Absynth. Ja, es glich die Liebe dem grünen Absynth. Sie verbogen die Begierden, in's

Blöde und Widermenschliche hinüber, kochten den Willen aus, mit zehrenden Wallungen, und der geängstigte Verstand entwich.

Ganz wie der Absynth — ja. Er verweilte gern bei diesem Vergleiche, wenn er die schwülen Dämpfe schlürfte, welche verwandelten. Es waren böse, reißende Gifte und kehrten die Seele um und man verlor sich an ein starkes Thier.

Es empörte sich der Geschmack. Der Ekel wollte verscheuchen. Kein Genuß, niemals. Aber Erfahrung und Rath und Vorsatz und Widerstand und Gelöbniß halfen nicht. Es war gewaltiger und hatte im Schmutze des Gemüthes verborgene Genossen.

Und plötzlich, in hageren und gelben Wahrzeichen, welche züngelten, reckte sie sich vor seiner Furcht empor, die ganze Liebe, wie nach mörderischen Gesetzen ihr unabänderlicher Verlauf ist, und an seinem gekauerten Geiste vorüber glitt in den steilen Bögen der ewige Fluch aller Menschen, der das Glück würgt. Wie sie in tückischen Masken, hinter Duft, erst argloses Vertrauen überschleicht, als heiteres Nervenspiel verkleidet, und frohe Wünsche gaukeln; dann, wie aus Orgeln, Heiliges in die erschauernden Sinne gießt und durch Andacht das Böse jätet, den sprießenden Keim der Kraft; aber den Wehrlosen endlich, wenn er, entmarkt und ausgesäftet, den zehrenden Taumeln der Güte erliegt und in irren Schlummern des Wahnes erstarrt, mit Haß und Grimm, in wühlerischen Streichen, plötzlich rauh überfällt, ohne die Larve des Schönen jetzt und nacktknochiges Scheusal, bis zum grausen Wagniß der Wahrheit entmenscht und höhnisch wider die Schminke,

durch schimpfliche Knechtungen über grinsende Laster schleift, vor welchen die Sprache versagt, und in Geifer und in Fäulniß stinkender Sümpfe den zerfolterten Leichnam erstickt, gnadenloser und wollusttoller Henker, immer mit dem nämlichen kalten Lächeln ewig, unwandelbar, mit dem sanften und traulichen Lächeln aus Neugier grausamen Kindes vor dem zuckenden Falter, der auf dem Spieße verendet. Bis sie zuletzt nur noch Fleisch ist, das eigene Fleisch, das sich selber kreuzigt, alle giftigen Säfte aus allen verpesteten Kanälen in Aufruhr gegen das Leben; es bildeten die Alten die Liebe gern am Arme des Todes: denn sie ist der Mord.

Dann schrie er: „M. de Montègre va vous faire du mal, puisqu' il vous aime.“

Immer, immer wiederholte er dieses, flüsterte es zärtlich, gellte es mit Grimm, stammelte es wie ein holdes Geständniß, das beglückt, schmetterte es wie das Gericht der Menschheit, das verdammt. Zufällig, in diesen Tagen gerade, wie er einmal durch Dumas blätterte, zum Gedankenvertreib, zur Betäubung, um nur Fremdes über die wunden Nerven zu schleiern, zur Linderung, da war es ihm zufällig begegnet; aber es verließ ihn nimmer. Es ward sein Glaube und sein Trost.

„M. de Montègre va vous faire du mal, puisqu' il vous aime.“

Darin war er ganz ausgedrückt, mit aller Erfahrung, allem Gefühl, allem Bewußtsein. Darin war sein Schicksal, was er erlebt hatte und was er noch erleben konnte. Darin war die Welt, alles vom Anbeginn bis an's Ende Mögliche. Nein, außerhalb gab

es nichts. Es enthielt in sich, wie eine göttliche Stiftungskapsel, alle Menschheit, alle Schöpfung, alles Denkliche.

Man müßte diesen Satz malen: dann wäre die Kunst erfüllt und die Welt wäre vorbei.

Und er murmelte es, in brünstigen Fleißen, nur immerfort, stundenlang, während er wanderte, murmelte es mit unermüdlichen Lippen, welche eilten, vor sich hin, in seligen Verklärungen, wie ein heilkräftiges, wunderwirksames Gebet, mit welchem er, weil es das Geheimniß des Lebens verrieth, sich feien könnte, zum Glücke. Alles andere vertilgte sich in seinem Gehirne und er wußte es nicht mehr. Es baumelte nur diese Weisheit an allen Fasern.

„M. de Montègre va vous faire du mal, puisqu' il vous aime.“

So glitschte er auf dem Abhange des Blödsinns. Er gewahrte es und schrie in großen Aengsten. Es kam aber von nirgends Antwort und nirgends war kein Anker.

Da klammerte er sich an die Arbeit und begann wieder das wilde, athemlose Ringen mit dem Pinsel.

Er hämmerte sich mit Ehrgeiz und Habsucht und allen Reizungen. Er kochte die Nerven in Gedichten, in Musik. Er stachelte sich an den Gespenstern seiner todten Hoffnungen.

Es half alles nichts.

Da sank er dann wieder zusammen und verzweifelte auch an der Kunst.

Es war auch nur ein Schwindel. Er würde es niemals vermögen, das Große und das Wahre. Und

wenn er es auch vermöchte, dann würde es erst recht Niemand verstehen.

Wozu also?

Wenn er ein Gemeiner und Niedriger war, wie die Anderen, dann konnte er keine Kunst. Wenn er aber nicht gemein und niedrig war, dann wurde es, für die Anderen, eine unbegreifliche und vernunftwidrige Kunst. Wozu also?

Diejenigen, ja, welchen die Arbeit selber Genuß ist, welche im Schaffen schwelgen — nur sollen sie dann auch so schlau sein, es eifersüchtig gleich zu zerstören, sonst wird's ihnen durch das Urtheil wieder vergällt.

Ach ja, das Große, das Eherne, die neue Kunst, welche das neue Schicksal wäre, die Erlösung, welche zwänge, indem sie die Menschen ins Göttliche wandelte, die Geister erhöhte, die Herzen reinigte — wenn es dennoch, dennoch möglich wäre, daß sich der ewige Traum bewähre?

Etwas wie die „Olympia", welches in zwei rohen, auf die tägliche Gemeinheit ausgedrückten Farben den ganzen Menschen enthielte und die ganze Menschheit, alles, was gewesen ist und sein kann!

Aber was hatte es denn gewirkt? Daß sie sich die Rippen kniffen vor Hohn und Spott, und sie lebten das gemeine Leben weiter! Er konnte es nimmermehr begreifen: die Gnade war niedergestiegen, aber Niemand kümmerte sich um sie, weil sie das Elend und das Laster liebten.

Nichts, nichts — nur immer der große Koth überall.

Und manchmal dachte er, vielleicht hätten die An=

deren Recht und er wäre wirklich nur ein Narr, ein kranker Narr, daß er das Gute und das Schöne suchte, welches unmenschlich ist.

Gemein sein, wie die Anderen, Geld haben und Baccara spielen, zur Verdauung — da!

Und sich betrinken, gründlich, das Gehirn ersäufen, bis es Ruhe giebt, die Nerven erdrosseln, daß sie nicht mehr können.

Und nach acht Tagen kannte ihn aus stürmischen Nächten das ganze Quartier, in allen Spelunken, wo nur ein wildes Zechen mit frechen Dirnen zu finden war. Sie nannten ihn blos „den tollen Maler", weil er „gar so lustig war", in unermüdlichen und unerschöpflichen Fumisterien; alle beneideten seine prasselnde, sprühende, zischelnde Laune und dieses „glückliche Temperament". Besonders, wenn er von seiner „kleinen Hure" erzählte, welche ihm mit einer „schwarzen Wurzen" durchgegangen war, riesig fin de siècle; das versäumte er nie, weil es ihn erleichterte.

So wollte er sie aus sich vertreiben. Aber es half nichts wider ihre hartnäckigen Augen, welche an seinem Bewußtsein klebten. Und immer wieder, hinter dem gelben Uebel der Wirklichkeit, welche Schleim ausspinnt, sah er in weißen Dämpfen ihren großen, leuchtenden Blick, wie einen bleichen, aus stillen Märchen gewobenen Mond, und hörte über dem rauhen Lärmen der gemeinen Ereignisse, in sickernden Klängen, die schwüle Wollust ihrer sanften, gläsernen Sprache, wie eine Harfe, durch welche der laue Athem des Mai streicht.

Aber ringsherum war Blut, immer nur Blut, ein greller Streif, daß er nicht hinüber konnte, und wenn

er sie küssen wollte, dann umarmte er blos das grinsende Gespenst seines gemordeten Glückes.

Seine Schuld, seine eigene Schuld! heulte dann der grausame Kläger in ihm. Seine eigene Schuld! Es folterte die Reue.

Das Glück war herangekommen; aber anstatt es zu halten, hatte er es verscheucht. Seine Schuld, seine eigene Schuld!

Und er schaute sich, unter milden, lieblichen Gaukelungen, weit weg, da unten irgendwo, in enger, leiser Stadt, fern von den Menschen, ganz allein, ganz allein mit ihrer ewigen Lust — und sie waren verheirathet, wie die gemeinen Leute, und wurden glücklich, wie die gemeinen Leute.

Seine Schuld, seine Schuld — seines Dünkels und seiner Vermessenheit! Sie war so gut, so hold gewesen — und er hatte ihr alles genommen und beide hatte er verdorben.

Weil er Trotz und Stolz und Wahn hatte, und keine Einfalt, keine Demuth, kein Vertrauen. Weil er sich nicht beschränken, nicht erniedrigen konnte, sondern an sich selber glaubte. Weil er alles wollte, darum gerieth ihm nichts.

Weil er nicht dumm, nicht schlicht und nicht gemein sein konnte, das war der Fluch, der ihn verdarb. Weil sein Hochmuth nur die große Kunst wußte, immer nur in den fernen Wolken die große Kunst, das lähmte ihm die Faust, daß in aller knirschenden Marter röchelnden Fleißes kein niedriger Strich mehr gedieh, keine stammelnde Silbe des Schönen. Und weil seine ausgelassene Sehnsucht nur die reine Liebe schaute, immer nur in

unfaßlichen Idolen die reine Liebe, darum, so jämmerlich und verächtlich, erstickte sein versunkenes Gefühl in Schlamm und Laster.

Er haßte den Geist und beneidete die Einfalt. Aus dem Unverstande allein kommt Segen. Es peinigte ihn die Nostalgie der frohen Thorheit. Kind hätte er wieder sein mögen, das von nichts wußte, Falter haschend durch den sonnigen Frühling. Das viele Denken that ihm wehe.

Aber dann bäumte sich wieder der Trotz. Lieber wollte er ein besonderes, einsames Leid, das Loos der Titanen, als das gemeine, verbreitete Glück der dumpfen Schläfer. Wenigstens versicherte es ihn seines Werthes, seiner Größe, seines Adels, deshalb liebte er den Schmerz und hätte ihn schmerzlich vermißt.

Nein, ihn sollte das Leben nicht beugen, ihn nicht!

Das nagelte allmälig in sein Gehirn den Grundsatz, diese Formel des Glückes, daß einer einäugig sein müßte, zum Ausgleich mit dem Schicksal — einäugig, an diesen Ausdruck klammerte sich sein Gedanke.

Ja, das war es offenbar. Dieses enthielt das ganze Geheimniß des Lebens, daß einer den doppelten Blick fliehen mußte. Darin gründete seine Qual, daß er beides schaute, beides zugleich. Jetzt schaute er den Traum in der Seele, aber gleich darauf schaute er wieder die Wahrheit in der Welt, und immer ward dieses Unverträgliche, Fremde, Feindliche verglichen. Da mußte natürlich der Traum, mit Wünschen, die Wahrheit und die Wahrheit, mit Enttäuschungen, mußte das Träumen quälen.

Welche sich für eine der beiden Blindheiten ent-

scheiden, die werden glücklich. Welche im Traume wandeln, ohne das eigene Gehirn zu verlassen, die werden glücklich. Welche in der Gemeinheit bleiben, ohne sich an die Fabeln des Wunsches zu verirren, die werden glücklich. Nur wer in sich und außer sich sein will, der verdirbt. Denn nimmermehr kann sich die Wahrheit mit dem Schönen, mit dem Guten gesellen.

Ja, das war der Schluß des Lebens: man mußte das Denken aus sich vertreiben oder man mußte sich aus dem Sein vertreiben.

Er wollte sich aus dem Sein vertreiben, in ein anderes hinüber, von dem Denken zu schaffendes, in Träumen waltendes, durch Wünsche gelenktes. Ganz in Geist wollte er sich verwandeln, sich entwirklichen, entkörpern, entschmutzen. Darum floh er in Parfüme.

Das wurde für ihn jetzt, aus dem Schmerze geboren, die wahre Kunst, die einzige erlösende und beglückende: die Kunst der Gerüche. Die anderen konnten sich nicht erfüllen, weil sie am Wirklichen hafteten, wie sie auch flattern mochten mit gierigem Flügeldrang. Aber die Kunst der Gerüche, indem sie die Scheine des Seienden betäubte, entrückte aus der Wahrheit in das freie Reich des Wunsches, in welchem nur die frohe Willkür der Begierde Gesetz ist.

Er machte sich eine lange Theorie darüber, ein ganzes System. Alle anderen, welche nur Vorboten gewesen, trübe Verkündigungen, sollte die Kunst der Gerüche entsetzen. Die bisherige Welt würde entbehrlich. Es galt blos, die Sinne und die Nerven zu erziehen, daß sie die Gebote der Parfüme willig begriffen und gehorsam vollstreckten. Dann konnte, in Symphonien

des Duftes, alles Denkliche und Empfindliche ausgedrückt und nach dem Bewußtsein geleitet werden: es wurde eine neue Sprache, das Unsagbare zu sagen.

Er goß sich aus den schwülen Phiolen jeden Geist und jedes Gefühl, jede Zeit und jeden Ort in das lernbegierig taumelnde Gehirn, um es in fieberischen Extasen, während der erstickte Geist sank, über das Leben hinweg zu treiben, nach wolkigen Unmöglichkeiten, welche licht und müde grünten, unter rosigen Schleiern, die langsam schwanden. Aus den blassen, stöhnenden Dämpfen des White Rose, in welchen der Selbstmord singt, erweckte er die ewige Lehre des Buddha, die Farbe des Chavanne, das Sterbelied des jungen Siegfried, am Feuer, vor dem rauschenden Rhein, während ringsherum viele, sehr lange, schmale, gelbe, wunderliche Blumen auf gebeugten Stengeln welkten. Aus den sanften und tröstlich traurigen Rhythmen des Tilia, als ob nächtig fern ein einsames Licht in stillem Walde winkte, beschwor er die friedliche Tugend der Entsagenden, während ihm der große Weise des Verzichtes die göttliche Wollust verkündete, die Nachfolge des Christ. Aber aus den cyprischen Brünsten der Peau d'Espagne ringelten sich zu mänadigen Grimassen, mit schrillen Alarmen der Gier, nackte, braune Gitanen, rabenblau gelockt, brennende Opale in den schweren, schattigen Lidern, und es wuchs, zwischen den winkenden Fingern der Palmen, über gedrängtem, geducktem Weiß die grün geschlankte Giralda. So wandelte er auf Gerüchen durch alle Welten und umfaßte die Ewigkeit.

Er versäumte nicht, fleißig Antipyrrhine zu schlingen, zur Förderung der Träume. Das höhlte tiefe Löcher

im Bewußtsein. Es kamen große Pausen über das Ich, in welchen es lange stummte . . . lange . . . nichts, nichts mehr . . . das Versinken . . . es wurde ganz stille, abendlich stille, wenn alle Feuer verlöschen, und auf den grauen Weiden träumt der Mond . . . . kaum daß noch leise die Instinkte des Leibes raschelten.

Das Schicksal der heiligen Karma erwiderte die wilde Leidenschaft mit der tiefen Ohnmacht.

Die Krisen entfernten sich. Höchstens noch, wenn er vier Treppen irgendwo zu steigen hatte, oder im Café, wenn Zug den Schädel peitschte, oder am Schalter, wenn Gedränge ihn nicht vorlassen wollte. Sonst regte sich das Leid nicht mehr.

Plötzlich, zufällig, im Hippodrom eines Abends, fand er sich ihr gegenüber, vor dem Löwen. Marius mußte ihn halten. Mit Gewalt wollte er sie anfallen, im ersten Taumel: öffentlich züchtigen, den schwarzen Hund erwürgen, und dann fort mit ihr, fort in Sturm, weit hinaus in die Seligkeit.

Er sollte wenigstens den Zwischenakt abwarten, meinte Marius. Das wäre doch schicklicher.

Er wartete. Aber während er wartete, sah er starr auf sie, mit schwellender Verwunderung, weil es unbegreiflich wurde. Und plötzlich flimmerte in seinem Gehirn die Deutlichkeit auf, wie ein schlagender Blitz, daß er sie gar nicht mehr liebte; sondern sie war ihm jetzt ganz gleich, wie irgend eine andere hübsche Schlumpe, und die messerwerfende, da unten, in dem rosigen Tricot auf dem hellen Sande, wenn sie sich so zielend zurück bog, gefiel ihm viel besser.

Er prüfte sie neugierig, mit dem Gucker. War

sie denn verwandelt? Eine damische Eleganz, ja, hatte sie sich zugelegt, das schon.

Sie trug ein hechtfarben Kleid, ganz einfach, platt, nur unten am Rande geziert; es wedelte mit krausen Bauschen in eine kurze Schleppe aus. Der Leib blühte üppig in Tressen und Borden und Trobbeln, aber die Aermel, sehr enge und straff, waren leer; um den Schnitt hatte sie ein schmales Band geschlungen, ocker-gelb, in welchem eine Tulpe stack. Die englische Toke schlappte nach dem Nacken hinab, von breiten Zügeln in lorbeergrünem Sammet gehalten, welche, wo sie sich unter dem Kinn auf dem hohen, steifen Kragen kreuzten, eine Perlennadel verband.

Also, was wollte er denn eigentlich noch? damit konnte er doch ganz zufrieden sein!

Aber — dieses — ja, so ließ es sich noch am besten erklären: die Aermel waren sehr geschultert, in aufgeblasenen Puffen ausgetrieben, bis in die Höhe des Mundes. Das verzerrte sie lächerlich, weil sie immer schon den Hals zu kurz und einen gewölbigen Nacken hatte, und sie kam davon ganz höckerig aus, wie ein Marabu. Ja, das war es, offenbar: d'rum konnte er sie nicht mehr lieben.

Und überhaupt — auch sonst — es zeigte sich eben jetzt, seit sie chic geworden war, daß sie keinen Chic hatte, gar keinen.

Oder — auch . . . merkwürdig, Gründe fand er eigentlich keine . . . aber aus war es.

Aus war es.

Er sagte es Marius, schilderte es ihm deutlich, mit

umständlicher Beschreibung, damit er es ihm erklären könnte: denn selber vermochte er es nicht zu fassen.

Aus war es — anders ließ es sich nicht sagen: weg, abgewischt, verlöscht, ohne Rest, ohne Spur, ohne Mal. Er fühlte nichts mehr davon, gar nichts mehr, kein Gutes und kein Böses, nicht angenehm noch schmerzlich — nimmermehr vermocht' er's sich vorzustellen, wie er es damals wohl empfunden haben könnte. Nimmermehr vermochte er sich zu erinnern, es blieb verschollen. Er mußte es wohl glauben, weil er es erlebt hatte. Aber heimlich war es ihm, daß das ein anderer gewesen sein müßte.

Er fühlte sich verwandelt, gewechselt, ausgetauscht. Es war nur der Geist, der ihn noch mit dem früheren zusammen hielt. An Gefühlen waren es zwei verschiedene, fremde, einander andere, die sich nimmermehr verstehen konnten.

Aber da lachte Marius: „Weil die Krankheit fort ist — Narr, sei froh. Darfst Dir aber gar nicht einbilden, daran etwas Besonderes zu haben. Jeder erlebt's: denn gegen die Liebe haben sie noch keine Impfung erfunden."

„Aber schau nur, wie willst es denn erklären —"

„Erklären läßt's sich freilich nicht, sondern es kommt daher, daß überhaupt das Menschenherz wie eine besoffene Fliege ist."

Sie kümmerten sich nicht weiter, weil, mit bewegten Brüsten, drallen Schenkeln und gespannten Waden, das russische Ballet viel lustiger war.

Nur nachher, unter der gelben Laterne, als sie vor dem Wagengewirre hielten, über dem schluchzenden

Strome drüben glänzte die Eiffel — da sagte er kleinlaut: „So hab' ich am Ende jetzt gar nichts mehr, nicht einmal das Leid."

Und er dachte an Rahel, die nicht getröstet sein wollte . . . daß sie Recht hatte, weil der Schmerz doch immerhin etwas ist, besser als gar nichts. Beinahe hatte er Heimweh um seine Thränen.

Aber Marius, indem er mit dem Schirme fuchtelte:

„Die richtige Stimmung zum Dominospielen. Nur im Domino ist Weisheit, Tugend und Heil."

Also Domino, tief in die Nacht. Auch den anderen Tag wieder, und alle nächsten, oft, immer, stumm, während sie tranken. Weil ihm doch alles gleich war, alles ganz gleich . . . . und wenigstens entfernte es das Denken.

Nein, er litt nicht mehr. Er konnte sich jetzt wirklich nicht beklagen. Er fand, wie oft er sich mit Neugier auch die Seele abklopfte, emsig, überall, horchend, nein, er fand in sich kein schmerzliches Gefühl. Nur, daß ein bitterer Nachgeschmack nicht von der Zunge wollte, wie von was Schmutzigem und Herbem, der ätzte. Es that ja weiter kein Weh; nur war es immer da, mischte sich in alles und das fühlte er wohl deutlich, daß es jedes Glück verderben würde, mit seinem häßlichen Safte, wenn er noch einmal eins fände.

Aber er suchte keins mehr, hoffte keines, wünschte es nicht einmal, weil es doch alles eins ist . . . und nichts heißt etwas, man äfft sich blos . . . am besten läßt man's laufen, wie's will, grad', krumm, auf und ab, rollen, rollen, blind, närrisch, wie der Zufall treibt, rollen, vorwärts und zurück, ewig rollen, rollen . . .

Die Lust hatte ein paar Stunden gewährt und das Leid hielt auch nicht an und nur diese dumpfe Verdrossenheit war treu, daß es eine eklige und schmierige Sache um das Leben ist.

Nichts wünschen, weil alles enttäuscht, nichts schaffen, weil alles gereut, nichts hoffen, weil alles verhöhnt, nichts denken, weil alles betrügt, nichts lieben, weil alles verräth.

Sondern warten, blöde gelassen warten, wie weit das denn so gehen kann, ob es nicht dem tückischen Dämon selber einmal zu dumm wird, der die Schicksale schafft.

Nicht streben, nicht widerstreben, sondern wie die Blumen . . . . . die beneidete er, daß sie so sanft verwelken, und küssen noch einmal in die rothe Sonne empor.

Fakirisch, anachoretisch, gymnosophistisch — nach der Wüste gelüstete ihn, weil sie heiß ist . . . . versengen und verbrennen, im weißen Staube, nach dem großen Schlafe hinüber, nach dem großen Schlaf der heiligen Maja.

Domino, Marius hatte immer Recht.

Domino, wo die Begierde ringt, daß es aus werde, um, wenn es aus ist, von vorne anzufangen, bis es noch einmal aus werde, für einen neuen Anfang und noch einmal und immer so fort. Kein Zweck, kein Ziel als eben das Zwecklose, Ziellose selber, aber gestreckt und gedehnt als wie nach einem Ziel, während es nur um das Strecken und Dehnen selber ist. Hinkommen will man, um hinzukommen, nicht um dort zu sein — dem Beispiele des Domino müßte man folgen.

Immer spielen, nichts ernst nehmen, über alles sich

lustig machen, ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Hoffnung — so eine Art von Van-Beerserei des Lebens in ausgelassenen Jonglerieen.

Wenn er sich erst eingewöhnt haben würde, konnte es noch ganz behaglich werden.

Wenigstens, die Jugenddeseleien war er los, definitiv, das Empfindsame, den Dusel der Gefühle, den ganzen romantischen Gemüsegarten. Er hatte was erlebt. Er konnte was erzählen. Sein Pessimismus war nicht, wie bei den anderen, litterarische Intoxication. Er konnte ihn „belegen."

Das freute ihn. Er kam sich so erfahren und gereift vor, Weltmann, Salomo.

Aber Schulden hatte er und niemand kaufte seine Bilder.

XII.

Zwei Briefe, an diesem Morgen, unter der Thüre, als er in die Spalte tastete. Der erste groß, grau, weich — er kannte diese eckige Insulte von Schrift schon: von seinem Schneider; der Flegel wurde neuestens frech — ah, überhaupt, die ewige Geschichte mit dem Gelde! Hastig riß er den anderen.

„Mein liebes Kaninchen! Ich schreibe nur höchst geschwind, weil ich mich nämlich erst noch anziehen muß, und der Schimpanse kauft mir jetzt auch Bilder, seit sie mit dem kleckſigen Monet von der Soledad Fougère so viel Spektakel machen, natürlich lasse ich mir das nicht gefallen und da fällt mir ein, mir ist es ja gleich, aber es macht vielleicht Dein Glück, er hat es schon fest versprochen und zahlt, was Du willst, nur nicht genieren, sondern ordentlich abfedern, schick' halt drei, vier, was Du gerade hast, aber gleich und ziemlich nackt womöglich. Es küßt Dich überall von Herzen Deine treue Fifi, in Eile, welche Dich ewig liebt."

Ja, als ob wir alle Ludewigs sein müßten, weil sie alle . . . Und er zerstückelte es in Fetzen und Fasern! Fort, hinaus.

Dieses allein fand er deutlich in seinem Gehirne, daß er nicht da bleiben konnte, in Gesellschaft dieses Briefes. Hinaus, ganz hinaus, aus allem weg — wenn er nur wenigstens erst auf der Straße war, im Lärm, im Gewühl, in der Fremde. Und indem er sein ganzes Leid und ihre ganze Gemeinheit noch einmal erlebte, erkannte er das ewige Leid des Mannes und die ewige Gemeinheit der Frau.

An diese Verallgemeinerung des besonderen Erlebnisses klammerte er sich, weil sie eine angenehme Nuance in den Schmerz fügte.

Hinaus. Und laufen, daß die Beine alle Kraft wegnähmen; dann mußte sich das Gehirn stille geben, weil ihm keine blieb.

Aber auf dem Boulevard, unter dem matten, feuchten, schleimigen Herbste, der weiße Ringe um das rothe Laub spann, da, nachdem ihn die Eile ein wenig beruhigt hatte, überlegte er wieder und es wurde ihm zunächst sehr behaglich, in aufsteigenden Wärmen, in sich die Fähigkeit zu solchen Entrüstungen zu entdecken. Das sprach doch sehr für ihn und war ein schönes Zeichen. Verse über die Manneswürde fielen ihm ein.

Es lag lau und gütig in der Luft, die sich mit silbernen Fäden verschleierte. Der Sommer stieß an den Winter und das gab, wie Mädchenstimme und Harfe, einen freudig schmerzlichen Klang. Er hatte ganz deutlich ein wunderliches Gesicht, das aus Kaminfeuer und Erdbeeren zusammengemischt war.

Nach der Ausstellung, ein letztes Mal, zum Abschiede von allen köstlichen Wundern, welche er liebte. Ja, das würde ihm gut thun. Das wirkte ihm immer wie Opium, Befreiung in's Phantastische hinüber, während der niedrige Verstand verstummte.

In die Ausstellung — das exotische Bunt, aus peitschenden, knallenden Farben, und die jähen Schriller der rasenden Derwische, während der weiße Mantel wirbelt, und die unzüchtige Brunst, mit im Taumel ausbrechenden Brüsten, der schwülen Gitanen — ja, in die Ausstellung!

Omnibus — aber das war nicht so einfach. Alles wollte noch einmal in das große Völkerfest hinaus, bevor der laute Traum verlosch. Er bekam die Nummer 457; warten, lange warten, geduldig — warum das Bureau nur gerade gelb sein mußte, von diesem giftigen, hämischen, böswilligen Gelb, welches alle Sonne in Neid verwandelt zurück spie!

Aber er hatte ja Zeit und, von der Allee her, welche sich in leisen Winden neigte, die blaue Tusche des goldverbräunten Laubes strich ihm angenehm, lau über die Sinne, aufthuend: es ward ihm ausgespannt, nachlassend, erweitet zu Muth, alles löste sich und wich.

Nur daß er sich, in der Belagerung der Bänke, nicht setzen und doch auch in dem wachsenden Gewühle sich nicht bewegen konnte — dieser steife Stand, der ihm die Beine verbleite, verdroß ihn. Und es war immer noch, heillos, immer noch blos das erste Hundert an der Reihe, unüberwindlich, das kein Ende nehmen wollte, als könnten die zähen und verleimten Nummern sich von der fetten, klebrigen Stimme des schnaufenden Schaffners nimmermehr lösen. Und der ganze Boulevard, hinauf, wenn er mit angespanntem, aderschwülstigem Halse, daß der Apfel erschien, lugte, das war weithin, endlos ein einziges weißes Band, von einem höhnischen, grausamen, tobenden Weiß, das alles verschlingen und den schwarzen Punkt seiner Hoffnung, der nicht vorwärts wagte, nimmermehr herunter lassen würde.

Da fiel ihn, als das Drängen seine Elbogen klemmte, ein großer Zorn an: dreinhauen hätte er mögen unter das Gesindel. Eine Bluse gerieth neben ihn, schmutzig und schweißig. Es wurde ihm unbegreiflich,

wie er sich früher für die Arbeiter interessiren konnte, um ihr Recht und ihre Wohlfahrt besorgt, während sie doch feineren Nerven nicht entsprechen können; und indem er sich zudem die Vorstellung darlegte, wie draußen wieder alles überfüllt sein würde, kein Platz und elende Bedienung, Hader und Zank immerfort, empfand er noch dazu einen jähen und gebieterischen Hunger, ungestüm.

Es war nicht länger erträglich; die Ungeduld zupfte ihn an der Iris, mit Stichen, welche graue Fäden in das Weiße hinüber lösten, und jeder einzelne Laut aus dem großen Heulen rings, das schwoll, nagelte sich ihm in die wankenden Schläfe. Und dicke und dumme Menschen, zweifache Uhrketten über den ganzen Bauch und mit baumelnden Beinen, während seine starrten, fuhren in Carossen und sandten wohlwollende Neugier und spöttisches Mitleid nach dem Gewühle zurück. Weil sie Geld hatten . . . einfach, weil sie Geld hatten.

Und da schlug ihn plötzlich die Einsicht, wie albern es war, den Hidalgo zu spielen, keinen Sou in der Tasche; daß zuletzt halt doch im Gelde allein die einzige Vernunft und die einzige Tugend und die einzige Freiheit ist, welche nur die Hungerleider verleugnen; und daß er ihr darum die vier Bilder schicken würde, für einen gesalzenen Preis, um mit dem ewigen Dalles endlich zu brechen und auch einmal ein anständiger Mensch, wie man so sagt, zu werden.

Dieses ward, mit einem Schlag, ungestüm in seiner Seele aufgerufen; er wußte nicht, woher es einbrach.

Dann konnte er auch im Fiaker fahren und brauchte solche blöde Warterei nicht mehr.

Er erschrak heftig, weil er es gleich gewahrte, daß

er an diese Versuchung verloren wäre, wie er sie noch einmal dächte: darum mußte er sie sich immerfort wiederholen und dachte sie durch Zwang nur immer wieder und wieder.

Es war gewiß, daß er erliegen mußte, weil seine Natur sich sträubte, empörte, widersetzte. Auflehnung konnte nichts helfen: es war in seinem Schicksal. Er wollte sich auch gleich fügen, weil es doch nichts nützen würde; blos daß er noch einen Zwang von außen hoffte, auf den er es hinüberschieben und die Verantwortung abwälzen könnte.

Wenn im nächsten Wagen Platz ist, dann nicht.

Wenn aber im nächsten Wagen kein Platz ist, das ist dann ein Zeichen. Und es läßt sich doch nichts dagegen machen. Wozu sich erst lange aufregen.

Da kam der nächste Wagen, komplet.

Also, dachte er, ist es wenigstens nicht meine Schuld.

Er freute sich, daß es jetzt entschieden war und seinen Willen nichts mehr anging. Und er stellte sich lieber das viele Geld vor, das viele Geld in schimmernden Haufen, wie sie glitzern und klingen würden, helle, froh . . . . . Geld, Geld . . . er lutschte an dem schleimigen und glittschrigen Worte, das den Speichel zusammensog und züngelte wollüstig darum mit allen Gedanken.

Er wandte sich heim, um es gleich zu erledigen, damit es einmal vorüber, unabänderlich würde, packte die vier zusammen und verschickte sie noch den nämlichen Tag. Den anderen, morgens, pünktlich mit der ersten Post, hatte er seinen Preis, in reinlichen Billeten, die sich gut angriffen und leise Suggestionen knisterten, wie

er sie zärtlich strich. Er fand ihr mildes Blau wohlthätig wirksam und jetzt konnte er wenigstens mit dem Schneider gehörig grob werden.

Zunächst vergnügte es ihn, sich in einen anständigen Menschen zu verwandeln. Er hatte das Zigeunerleben satt: die Schulden und die Ideale. Er spürte plötzlich — wunderlich, woher es kommen mochte — kräftige Triebe aus den „Unregelmäßigkeiten“ heraus nach dem „Correkten“ hin, die sich gut empfanden, weil sie neu waren; an den anderen Gerichten der Empfindung hatte er sich schon ein wenig übereessen. So vernünftig, reif, fertig kam er sich auf einmal vor, alle Eseleien abgestreift, weit weg, und besonnen; er wollte sich jetzt blos mehr auf das wirkliche verlegen, auf erweisbaren Genuß, der Nerven und Sinne bereichern konnte, auf das Positive, wie die anderen — mit dem großen Streben in die Wolken war es doch nichts.

Es wirkten die neuen Kleider. Er verbrachte seine Tage, den neuen homme chic einzuüben. Da gewahrte er es erst, daß man in Lack und Glacé doch ganz anders denkt, das Gehirn wird verschoben; das waren offenbar nur die Brünner Wollstoffe gewesen, welche früher die idealistische Verwirrung stifteten, jetzt empfand er englisch Kammgarn, mit Atlas ausgeschlagen.

Wenn er um vierzehn Tage zurückdachte, manchmal, konnte er es doch nicht recht begreifen, wie er so ganz sich weggenommen und vertauscht war. Es wäre ihm ganz natürlich gewesen, sich eines Tages mit einem neuen Leibe zu finden. Es fehlte jede Verbindung mit dem früheren, er vermochte sich nicht zurückzudenken . . .

Kein Gedächtniß, kein Wunsch, keine Reue —

freilich, er hätte sie gut weggeschüttelt: das Leben war einmal so, er war bei der Schöpfung nicht befragt worden, er änderte es doch nicht, er hatte es satt, den ewigen Don Quixote zu mimen, besser immer noch verächtlich als lächerlich — ach ja, abgeschüttelt hätte er die Reue mit tausend Stübern, aber sie hätte sich doch wenigstens regen müssen, das ärgerte ihn eigentlich.

Der war weg, der alte seltsame, der immer Geschichten machte und sich jedes Vergnügen verdarb; er war jetzt auch einer von den anderen, ganz wie die anderen, ruhig in den Tag hinein wie die anderen, wunschlos, zuversichtlich wie die anderen, heiter und deutlich wie die anderen —

Mittelmäßig — auch? Dutzendwaare, Maschinenfabrikat, gewöhnlich und gemein wie die anderen? Auch

Warum denn zaudern?

Ja, mittelmäßig auch wie die anderen und mi muthiger Wollust noch dazu, trotzig in's Gemeine hinein und aus dem Besonderen weg, welches das Behagen frißt — der Welt nachgeben, wie sie modelt, auf den Eigensinn verzichten, alles gehen lassen, gerade oder krumm, wie's kommt, sich und das Andere, weil an dem Narrenthurm doch einmal nichts zu ändern ist. Wenn man blos Geld hat, blos das nöthige Geld, sonst macht sich alles ganz von selbst; selbst das „Andere" wird erträglich: man kann es von sich wegkaufen, in manierliche Distanzen — wozu denn ringen und kämpfen? L'infinita vanita del tutto des Leopardi klang ihm durch's Ohr; nur braucht man dazu, um ihrer behaglich zu werden, gehörige Mittel.

Das alles war jetzt in ihm entschieden, ausgemacht

und fest. Das Schwanken und Suchen hatte ihn verlassen: er zweifelte nicht mehr. In das Vergangene vermochte er nicht mehr, wie in einen fernen und absurden Traum, in verrauschte Wallungen, in die zerstobenen Hallucinationen der ersten Pubertät — das alles war entflattert, ohne Spur.

Das ewige Stochern und Bohren und Pflügen, grüblerisch und aufwühlerisch, im Gehirne — nein, merkwürdig, jetzt brauchte er gar nicht mehr zu denken, weil er wußte, und statt der Fragen hatte er die Antworten.

Nur dieses eine hätte er noch gerne erfahren, welches Räthsel blieb — damit vertrieb er sich noch manchmal die Zeit: warum, warum es denn nur einem nicht gleich gesagt wird, was er in so vielen Leiden erst erworben; warum umgekehrt erzogen werden kann, als gelebt werden muß; warum man die romantische und zu Qual, Haß und allem Laster verführerische Duselei, als ob Gutes oder Schönes vollbracht werden könnte und außer den Reizen auf Sinnen und Nerven noch andere Wirklichkeiten erdenklich wären, nicht von Anfang an, als unnütze, verderbliche Atavismen, verhinderte und erdrückte. Da werden solche Wähne, durch priesterliche und künstlerliche Suggestionen, noch gekräftigt und ernährt, da sie doch ausgemerzt werden müßten, und die Moral bleibt verhüllt: sei reich und allein. Natürlich geht es dann bei den meisten schief und die Begabten selbst kommen erst spät dazu.

Aber andrerseits: die Tugend hätte sonst keinen Werth und man wüßte sie nicht zu schätzen, wenn sie geschenkt und nicht eine in Gefahren, Enttäuschungen und Entsagungen mit Opfern errungene wäre.

Ja, Tugend — das war das richtige Wort. Er fühlte sich jetzt tugendhaft, weil alle Auflehnung wider die Natur, in Idealen, und die Ueberhebung des Wunsches aus der Gemeinheit zu eigenen Gesetzen überwunden war; er fühlte sich nicht mehr anders, er fühlte sich gleich mit dem anderen; und was, als Eintracht mit der Umwelt, wäre sonst Tugend? Er hatte sich geläutert und geklärt; er wollte jetzt, wie dir anderen, keine Phantastereien und Schrullen mehr, sondern das Erreichbare und Erlaubte: von wissentlich gewürzten Speisen gut essen, aus nervenfreundlichen Weinen gut trinken und mit anregenden Mädchen, manchmal, gut schlafen, ohne Uebertreibung, nicht zu oft, nicht zu eifrig.

Nein, er wollte nicht mehr mit dem Schädel durch die Wand nach unfaßlichen Idolen. Er wollte sich im Gegebenen bescheiden. Er war jetzt definitiv vernünftig, vernünftiger sogar als selbst Marius: denn wie groß der auch that, er wollte doch immer noch was und glaubte noch an was.

Es war schon so ganz gut, wie es war: daß man es mühselig erst erwerben mußte, nach vielen Irrungen. Wenn es einem auch gesagt würde, man glaubte es ja doch nicht und es wäre unverläßliche Weisheit. Es giebt darin kein Mittel der Verständigung als nur durch Erlebniß; man muß es selber durchmachen, dann hält es — anders läßt es sich nicht wirksam erfahren.

Und dafür, um das Wesen der Welt zu erleben, ist halt doch immer noch die Liebe das sicherste Verfahren, weil nirgends der Schwung erst so stolz ausschweift, in phantastische Güte, und nirgends nachher der Sturz so tief verstößt, in bestialische Gemeine.

Ja, die Liebe ist die gute Schule der wirklichen Weisheit. Man wird etwas stark gepufft, aber dafür sind auch am Ende die Eseleien gründlich ausgetrieben. Man kann ihre Lehre das ganze Leben nicht wieder vergessen.

Darum, wenn er das alles wog, brauchte es ihn nicht zu gereuen, das Verhältniß mit Fifi. Die sechs Monate waren doch eigentlich nicht unnütz verträdelt, sondern er hatte Besinnung und Vernunft davon gewonnen. Das alte Romantische war weggeputzt und sie hatte ihn zum natürlichen Menschen dieser Zeit erzogen.

Und jetzt konnte er sich selber leben. Er spielte fleißig Baccara und lernte, nachdem er sich eine gelbe Hose gekauft, reiten. Um den Künstler nicht zu vernachlässigen, komponirte er manchmal Toiletten.

Er war fest entschlossen, außer sich nichts mehr ernst zu nehmen.

Er gewann eine vornehme und zufriedene Weltanschauung, daß das meiste doch ganz ordentlich eingerichtet ist: man muß nur der richtige Mensch dafür sein, daran liegt's.

Er blickte mit Vertrauen in die Zukunft, selbstbewußt, daß er es so weit gebracht hatte; es konnte ihm nicht fehlen, daß er bald die allgemeine Achtung gewänne.

So, oft, wenn er in den alternden Herbst hinaus sah, dachte er, es würde ein recht behaglicher und angenehmer Winter werden, von verdienter Freude.

Oktober Biarritz — December Sevilla — Februar Tanger.
1889/90.



Wilhelm & Brasch, Berlin SW., Schützenstr. 68.

Hermann Bahr.



„Chi dice donna,
dice danno, malanno tutto l'anno."
Goldoni.



Berlin.
S. Fischer Verlag.
1893.

Dem großen Künstler

meinem lieben Freunde

Adalbert von Goldschmidt.

Kaltenleutgeben bei Wien,

September 1892.

Inhalt.



Dora.

Eine Wiener Geschichte.





1.

Der Abgeordnete Jan Graf Bludinski hält vor dem schmalen Garten, sieht auf das Haus und überlegt. Hier ist es ohne Zweifel. Die Straße, die Nummer, alles stimmt und da glänzt ja auch in breiten, deutlichen Lettern: Leopold Schlicht, Ingenieur.

Nur — es ist noch etwas früh. Er zieht die Uhr. Eben zwölf. Er kann ganz gut erst noch ein wenig spazieren. Er kennt das Cottage nicht. Es scheint ganz hübsch. Warum soll er da nicht erst noch ein wenig spazieren? Wer weiß, wann er wieder herauskommt! Er geht noch einmal zurück, langsam hinauf, gegen die Feldgasse.

Dann muß er lachen und verspottet sich. Ja, Gründe hat er die Menge, immer, unwiderleglich. Man merkt den Politiker. Aber warum denn nur? Was will er denn eigentlich nur? Gewiß, er kann erst noch eine Stunde spazieren. Aber was dann? Wird es dann weniger unangenehm, nach dieser Stunde? Ist es nicht klüger, die dumme Geschichte lieber gleich zu erledigen,

damit es endlich einmal vorbei ist . . . da es doch einmal beschlossen und entschieden ist? Es giebt ihm ja früher doch keine Ruhe. Und jedenfalls entweder — oder: entweder mutig hinein oder fort, überhaupt fort. Aber nicht wie die Katze um den heißen Brei — möchte gern und trau' mich nicht.

Und er wiederholt noch einmal die ganze Reihe, das Für und Gegen aller Argumente, ob er es wagen oder doch lieber lassen soll.

Er hat auf dem Lande, es ist drei Monate her, die Frau seines besten Freundes verführt und will jetzt in das Haus, hier in dieses Haus, seinen Besuch machen, damit das dann den ganzen Winter ungestört so weiter gehe. Es klingt ganz verrucht. Aber man muß eben die näheren Umstände wissen.

Erstens . . . mit dem besten Freunde ist das nicht so arg. Damals freilich, als sie das gleiche Band, die gleiche Mütze trugen, damals als Korpsbrüder waren sie unzertrennlich, das stimmt. Aber dann, die ganzen langen fünfzehn Jahre, haben sie sich kaum flüchtig gesprochen, kaum recht gesehen. Jeder lebt in seiner Welt. Er wußte noch nicht einmal von seiner Heirat. Immerhin bleibt es natürlich unangenehm — aber was will man thun?

Nämlich — man muß nur auch denken, wie es kam. Er hatte durchaus nicht die Absicht, dazu ist sie auch garnicht die Frau; es hat sich eben so gemacht — wie das schon geht. Er wollte nichts Schlimmes. Er wollte damals nur Ruhe, überhaupt nichts als Ruhe,

Ruhe von der Arbeit, Ruhe von der Stadt und besonders Ruhe vor den Weibern. Darum ist er in den stillen Winkel zwischen den Alpen, in das heimliche Dörfchen hinter Lofer. Aber endlich Ruhe allein . . . gewiß, aber dann, nach ein paar Tagen, möchte man doch natürlich auch wieder ein bischen Vergnügen, nicht immer blos einsam durch die Berge. Da war denn nun das lustige, kleine Ding gerade recht: ein lieber Kerl, wie man sich keinen besseren Kameraden wünschen konnte, immer vergnügt und bei jedem Spaß; auch ganz hübsch, mit dem dünnen, flatterhaften, zappeligen Näschen und dem listigen, flinken, leicht verschüchterten Blick, ganz hübsch, gewiß, aber von keiner heftigen oder gewaltsamen Schönheit, welche seine heiklen und empfindsamen Nerven verstören oder beklemmen könnte, sondern er empfand sie vielmehr wie eine Erholung und Rast von den schönen Frauen; ohne Launen, immer gleich, sehr bequem, gar nicht Dame, eher sogar ein bischen dumm, Aufwand von Geist durfte man sich ersparen; harmlos, gemütlich, kindisch, alles freute sie und nicht im mindesten verwöhnt, blasiert; und rührend dankbar für die billigste, banalste Schmeichelei — ja, damit hat es eigentlich angefangen: er machte ihr den Hof, weil es ihr gar so viel Vergnügen machte; es war zu nett. Wie irgend ein thörichter Backfisch, dem man das erste Mal von Liebe redet: ungläubig und verblüfft, ganz wirr und selig, ängstlich, daß der süße Traum entrinnen möchte, und so stolz, nun endlich auch ihren Roman zu haben, einen richtigen Roman, wie sie in den gelben Büchern

sind, bei den Franzosen. Na und natürlich, wenn so etwas einmal angefangen ist, das geht dann ganz von selber weiter. Sie waren allein. Den Onkel, den alten Botaniker mit der Lupe kann man nicht zählen; auch hätten sie sich sonst gelangweilt.

Später fiel ihm freilich ein, daß es die Frau eines Freundes war. Er nimmt das sonst nicht so genau. Aber immerhin — hier . . . auf dieser Freundschaft lag der ganze Glanz der ersten Jugend und Begeisterung. Nur — was half das jetzt? Jetzt änderte alle Reue nichts mehr.

Er durfte auch nicht übertreiben. Gewiß, er mochte seinen Leibburschen damals sehr gern und Schlicht verdiente es: er war ein prächtiger Junge. Aber nun hat sie das Leben doch längst getrennt. Nun ist das doch alles vorüber, lange vorüber. Er ist nach dem Examen kreuz und quer durch die Welt, coureur d'univers, neugierig bei allen Völkern herum, auf Abenteuer des Geistes und der Sinne, im Genusse lernend und genießend in der Lehre, Dandy, Zigeuner und Dilettant, gern mit der Pose des „guten Europäers", fünf rasche, reiche Jahre, bis er am Ende doch die irren Spiele der feinen Nerven genug und wie Heimweh nach Ernst und Ordnung, nach irgend einem Grate des Lebens bekam, sich in Lemberg für politische Oekonomie habilitierte und, wie er dann dreißig geworden, in's Parlament ging. Einstweilen hat Schlicht seine Straßen und Bahnen gebaut, an der Krems und das ganze bosnische Netz und weiß Gott wo überall, und prügelt sich mit dem

Gemeinderat um seine Stadtbahn; in diesen Debatten wird sein Name oft genannt. Wie, wo sollten sie sich da begegnen? Und was könnten sie sich auch sagen? Bei den Empfängen des Bürgermeisters treffen sie sich noch ab und zu, der mit einer Schwester Bludinski's verheiratet ist. Sie fühlen dann jedes Mal eine laute, herzliche, aufrichtige Freude, aber — wenn er sich ehrlich prüft: nicht zwei Gedanken, keinen Wunsch haben sie heute noch gemein. Was will er also viel mit den großen Pflichten gegen den „Freund"? Am Ende sind diese idealen Wallungen der ersten Jugend auch weiter nichts als schöne Illusionen; man belügt sich angenehm. Er wird sich deswegen heute, nach fünfzehn Jahren, nicht eine Laune versagen. Es wäre doch wirklich ein bischen sehr naiv.

Nein — keine Spur. Es soll ihn nicht genieren. Nur natürlich — er denkt lieber nicht an den Gatten. Warum sich erst unnütz verstimmen? Ja — und jetzt? Wie wird das jetzt?

Auf dem Lande ging es sehr einfach. Der Gatte reiste in England, geschäftlich. Er brauchte nicht an ihn zu denken. Aber jetzt — jetzt ist er hier vor seinem Hause. Er wird ihn sehen. Er wird ihn täglich sehen. Das ist eine unangenehme Wendung. Jemanden so gerade ins Gesicht zu betrügen — er weiß, wie seine kitzlichen Nerven derlei gleich tragisch nehmen. Er hätte es nicht versprechen sollen.

Er hätte es ihr nicht versprechen sollen. Aber das ist diese verdammte Sentimentalität des Abschiedes! Wer kann da widerstehen — auf Thränen und Bitten!

Er hat es sich eigentlich zuerst nur so über den Sommer gedacht. Drei Monate ist auch gerade genug. Eine alte Regel, mitten im Glücke zu brechen, gerade wenn es am besten ist. Aber . . . das sagt sich leicht . . . wenn eine weint und heult und man weiß, sie würde sterben! Und dann auch: er mag lange suchen, bis er bequemeres findet. Gerade was er braucht: die große Leidenschaft, danke, schon lange nicht mehr, — sondern das stille, trauliche, laue Glück, das nicht gleich den ganzen Menschen verschluckt, und mit einer gewissen zuverlässigen, bürgerlichen Solidität der Gefühle . . . . so die gemäßigte Zone der Liebe. Und sie bewundert ihn so! Er bildet sich ja deswegen nichts ein. Sie bewundert leicht. Sie bewundert auch ihren Mann. Aber es thut einem doch immer wohl! Sie würde ihm auch wirklich erbarmen: er ist ihr großes Ereignis — sie könnte nicht mehr leben.

Aber nun wird er ihn sehen und — und am Ende hat er ihn wieder sehr gern, wie damals. Das ist das Unangenehme. Er erinnert sich: er mochte damals keinen von den Farbenbrüdern lieber. Vielleicht gerade, weil sie sich so wenig glichen. Er liebte die entschiedene, zuversichtliche Energie seiner einfachen Weise, mit dem blinden Vertrauen auf die eigene Kraft und dem heftigen Drange zur That um jeden Preis. Sie nannten ihn im Scherze den „Herrn von Zielbewußt“: denn „zielbewußt“ war sein drittes Wort. Das träge Behagen der Füchse schonte er wenig. „Arbeiten, arbeiten“, hieß seine Losung. Sie verspotteten ihn gern, aber er im-

ponierte ihnen doch. Er war unermüdlich. Er schwankte nie und ließ sich nicht treiben. Er wußte, was er wollte, und konnte es. Sie hatten großen Respekt. Nur seine Reden konnten ein bischen kürzer sein; er predigte schrecklich, ohne Ende. Aber sie fühlten doch immer, daß es kein leeres Geschwätz, sondern aus dem Grunde einer ehrlichen, braven Natur war . . . Sie werden sich gewiß wieder sehr gut vertragen. Das fürchtet er. Er weiß nicht recht, aber er denkt es sich peinlich.

Man durfte sich eben mit Eheleuten überhaupt nicht befreunden. Nein, es geht mit den verheirateten Freunden nicht. Gefällt einem die Frau nicht, das nehmen sie einem sehr übel. Aber wenn sie einem gefällt, das dann natürlich erst recht! Wie soll man sich da verhalten? Es ist schwer.

Es sind eine Menge Dinge, die ihn verdrießen . . . je länger er sinnt. Er hat auch Sorge, Dora wird sich verraten. Sie ist sehr unbesonnen und thöricht, von Leidenschaft verblendet. Komödie versteht sie gar nicht. Es war schon ein Wunder, daß der alte Botaniker nichts gemerkt hat. Und wenn er denkt, daß es entdeckt werden könnte . . . der Skandal in der Presse und im Parlament . . . man hat ja immer gute Freunde, die schon lange warten — und überhaupt, es wäre sehr zuwider, sehr.

Aber er hätte sich das früher überlegen müssen. Jetzt hat er es schon einmal versprochen. Schlicht weiß es. Er hat ihm einen sehr netten Brief geschrieben. Er erwartet ihn. Was sollte er denken, wenn er auf ein=

mal —? Es hieße, Verdacht geflissentlich reizen. Nein, er kann jetzt nicht mehr zurück. Es muß sein.

Er hat Angst. Er kennt sich. Wenn er es sich noch ein paar Mal beweist, daß es sein muß und nicht anders sein kann, dann geschieht es gewiß nicht. Das ist ein Rätsel seiner Natur: wenn er ganz genau das Vernünftige erwogen hat, dann treibt ihn am Ende eine fremde, aber unwiderstehliche Freude, gerade das Unvernünftige zu thun. Er begreift es nicht. Aber es ist stärker und wie ein tiefer heimlicher Dämon.

Es wird sehr lästig werden. Sicherlich — das heißt, man kann das eigentlich niemals sagen. Manches stellt man sich viel ärger vor, dann auf einmal geht es ganz gemütlich. Er müßte es immerhin erst versuchen. Vielleicht ist es garnicht so schlimm, wie er jetzt denkt. Vielleicht sind es wieder nur seine verdammten Nerven, die alles zerstören. Sie treiben es ja immer so . . . wenn er in ein neues Theater, in ein fremdes Café will, das ist jedes Mal eine Haupt- und Staatsaktion von tausend Zweifeln und Bedenken. Wenn er Verlauf und Ende eines Dinges nicht aus Gewohnheit kennt, das quält ihn heftig und er mag sich nicht entschließen.

Er möchte, daß jetzt über ihn irgendwie entschieden würde, wie immer . . . ganz gleich. Wenn jemand käme — z. B. Schlicht, daß er nicht mehr zurück könnte . . . oder sonst wer, der ihn aufhalten würde, bis es zu spät wäre — so oder so. Aber es müßte irgend etwas mit ihm geschehen, damit er nichts zu thun brauchte.

Er schämt sich, wie feige er ist. Er muß es überwinden. Es wäre doch wirklich eine Schande.

Und plötzlich wendet er sich jäh, hastet die Straße zurück, vor das Thor und schellt. Gott sei Dank! Jetzt muß er.

2.

Dora ist nicht allein. Sie hat Besuch, Frau Nelly Wimböck, von dem bekannten Klavierfabrikanten. Das erleichtert die Sache wesentlich.

Schlicht muß jeden Augenblick kommen. Er geht um zwölf aus dem Büreau. Er freut sich schon sehr.

Vorstellung; ein paar höfliche Phrasen; alles glatt, ruhig und korrekt.

Dora hält sich besser, als er meinte: gelassen, heiter, ganz unbefangen. Die verliebten Blicke und heimlichen Winke von Loser sind weg. Er ist zufrieden. Seine Lehren sind doch nicht umsonst gewesen.

Aber komisch genug macht es sich, sie so fremd und strenge vor sich zu sehen, die doch lieber gleich in seine Küsse flöge: förmlich und gemessen, in der etwas steifen und gezwungenen Haltung der Provinz aufrecht auf dem Sopha ... mit gezierten Gesten, wie ein kleines Mädel, das Besuch bei Mama spielt, sehr possierlich.

Sie plaudern allerhand vom Lande und erzählen, wie sie sich kennen gelernt, und von den vielen prächtigen Ausflügen in die Pässe und was es sonst für Leute gab. Harmloses hat ihnen dabei einen heimlichen Sinn und unauffällig mahnen sie sich an manches schöne Glück. Das ist ganz lustig. Einstweilen kann er denken, was er Schlicht sagen wird, wie er sich zu ihm stellen wird. Er fürchtet es jetzt gar nicht mehr.

Aber die Wohnung gefällt ihm nicht recht. Sie ist nicht behaglich. Er durfte ja hier nichts für seinen verzärtelten Geschmack erwarten. Er wußte, daß er zu keinem Künstler, zu keiner Genreuse kommt. Es sind eben einfache Leute. Und eigentlich kann man gar nichts sagen: es ist recht elegant. Was die Tapezierer „Deutsche Renaissance“ nennen — reichlich, sauber und tadellos. Nur — nur fühlt man sich wie in einem Hotel. Da könnte ebenso jeder andere wohnen. Man sieht nirgend, wem es gehören muß. Es ist alles da, was gebildete Menschen brauchen; aber es fehlt, was niemand braucht als gerade nur dieser eine, das überflüssige, das diesem einen unentbehrlich ist, die persönliche Marke. Es fehlt der intime Geruch. Und auch: er weiß nicht, woran es liegt, aber die Möbel hängen sozusagen nicht zusammen und wissen sich nicht zu verhalten, eines zum anderen, sondern jedes bleibt verdrossen für sich. Es sind keine Fäden zwischen den Dingen — oder wie man das nennen soll. Sie kümmern sich nicht um einander. Alles hat auch immer gleich aufdringlich einen Zweck, eine Bestimmung, einen Beruf auf der Stirne. Nirgend ist

Spiel und Tand. Und endlich: es gibt eben gewisse Dinge, die man nicht darf: da hängt unter der Rudelsburg mit dem S. C. Monument und unter der Brücke von Brooklyn zwischen Stichen von Edison und Darwin eine mächtige Photographie des Freiherrn von Czedik, des Präsidenten der Staatsbahnen, mit sämtlichen Orden. Nein, das muß sie entschieden anders hängen.

Sonderbar ist diese Frau Wimböck. Nicht mehr ganz jung — aber man bedauert es nicht, es würde auch nichts nützen. Hübsch kann sie nie gewesen sein. Aber vielleicht einmal recht zierlich und graziös; sie hat geschwinde, feine, erwählte Geberden. An dem Mädchen wurde offenbar das Kindliche, Schelmische und Neckische bewundert: das kann sie nun das ganze Leben nicht vergessen. Sie ist jetzt fett und schwer und plump und schnauft und verliert gleich den Atem, aber sie piepst und tänzelt noch immer wie unter vierzehn Jahren. Dabei verzweifelt kokett wie eine alte Jungfer, die es um jeden Preis noch zwingen möchte. Halb Backfisch und halb alte Jungfer, das ganze in jenen gefährlichen Anfängen der Matrone, wo sie alle ein bischen damisch werden — angenehme Mischung: ausgesucht beisammen, was er am wenigsten verträgt. Das einzige, es von der lustigen Seite zu nehmen. Er wird ihr ein bischen den Kopf verdrehen. Verliebt muß sie sich gar gut machen. Sie wartet augenscheinlich nur darauf. Und es lenkt auf alle Fälle den Verdacht von Dora, wenn der Gatte doch vielleicht — man kann nie wissen. Er will gleich beginnen.

Da kommt Schlicht. Er ist noch ganz der Alte, in jedem Zuge. Er hat sich gar nicht verändert. Alles noch ganz ebenso wie damals, das schlichte, glatte Haar in der Mitte gescheitelt, sorgfältig über die Schläfen, ein bischen philisterlich und preußisch, und die große goldene Brille auf den hellen kalten Augen, über dem kurzen harten Hacken der schmalen, scharfen Nase, und alles bestimmt, unzweifelhaft, fest, unwiderruflich, kein Rätsel oder Versteck in der offenen, einfachen und geraden Miene; und laut, breit, umständlich in der Rede, die er gerne hört, mit den großen, dringlichen, lärmenden Geberden; alles unverändert wie damals, nur vielleicht noch etwas ausdrücklicher, absichtlicher und bewußter, indem er jetzt, was er ist, auch spielt. Ein schöner Mann und er weiß es auch und fühlt sich, soweit sich das mit einem ernsten Manne verträgt, der immer seine germanische Würde wahrt.

Er grüßt gleich ganz in der alten Weise, mit der herzlichen Grobheit von damals: „Na, Du bist mir ein schöner Kerl! Du kannst Dich ausstopfen lassen! Schämst Dich nicht? Gehört sich das? Ist das ein Benehmen? Muß man Dich erst durch seine Frau einfangen lassen, daß man Dich endlich erwischt? Und das nennt sich Freund? Pfui Deibel! Aber Sakrament, was wahr ist, ist wahr: Der Herr mit der schönsten Kravatte bist Du noch immer! Daher auch — jetzt geht mir erst ein Licht auf — daher auch die unselige Leidenschaft meiner verblendeten Gattin! Jetzt begreife ich alles!“

Er hat sich hinter Dora gesetzt und zupft sie leise am Ohr und tätschelt ihren Hals. Sie rückt ein bischen. Es ist ihr offenbar nicht angenehm, vor dem anderen. Sie guckt von dem Gatten auf Jan und zurück, neugierig die beiden neben einander zu sehen und heimlich zu vergleichen. Jeder scheint jetzt ganz anders, ungewohnt und fremd.

Schlicht einstweilen unaufhaltsam in einem Zuge weiter: „Aber ich sag' Dir: trau' der Frau nicht. Du wirst Dich blamieren. Laß Dich von mir warnen. Ich kenne sie. Sie macht einem jeden verliebte Augen, aber es steckt nichts dahinter. Sie ist kokett und herzlos."

„Aber Poldi!"

„Na deswegen brauchst nicht gleich rot zu werden, Tschaperl!" Er schlägt sie leicht auf die Wange, leutselig, gnädig, gönnerisch.

Jan schmeckt die Prahlerei nicht recht. Er hat es wirklich nicht nötig, wie ein Pascha zu thun. Als ob es so ganz ausgeschlossen wäre, daß ihr auch einmal ein anderer gefallen könnte! Was diese Ehemänner nur eigentlich denken! Auch sieht es schlecht aus! Der breite schwere Mann mit den großen Füßen neben dem zarten und zerbrechlichen Figürchen! Er findet: Sie passen nicht zusammen, gar nicht. Und es fällt ihm plötzlich ein — wenn er jetzt aufstehen und erklären würde, ganz gelassen und höflich: „Pardon, Du mußt schon entschuldigen, aber die Dame kenne ich besser: wir haben seit drei Monaten ein Verhältnis!" Schade, daß die besten Gedanken immer unausführbar sind. Es geht leider wirklich nicht.

Sie holen alte Erinnerungen, wie es damals gewesen und was seitdem geworden, und manchen verwegenen Streich und was jetzt mit den andern Farbenbrüdern ist. Schlicht weiß alles. Er hat keinen ganz verloren. Es verlohnt die Mühe. Man kann da manches lernen. Aus den berühmten „Blendern" an Geist und Witz, die eine große Zukunft versprachen, ist meistens nichts geworden. Aber die gewissen stillen, fleißigen und beharrlichen Leute, wenn sie auch nicht das Pulver erfunden haben, sitzen heute fest und warm. Es kommt viel weniger auf das Talent an. Auf Fleiß und Arbeit kommt es an. Er hat es immer gesagt. Jan wird sich erinnern. Arbeiten, arbeiten ohne Rast und unnachgiebig, jeden Tag, jede Stunde, unablässig vorwärts nach dem Ziele. Das ist es. Dem festen Willen und der beharrlichen Kraft gehört die Welt. Alles andere taugt nichts. Anders kommt man heute zu nichts.

Bludinski muß lächeln. Er denkt an sich. Wille und Kraft ist gerade nicht seine starke Seite. Er hat immer so mehr auf gut Glück gelebt, unbekümmert, wie es würde, ohne Sorgen um morgen. Er läßt sich vom Zufall treiben und tragen. Und es ist am Ende doch auch ganz hübsch geworden. Er ist doch heute sozusagen auch etwas. Professor an der Universität, Abgeordneter, Verwaltungsrat, und seine Stimme gilt, wenn er sich irgendwo verwendet, er kriegt nicht so leicht einen Korb; das ist schon auch etwas wert. Es gibt eben mehr als eine Weise, selig zu werden. Er erlaubt sich, das ganz schüchtern zu bemerken.

Er sollte doch wissen, daß es das bei Schlicht nicht gibt. Wenn der einmal eine Meinung hat, dann ist die Sache entschieden und dabei bleibt es. Man kann mit ihm nicht streiten. Er hört einen gar nicht. Und wenn es schon gelingt, einen Einwand zu verlauten, dann schüttelt er nur den Kopf, zwinkert mitleidig und lächelt: „Nein, mein Freund, gar keine Spur! Die Sache ist nämlich die!" Und nun fängt er noch ein Mal von vorne an und wiederholt es noch ein Mal, auch zwei Mal, wenn man nicht gleich Ruhe gibt; und dann ist es erledigt. Für ihn ist alles schon erledigt. Er weiß alles besser. Zweifel, Bedenken kennt er nicht. Kein Widerspruch kann ihn irren, verwirren, weil er nur nach seiner Seite sieht und hört. Jan muß das doch von früher wissen. So ist er immer gewesen.

Jan bedauert nur die arme Frau. Es muß schrecklich sein, wenn man so den ganzen Tag mit Weisheit angestrudelt wird. Aber sie hält sich ganz tapfer. Sie ist doch klüger, als er gemeint hat. Wie geschickt und ungezwungen sie mit ihm spricht und sich in keinem Blick verrät! Er hätte gar nicht gedacht, daß es ihr so leicht würde. Fast könnte es ihn ein bischen verdrießen.

Schlicht schüttelt den Kopf, zwinkert mitleidig und erklärt Bludinski, wie es sich verhält. Gewiß, Jan ist Professor und Abgeordneter und alles mögliche; aber was bedeutet das? Er soll sich nicht täuschen. Er soll nur nicht glauben, daß die Zukunft den Professoren und der Politik gehört. Die Zukunft gehört der Technik. Hinter der ganzen Politik steckt eigentlich nichts. Es

fehlt der Ernst, der sittliche Grund, der positive Wert. Dem Techniker gehört die Zukunft. So ist die Sache.

Von einem anderen wäre es nicht sehr höflich, denkt Bludinski, einem das zu sagen. Aber bei ihm empfindet er es nicht: es kommt so naiv und mit einer solchen Freude an der eigenen Unfehlbarkeit heraus, daß man ihm wirklich nicht bös werden kann. Er wundert sich blos, wie verklärt und begeistert die beiden Frauen lauschen. Dora hat das überhaupt . . . einen ganz unnötigen Respekt vor Sachen, die sie nicht versteht . . . sogar beim botanischen Onkel. Da merkt man eben doch die Provinz; sie ist aus Grieskirchen, die Tochter des Kreisphysikus. Er muß es ihr abgewöhnen. Er wird sie schon erziehen.

Schlicht redet unaufhaltsam. Er entwickelt die Aufgaben der Menschheit. Dann entwickelt er die Aufgaben von Wien. Und da ist er endlich bei seinen Plänen und Entwürfen, da ist er bei seiner Stadtbahn. Seit fünf Jahren kämpft er wie ein Löwe. Dummheit, Niedertracht und Schwäche sind gegen ihn verschworen. Aber er weicht nicht. Er giebt nicht nach. Er wird siegen. Er weiß, daß er siegen muß. Es liegt unvermeidlich im Zwange der Natur, in der Logik der Entwicklung. Der Puls der Geschichte schlägt in seinem Projekt. Er fürchtet keine Intrigue. Ihn beugt keine Tücke und List. Er vertraut. Er wird nicht rasten, bis die Verleumdung und der Neid geworfen und zertreten sind. Er hat es neulich im wissenschaftlichen Klub, bei einem großen Vortrag, der in den nächsten

Tagen als Broschüre erscheint, mit einem feierlichen Eide gelobt. Er wird ihn halten.

Bludinski ist ja ganz einverstanden. Er hält die Stadtbahn für unentbehrlich, längst. Er zweifelt garnicht, daß es früher oder später geschehen muß. Er hört auch den Entwurf von Schlicht allgemein loben. Also wird es ja sicherlich gehen. Er versteht nur nicht diese heftigen und tragischen Accente. Er sagt es Schlicht.

„Mein lieber Freund, Du hast zwar entschieden die schönsten Kravatten, aber von der Stadtbahn hast Du eben doch keine Ahnung.“

Schlicht hat immer solche Einleitungen. Er liebt die feine Ironie. Als Student hat Bludinski das sehr bewundert. Jetzt findet er es eigentlich nicht mehr gar so großartig. Vielleicht geniert es ihn auch vor Dora.

Und Schlicht erklärt es. Er hat es neulich schon in Elterleins Kasino erklärt, bei einem großen Vortrage, der in der letzten Beilage der „Eisenbahnzeitung“ gedruckt ist. Er wird ihm das Heft geben. Man muß freilich eigentlich ein Wiener sein, um es zu verstehen. Man muß für Wien fühlen. Man muß Wien lieben. Das ist es. Denn es handelt sich hier nicht blos um ein wirtschaftliches Bedürfnis, mehr oder minder dringlich und wichtig. Es handelt sich ganz einfach um die Ehre von Wien. Es handelt sich um seine europäische Stellung. Es handelt sich, ob es aus der Liste der lebendigen Städte gestrichen und ein zweites Venedig werden oder auch ferner an der Spitze der Kultur marschieren und sich zu neuer, moderner Schönheit verjüngen

soll. Es handelt sich um die Entscheidung zwischen Wien und Berlin. Stadtbahn oder nicht — das heißt: Neu oder alt, Zukunft oder Vergangenheit, Leben oder Tod. Alle Fragen treffen sich in dieser. Wo immer man beginne, hier muß man enden. Alles kommt von ihr, geht zu ihr. Ein Beispiel: Wenn die Gemeinde sich heut für die Stadtbahn entscheidet, muß sie morgen eine neue Verfassung des Bauamtes schaffen. Mit der alten Form geht es nicht. Sie ist hinfällig und morsch. Das Bauamt hat ja vortreffliche Leute, aber sie können nichts leisten. Der Verkehr muß vom Bau gesondert werden und seine eigene Behörde erhalten, ein besonderes Verkehrs-Amt mit einem besonderen Verkehrsdirektor. Das ist das städtische Ei des Columbus. Er hat es tausend Mal gesagt. Er hat es tausend Mal geschrieben. Und er giebt nicht nach. Er wird schon endlich siegen.

Frau Wimböck geht. Dora begleitet sie hinaus. Bludinski macht Miene, sich auch zu empfehlen. Aber Schlicht läßt ihn nicht. Sie haben sich so lange nicht gesehen! Es thut so wohl, wieder einmal mit einem Freunde zu plaudern!

„Na und was sagst Du eigentlich zu meiner Frau? Gelt? Ja, da kann man wohl seine Freud' haben!“ Und er spitzt pfiffig die Lippen und schnalzt mit der Zunge.

Jan braucht nicht erst eine verlegene Phrase zu suchen. Schlicht verlangt keine Antwort. Er ist schon wieder im Zuge.

„Das muß man eben auch verstehen, mein Lieber! Siehst Du, da heißt es dann: Sie können freilich leicht

lachen, Sie haben halt Glück, so eine Frau findet nicht jeder! Unsinn, sag' ich Dir, lauter Unsinn! Auf die Frau kommt es garnicht an. Die ist dabei ganz gleich. Auf den Mann kommt es an. Der formt und bildet die Frau. Nach ihm wird sie. Man muß es nur richtig verstehen. Ich hätte wen immer heiraten können: ich hätte aus jeder was gemacht — weil ich der Frau meine Natur, meinen Geist, meinen Charakter gebe. Das ist die Kunst. Das muß einer können. Freilich gehört da auch wieder Verstand, Fleiß und Geduld dazu. Es ist keine leichte Arbeit. Aber dann hat man auch ein Geschöpf, an dem man sich freuen, auf das man sich verlassen kann. Und Du glaubst garnicht, wie angenehm das ist, wenn man sich so recht als Herr und König fühlen und sich sagen darf: Das Dingerl da lebt überhaupt nur für Dich und durch Dich! Das ist halt doch was Schönes!"

Es kitzelt Bludinski. Diese Ehemänner sind doch einfach unglaublich. Jeder schwört, daß er, gerade er eine Ausnahme ist, die einzige Ausnahme von dem gemeinen Gesetz. Man müßte es wirklich einmal einem sagen, direkt sagen, in so einem Moment, wenn er gerade recht patzig und aufgeblasen thut. Was der für ein Gesicht machen würde? Es könnte ihn reizen. Ein Glück, daß Dora wiederkommt.

Sie plaudern weiter. Das heißt, Schlicht redet weiter. Noch einmal von der Stadtbahn, noch einmal von der Bildung eines Verkehrsamtes, noch einmal von den großen Pflichten der Gegenwart und Zukunft. Er

bringt allerhand Zeichnungen, Broschüren und Pläne. Und von inneren und äußeren Ringen, von Radien und Centren, von Umwegen und Schleifen, von normalen und sekundären Spuren, und von den eigentlichen Brennpunkten der Wirtschaft, daß Jan ganz wirr und angst wird.

Jan äugelt verstohlen mit Dora und sucht heimlich ihre Hand. Das wenigstens könnte sie ihm schon gewähren. Schlicht würde nichts merken. Aber sie ist scheu und vermeidet es. Er kann ja nichts sagen. Eigentlich hat sie recht und er findet es ganz in der Ordnung. Er hat es ihr selber strenge aufgetragen. Aber etwas weniger behutsam, weniger klug und bedenklich, so gefährlich und unbequem es werden könnte, wäre in diesem Falle weiblicher und mehr im Charakter der Liebe.

Endlich muß er doch fort. Für einen ersten Besuch ist es so schon ziemlich lange. Aber zwischen Freunden, zwischen so alten und vertrauten Freunden! Er wird herzlich eingeladen. Recht oft; je öfter, je lieber; am liebsten jeden Tag. Und nicht langweilig in der Früh, sondern um fünf zum Kaffee und dann muß er den Abend bleiben.

Er verspricht recht bald, recht oft zu kommen. Schlicht begleitet ihn durch den Garten. Er versucht da die Zucht einer neuen Rose; dieses Jahr ist es nicht gelungen. Aber er läßt sich nicht schrecken. Er will es noch einmal versuchen. Es gehört nur Fleiß und

Geduld dazu. Und wenigstens hat er eine Arbeit mehr. Das ist seine Losung. Alles andere heißt nichts.

Wie er wieder in das Haus kommt, hat er eine neue Idee. Er ruft Dora.

Es ist schon länger sein Plan, parlamentarische Verbindungen zu suchen. Man muß überall seine Leute haben. Man weiß nie, wen man morgen brauchen wird. Da wäre nun ein ganz hübscher Anfang gemacht. Bludinski könnte ihnen allerhand interessante Menschen bringen — und gerade die Polen; niemand ist brauchbarer als die Polen! Er müßte sich nur wohl bei ihnen fühlen. Man müßte ihm ein bischen schön thun. Diese Herren sind sehr verwöhnt. Eine Frau weiß ja das am besten, wie man so was macht. „Gelt, Tschaperl?"

„Wie Du glaubst," sagt Dora.

Bludinski weiß nicht recht, ob er eigentlich zufrieden oder verstimmt ist. Das eine ist sicher: er wird den Freund nicht zu gern haben, so daß es ihre Liebe stören könnte. Die Freundschaft ist nicht mehr gar so arg. Er kann sich nicht verhehlen, daß es im Grunde sogar eine kleine Enttäuschung war. Wenn er denkt, daß das einmal das Ideal seiner Jugend gewesen sein soll, dieser prahlerische, nichtige Gemeinplatz! Aber so darf er sich wenigstens die Reue und das schlechte Gewissen ersparen. Das ist auch was wert.

3.

Es geht famos. Es ist das ideale Verhältnis. Nett, bequem, gemütlich, und eine stille, heitere Unschuld liegt darauf.

Zwei Monate bald und kein Zank, kein Verdruß, keine Störung, nicht eine Stunde. Es ist immer gleich, jeden Tag. Und es ist immer gut und sanft.

Bludinski denkt oft zurück, an die anderen und vergleicht. Vielleicht waren sie lauter, veränderlicher, bunter. Aber niemals hat er sich so gewiß und fest im Glück gefühlt, heimisch und wie eingeboren.

Genau, was er jetzt braucht, der ausgetobt und sechsunddreißig Jahre hat: Ruhe, in milden Tönen, halben Farben, leise Freude und Behagen. Er ist nicht mehr für das Exotische und Extravagante. Die große Leidenschaft hat er satt. Seide, seltene Gerüche, wilde Steine — als junger Mensch thut man es schon einmal nicht anders. Man verdirbt sich bald den Magen. Er ist jetzt für die schlichte, biedere Hausmannskost der Liebe, unverpfeffert und gesund. Er vermeidet die grellen Reize. Sie sind ja gewiß auch nicht ohne Genuß und man kommt sich schrecklich nobel vor, recht an den Nerven zu zerren und zu zupfen. Aber alles zu seiner Zeit. Er kann seine Nerven jetzt besser brauchen. Es wäre auch garnicht mehr möglich. Ein junger Mensch — ja! Der thut

den ganzen Tag sonst nichts, da geht es. Aber darüber ist er heute doch schon hinaus: er sucht und findet im Leben auch noch anderes als Liebe. Er hat seinen Beruf, er hat seine Politik, er hat manche Neigung und Liebhaberei. Die Liebe kommt erst an zweiter Stelle. Und er erkennt auch immer mehr: der rechte Wechsel vieler Widersprüche, von Arbeit und Freude, Ernst und Spiel, ist allein das letzte Geheimnis des Glückes.

Er kommt fast jeden Tag, um halb sechs, sechs, nach der Sitzung, und bleibt zwei, drei Stunden; Sonntag speist er dort. Einmal die Woche ist Schlicht in irgend einer Versammlung und alle zehn Tage verreist er, den Bau seiner ungarischen Bahn inspizieren. Es ist, ob er es nun vom Gemüte aus oder ökonomisch oder gesundheitlich richtet, sehr empfehlenswert und ersprießlich, in jeder Beziehung.

Er fühlt sich sozusagen wie verheiratet, hinter allen Stürmen. Wirklich, das ist es. Sein Leben hat endlich Ordnung und Regel. Er weiß, wohin er gehört. Er läuft nach keinem Abenteuer mehr. Es giebt keine Scenen. Das ewige Hin und Her der anderen, mit den täglichen Trennungen und Versöhnungen, fehlt. Es geht immer alles gelassen und gleich. Und weil Schlicht ohne Arg ist, merken sie garnicht, daß vielleicht etwas unerlaubtes daran sein könnte.

Natürlich ganz unverstimmt und glatt kann's auch nicht immer bleiben. Mit der Zeit giebt es schon bisweilen kleine Leiden. Er ist selber Schuld. Er quält

sich mutwillig. Er quält sich mit Wünschen, die eben einmal nicht möglich und auch ganz eitel sind.

Da ist zum Beispiel ein albernes Gefühl, das sich nicht verdrängen lassen will: er schämt sich heimlich, daß es so lange dauert. Er würde verzweifeln, wenn es schon aus wäre; aber er empfindet es gemein und bürgerlich, daß es so lange dauert. Sonst war er immer ziemlich unbeständig. Man wird eben alt. Es ist ein schlimmes Zeichen.

Er kommt auch aus allem heraus, nicht gerade aus der Gesellschaft, aber aus dem Zuge der Vergnügen. Sonst hat er keine Première vergessen. Jetzt hockt er immer da draußen. Sonst hat man immer von seinen Verhältnissen gewußt und geredet. Er liebte es, sie zu zeigen. Es ist angenehm, in der Oper oder auf Bällen alle Gucker neidisch nach der Dame gerichtet zu sehen, die einem gehört. Das muß er jetzt entbehren. Die Leute werden sagen: Die schönen Zeiten sind bei dem auch langsam vorbei.

Ihre Liebe könnte überhaupt mehr Wechsel vertragen. Ruhe ist schon gut. Aber endlich hat alles seine Grenzen.

Es kommen trostlose Leute in das Haus: Kollegen aus dem Bureau, junge Streber, an denen Schlicht den Gönner spielt, Macher und Agenten; er mußte schon als Student immer einen Hof von Jasagern und Bewunderern haben. Da wird oft stundenlang nur von Geschäften geredet. Und alles natürlich immer mit der gewissen heimlichen Entrüstung der Techniker, daß der

Kaiser seine Minister noch immer nicht unter den Bahnwächtern wählt.

Auch Nelly Wimböck kommt oft, das mannstolle Frauenzimmer. Die Person macht ihn nervöse. Sie schmeicheln und hofieren ihr: Der Vater, der Hofzuckerbäcker, sitzt im Landesausschuß und der Mann, der bekannte Klavierfabrikant, hat Geld. Aber das geht doch Jan nichts an. Er mag sie nicht. Er verträgt ihre zudringlich lüsterne Art nicht. Dora verteidigt sie. Sie ist eigentlich sehr zu bedauern. Sie möchte gar so gern auch einmal eine Liebe, ein einziges Mal im Leben. Immer liest und überall hört sie davon und nur ihr passiert es nie. Es ist ein Pech, romantisch zu sein, wenn man häßlich ist. Da lachen die Leute. Als ob die Häßlichen nicht ganz solche Gefühle hätten wie die Schönen! Warum soll es denn ihnen nicht erlaubt sein? Es sieht nicht hübsch aus, meint Jan. Uebrigens giebt er ja Dora ganz Recht. Nur fühlt gerade er sich nicht berufen, die Lose des Glückes auszugleichen. Auch ist ihm Nelly noch besonders zuwider, weil sie gar begeistert und verklärt den Tiraden Schlicht's lauscht. Und die verträgt er jetzt mit jedem Tage weniger.

Es ist geradezu entsetzlich. Immer und immer das gleiche, unabänderlich! Immer: Arbeit! Arbeit! Immer: Fleiß, Energie und Geduld! Immer die Stadtbahn! Immer die Trennung des Verkehrs vom Bauamte! Und Jan mag überhaupt das laute Sprechen nicht. Dabei kann Schlicht nie sitzen, sondern muß immer stehen, um schon äußerlich über die anderen zu ragen,

und fuchtelt einem mit geballten Fäusten seine Argumente unter die Nase. Er ist unausstehlich. Er hat gar kein Gefühl, daß einem das einmal zu viel werden könnte. Er hat gar keine Rücksicht, daß man nicht immer gleich aufgelegt ist. Er muß immer hofmeistern und docieren. Gelassenen Tausch von Meinungen und die feine Lust am Suchen, das lieber garnicht finden will, versteht er nicht. Er weiß alles besser. Er will immer bekehren. Manchmal gehen Bludinski doch die Nerven durch: er kann nicht mehr und wird heftig. Schlicht nimmt ihm das nicht weiter übel. Er hat ihn ein für alle Mal in die Rubrik der „hysterischen Männer" gethan. Da darf man es nicht so strenge nehmen.

Besonders über die Weiber streiten sie gern. Es ist zu dumm, daß er das auch besser wissen möchte. Ja, er behauptet gleich: Bludinski kennt blos die Cocotte und versteht die anständige Frau überhaupt nicht. Und Dora sitzt daneben! Man könnte wirklich Lust kriegen, es ihm einmal zu sagen.

Unglaublich, wie er mit so etwas einst Freundschaft halten konnte! Wo hatte er damals nur seine Augen? Sie sind doch durchaus unverträgliche Naturen. Man braucht sie blos nebeneinander zu sehen: Die breite ungeschlachte Biedermeierei des lauten und massiven Schlicht und seinen weichen, geschmeidigen, gerne ein bischen verkünstelten Chic, um den es wie ein verwischter Schimmer von entglittenen Parfümen ist. Jeder Fremde, denkt er, müßte auf den ersten Blick erkennen, daß zwischen ihnen keine Gemeinschaft werden kann.

So stört Schlicht das Glück etwas. Sie könnten ihn entbehren.

Na, aber im Ganzen ist es doch eigentlich recht nett und er möchte es nicht anders. Ewig wird es ja auch nicht dauern. Aber vor der Hand macht es sich sehr gut.

4.

Kludinski ist eben aus dem Bette. Zehn Uhr. Er muß in die Sitzung. Er hastet unwirsch unter den Briefen und Papieren. Er mag den Morgen nicht. Das dumme Wort von der Morgenstunde mit dem Gold im Munde versteht er nicht. Ihm ist morgens immer ganz elend. Alles verdrießt ihn, er denkt schwer und seine Nerven sträuben sich. Nach und nach kommt er mühsam sozusagen erst wieder in Gang. Nach und nach entdüstert er sich und erwacht. Aber die ersten zwei, drei Stunden des Tages sind häßlich. Da reizt und sticht ihn alles. Die Sonne ist grell und die Straße ist laut und es geschieht zu viel; es tobt unerträglich an seinen Sinnen. Das ist immer so gewesen. Er kann sich nicht erinnern, daß er einmal einen Tag ohne Verdruß und gern begonnen hätte.

Er hastet unter den Briefen und richtet seine Papiere. Dann kleidet er sich. Es schellt. Der Diener kommt: der Herr sagt, daß es dringlich und wichtig sei. Auf der Karte steht: Leopold Schlicht.

Sonderbar. Was soll das? Was kann er wollen? Zu dieser ungewöhnlichen Stunde —! Da ist irgend etwas nicht in Ordnung.

Der Herr möchte entschuldigen und einen Moment warten. Er ist gleich fertig. Nur einen Moment.

Da ist offenbar irgend etwas nicht in Ordnung. Sollte Schlicht etwa —? Er ist ohne Arg. Aber es giebt gute Freunde. Und sie sind auch allmählig ein bischen gar übermütig und unbedenklich geworden, ohne jede Vorsicht. Er war schon ein paar Tage anders als sonst, verstimmt, ungesprächig. Sie haben es auf geschäftlichen Verdruß gerechnet, auf seine Hoffnungen, Pläne und Sorgen. Aber es könnte doch auch —! Irgend was ganz Dummes und Geringes verrät oft. Es wäre sehr peinlich. Und gerade jetzt auch noch, in der Früh! Er fühlt, daß er sich schlecht und ungeschickt benehmen wird. Er hat um diese Stunde keine Herrschaft über sich. Er vermag nichts. Nach dem Essen würde er sich nicht fürchten.

Er nimmt ein Glas Whisky.

Unsinn! Fällt ihm ja gar nicht ein! Es wird was Geschäftliches sein oder er hat vielleicht eine Loge in die Oper.

Aber er will doch für alle Fälle die Photographien Doras lieber verstecken. Fünf ist ein bischen viel. So.

Schlicht beginnt sehr herzlich und heiter und als ob gar nichts wäre, von tausend fremden und unnützen Dingen müßig hin und her. Aber Jan sagt sich, daß er doch deswegen nicht kommt, zu dieser Stunde, blos um zu schwatzen und zu plaudern, und möchte gern wissen, wohin er etwa will; er klopft hier und dort und horcht und lauert. Schlicht folgt ihm nicht, sondern bummelt gemütlich im Zimmer und fragt und bewundert. Er bewundert die japanischen Wände in den hellen, matten und verschämten Farben, die Stiche aus dem Rococo des Coypel und des Greuze, die schweren indischen Seiden, von der Zeit gefleckt und müde. Das heißt, wie er überhaupt bewundert, als ein Erwachsener Spielereien der Kinder. Vor dem großen Kasten bleibt er lange. Da ist eine wunderliche Sammlung: Damenstiefelchen der ganzen Welt, spanische und russische und pariser, von schwedischen Bäuerinnen und ein sehr köstliches, hart erworbenes Paar, das der Malibran gehörte. Da kann er sich doch einer längeren Rede nicht enthalten. Eines ernsten Mannes, der Ziele hat, ist das doch wirklich nicht würdig. Wie kann man Mühe und Zeit und Geld auf solchen Tand vergeuden? Hat er denn gar keinen Sinn für die großen und strengen Fragen der Menschheit, die heute rings alle Kraft und Arbeit erwarten? Was sollen später einmal die Enkel, die Richter ihrer Ahnen, sagen, wenn sie alle Pflichten versäumt und alle Forderungen vergessen finden? Und in diesem Tone geht es unaufhaltsam fort.

Jan wird nervös. Abends kann man sich das

allenfalls noch gefallen lassen. Aber den Tag gleich so beginnen — und in seiner eigenen Wohnung auch noch! Natürlich, Schlicht bildet sich ja am Ende noch ein, daß es ihm ein besonderes Vergnügen ist. Er kann ihm doch nicht sagen, daß es blos um Dora geschieht! Er spielt eine klägliche Rolle.

Und er muß fort. Er muß ins Parlament. Er will nur nicht davon sprechen, sonst —! Er fühlt, als ob noch irgend etwas käme, hinter dem müssigen Geschwätz. Und das fordert er lieber nicht vor der Zeit heraus. Er will es Schlicht nicht erleichtern.

Schlicht redet noch mehr als sonst und hastiger, absichtlicher, lauter. Jan sagt gar nichts. Er muß geduldig warten. Es dauert lange, unerträglich lange. Die Frauen verdienen alle zusammen nicht, was man um jede leidet.

Jetzt sitzt Schlicht endlich und schweigt. Die Walze von der Arbeit und den großen Fragen der Zeit ist abgelaufen. Er nimmt eine Zigarre und bläst Ringe. Er wird etwas verlegen. Er hat entschieden noch irgend etwas. Er sucht einen Anfang. Auf einmal lacht er und fragt: „Na und was glaubst Du, daß ich zu Dir komme, um mir den dummen G'schnas da anzuschauen?“

„Wenn ich Dir sonst irgendwie dienen kann —“

„Ha, ha! Du wirst es nicht erraten! Wetten, daß nicht —? Nämlich —.“ Und er verwirrt sich, stockt und hält. So geht es nicht. Er hat den rechten Ton nicht.

Er beginnt auf einmal von ihrer Jugend, von jenem glücklichen Leben im Korps, von den unvergänglichen, ewigen Idealen. Er wird melancholisch und weich. Jan kennt dieses ausgequetschte, weinerliche Pathos aus den Exkneipen, am Rande des besoffenen Elends.

Und vom Korps zur Freundschaft, zuerst zur Freundschaft überhaupt und dann zu ihrer besonderen Freundschaft, von dieser tiefen und heiligen Weihe, in der alle Grenzen aufgehoben und zwei Seelen zu unzertrennlicher Gemeinschaft verbunden sind. Sie können doch jeder zum anderen sprechen, wie zu sich selber. Sie sind mehr als Zwillinge und Brüder. In ihnen lebt der gleiche Geist. Und durch das Blut, das für die Farbe freudig oft vergossene Blut, sind sie vereint.

Es sind die alten Worte aus dem Korps. Aber niemals hat sie Jan deutlicher als Phrase und Schwindel empfunden. Darum versichert er auch hastiger und lauter, als es sonst seine Art ist, daß sich das doch natürlich von selber versteht und daß er es genau ebenso fühlt wie Schlicht.

Nun also! Dann ist ja alles leicht und einfach, dann wird er ihn gelassen hören. Dann wird er ihn verstehen. Es handelt sich nämlich um Dora. So geht das nicht weiter.

Jan erschrickt. Er hat es also doch bemerkt. Sie hielten ihn für blind und ohne Arg. Sie glaubten an sein Vertrauen. Aber er hat sie betrogen. Jetzt nur klug und behutsam!

„Was ist mit Dora? Ich verstehe das nicht.“

„Natürlich nicht! Weil ihr eben alle zwei Kinder seid, die reinen Kinder! An die Leute denkt ihr nicht! Das ist es gerade! Aber nur schön eins nach dem andern!“

Es fällt Schlicht nicht ein, sie irgendwie zu verdächtigen und zu verleumden. Das muß er vor allem Anderen ausdrücklich erklären. Davon ist nicht die Rede. Er vertraut ihnen. Er weiß, daß nichts geschehen ist. Er kennt Jan. Er kennt Dora. Jan ist sein Freund. Dora ist eine anständige Frau. Und wenn das alles nicht wäre, er weiß doch, wie sie ihn liebt! Sie giebt ihm täglich neue Beweise. Er sieht es in jedem Blicke. Er hört es aus jedem Wort. So lange einem Manne alle Leidenschaften und Begierden seiner Frau gehören, kann er unbekümmert vertrauen. Dora ist auch viel zu thöricht und ungeschickt. Sie würde sich gleich verraten. Sie kann ihm nichts verheimlichen. Er kennt jede Falte ihres Gemütes. Er sieht an ihrer Nase, was jeden Moment in ihr geschieht. Wie gesagt, davon ist nicht die Rede. Aber die Leute!

Die Leute! Das ist es! Die Leute sind schlecht und gemein und verleumden. Die Leute mischen sich in alles und lästern. Man redet schon über sie. Man schreibt ihm anonyme Briefe. Freunde warnen ihn. Der große Galeoto rastet nicht. Dora verliert ihren Ruf und er wird lächerlich. Was thun? Vielleicht würde er, wenn er reich und unabhängig wäre, nach den Leuten nicht fragen. Es ist immer bedenklich und endet selten gut, aber er hätte den trotzigen Mut, es im Gefühle

ihrer Unschuld zu wagen. Aber er ist nicht reich. Er darf es nicht. Er lebt von den Leuten. Er muß ihre Meinungen schonen. Er muß mit ihren Sitten und Gewohnheiten rechnen. Er muß ihren Forderungen gehorchen. Er bringt sich sonst um seine Existenz. Es giebt ein einziges Mittel: Jan darf nicht mehr in das Haus. Er hat es tausendfach erwogen und geprüft. Er weiß sonst keinen Rat. Jan wird ihn recht verstehen. Jan wird nicht den Empfindlichen spielen. Jan weiß, wie er ihn liebt. Und daß er ihm das alles so unverhohlen sagt und ehrlich zu ihm kommt, das ist ja wohl der beste Beweis seiner Freundschaft und seines Vertrauens. Es thut ihm selber gewiß am meisten leid. Aber es ist einmal unerläßlich.

Jan denkt die ganze Zeit blos: Schlicht lügt. Er lügt gewiß. Es ist alles Komödie. Aber was kann er thun? Er hat keine Wahl. Wenn die Bitte nicht wirkt, würde er einfach befehlen. Jeder hat schließlich das Recht, einem sein Haus zu verbieten. Dagegen läßt sich gar nichts sagen. Wenn er zaudert, reizt er blos seinen Verdacht.

Also erklärt er sich sofort bereit. Selbstverständlich! Er wird nicht mehr kommen. Wenn er geahnt hätte, daß jemand —! Und er erbittert sich heftig gegen den niedrigen und gemeinen Sinn der Leute. Er redet so entrüstet, daß er am Ende ganz entrüstet fühlt.

„Abgemacht?“ fragt Schlicht und hält ihm die Hand hin.

„Abgemacht!“ sagt Jan und schlägt ein. „Dein Haus sieht mich nicht wieder.“

„So tragisch brauchst Du's nun gar nicht gleich zu nehmen. Von Zeit zu Zeit, alle zwei, drei Monate, kannst Du uns ganz gut besuchen. Na, und das versteht sich wohl von selber, daß es zwischen uns beiden an unserem Verhältnis nichts ändert. Das wäre noch schöner. Im Gegenteil. Nur werden wir uns eben nicht mehr bei mir, sondern in der Kneipe sehen.“

Das fehlte Jan gerade noch.

„Es ist vielleicht für uns auch besser. Eine Frau stört schließlich doch immer. Natürlich, Du mußt Dich mit ihr beschäftigen und ihr ein bischen hofieren und das zieht Dich unwillkürlich von mir ab. Und endlich bist Du doch mein Freund, nicht der ihre! Aber wenn wir uns z. B. jeden Mittwoch, da habe ich Baukonferenz, das dauert so bis neun, halb zehn —“

Das können sie ja noch ein ander Mal überlegen. Aber jetzt muß er Jan schon entschuldigen. Es ist halb zwölf.

Gleich. Schlicht geht gleich. Nur noch eins. Das darf er nicht vergessen. Dora soll von der ganzen Geschichte nichts wissen. Es würde sie sehr kränken, wie die Leute reden. Und es ist auch für den Fall, daß einmal jemand nach Bludinski fragt; sie würde schrecklich verlegen und rot; sie kann sich nicht verstellen. Die Leute hätten erst wieder was zu reden. Und es hat gar keinen Zweck. Sie wollen ihre Unbefangenheit nicht

stören. Er wird sagen, daß Jan jetzt viel zu thun hat, ein wichtiges Referat, oder zu seinen Wählern verreist ist, so irgend einen pausibeln Grund und in vier Wochen hat sie ihn längst vergessen. Man weiß doch, wie die Weiber sind.

Jan schreibt, wie Schlicht weg ist, sofort an Dora. Sein Diener ist ein verläßlicher und erprobter Postillon. Schlicht wird sich irren; er darf sich nicht einbilden, daß sie so leicht zu trennen sind. Nun gerade nicht. Sie sind immer noch ein bischen schlauer.

Nein, es wird dem Herrn nicht gelingen. Nimmermehr! Jetzt fühlt er ja erst die ganze Kraft und Tiefe seiner Liebe. Er könnte ohne sie nicht leben. Er hätte es gar nicht gedacht.

Er überlegt und sinnt eine Zeit. Wie mag das mit Schlicht eigentlich sein? Er weiß offenbar nichts. Das ist klar. Aber daß es wirklich nur Sorge um den Klatsch der Leute wäre, ohne jeden Verdacht, das glaubt er ihm nicht; es wäre auch geradezu eine Beleidigung. Da steckt noch irgend was anderes.

Aber er muß in die Kammer.

5.

Nach drei Wochen.

Nelly ist bei Dora zum Kafee und sie plaudern. Dann kommt Schlicht.

Nach einer Weile fragt er: „Und Bludinski war noch immer nicht wieder da?"

„Nein."

„Ich begreife es nicht. Ich begreife es wirklich nicht. Ich habe ihm doch sogar geschrieben."

Aber Nelly und Dora kümmern sich nicht weiter. Sie reden anderes.

Dann beginnt er wieder: „Ich muß schon sagen, ich finde es merkwürdig von Bludinski. Höflich ist es entschieden nicht."

„Höflich sind die Herren von heute überhaupt nicht," sagt Nelly.

„Aber ich wette: es ist eine Weibergeschichte. Er hat sich wieder einmal wo verbandelt."

„Sie verteidigen ihn immer."

„Ja, mein Mann hat ihn sehr gern. Aber wir können ihm doch nicht nachlaufen. Wenn er sich wo anders besser unterhält —"

„Paß auf — es ist gewiß eine Weibergeschichte. Ich kenne ihn. Irgend ein neuer Stern vom Brettel oder vom Ballet."

Nelly rümpft die Nase. „So! Diese Damen liebt er!“

„Ja — das ist einmal sein Temperament! So war er schon als Student. Mit einer anständigen Frau hat er, glaub' ich, sein ganzes Leben nichts gehabt. Es muß schon ein bischen wildeln — anders thut er's nicht. Theater oder noch lieber Zirkus. Das ist sein Fall.“

„Einen solchen Mann möcht' ich mir nicht wünschen.“

„Ich auch nicht, wenn ich eine Frau wär'. Aber deswegen ist er doch ein reizender Kerl. Nur schrecklich unzuverlässig: Heute laute Begeisterung und morgen hat er einen total vergessen.“

Wie Nelly fort ist, fragt er Dora: „Hast was gemerkt?“

Dora sieht erstaunt und verneint.

„Ich hab' nämlich absichtlich so viel von Bludinski geredet. Ich glaub' nämlich, da war etwas, mit den beiden.“

Dora lacht leise.

„Du mußt es doch auch gesehen haben: er war sehr verschossen in sie.“

„Natürlich. Das war deutlich.“

„Das ist der perverse Geschmack dieser Lebemänner: je älter, je lieber.“

„Da kann sie ja froh sein.“

„Sie hat ihn aber bös abfallen lassen. Drum kommt er nicht mehr.“

„Sie ist sonst gar nicht so.“

„Ja, das ist das merkwürdige, aber man erlebt es oft: auf anständige Frauen wirkt diese Sorte von Männern nicht. Es ist vielmehr gradezu, als ob sie Furcht und Ekel vor ihnen hätten.“

„Eigentlich ist es ja auch begreiflich.“

Er sieht nach der Uhr. Er muß noch arbeiten. Sie verzieht das Gesicht.

„Es geht nicht anders, Tschaperl! Ein Haufen Arbeit! Und Montag muß ich wieder nach Ungarn.“

„Diese dumme Bahn!“

Er küßt sie.

Dann, in seinem Zimmer, bevor er sich setzt, aufrecht am Tische, schaut und sinnt er vergnügt. Er ist mit sich sehr zufrieden. Das hat er ungemein geschickt gemacht. Man muß nur wachsam und geduldig sein. Die Frauen sind so leicht zu führen!

6.

Die Sitzung will heute wieder einmal nicht enden. Immer noch ein neuer Zank! Die Antisemiten toben. Da kriegt Bludinski immer auch sein Teil. Sie hassen ihn besonders. Er weiß eigentlich nicht recht, warum. Seine leichte, weltläufige, gerne ein bischen verächtliche Ironie, die nichts ernst nimmt und alles mit

zierlichen Witzen erledigt, entrüstet sie. Er hat kein Pathos. Er kommt nicht in Wut. Er ärgert sich nicht. Er bleibt immer ungereizt, gelassen und überlegen. Sie wollen doch sehen, wie weit das geht. Sie werden es ihm schon vertreiben.

Er zieht jede Minute die Uhr. Es ist gleich vier. Er wird wirklich noch am Ende den Zug versäumen. Er kann nicht fort. Er darf bei der Abstimmung nicht fehlen. Sie wird namentlich. Das hält man ihm dann wieder ein Jahr lang vor: „Als es die Entscheidung dieser wichtigen Frage galt, in der schwersten Stunde der ganzen Session, wo war da der Abgeordnete Bludinski?“ Er kann ihnen doch nicht sagen, daß er zu ihr muß, weil der Mann verreist ist. Sie haben dafür keinen Sinn oder thun wenigstens so.

Endlich ist es vorbei. Er verwünscht die ganze Komödie der Politik. Und in wilder Hast auf die Bahn.

Es war höchste Zeit. Nun legt er sich behaglich zurück, entspannt seine Nerven und hegt liebliche Bilder. In einer Stunde ist er bei ihr. Er sieht sie schon in der schmalen Halle der kleinen Station, wie sie ungeduldig trippelt, mit den feinen, spitzen Stiefelchen auf die Steine schlägt und nach jedem Wölkchen, ob es nicht endlich der Rauch des Zuges ist, gierig lugt, sorglich verschleiert und in die schwere Boa gemummt, welche das dünne, schmächtige und zärtliche Figürchen fast erdrückt. Es ist ein angenehmer Gedanke, daß man von Leidenschaft erwartet wird.

Der Zug gleitet still. Die Luft ist dicht, enge und wie verstopft. Schnee hängt. Es liegt eine tiefe Heimlichkeit auf der Landschaft. Er fühlt es, als schliche er nächtlich verstohlen zum Liebchen.

Er wird lustig und froh. Seine Nerven schwellen und regen sich tänzerisch. Er fühlt es, wie wenn er als Knabe hinter das Haus um eine verschwiegene Zigarre kroch oder die Schule schwänzte. Es ist ein Triumph, das Schicksal zu betrügen und verbotenes Glück zu stehlen. Er hat sie riesig lieb!

Er hat das früher noch gar nicht so gewußt. Er hat es ihr auch noch niemals recht gesagt. Heute soll sie es hören. Und er sucht köstliche, seltene Blüten der Sprache, bunte heiße Zärtlichkeiten, und windet sie mit feinen Fäden, die leuchten, und bindet schwere, üppige Kränze. Er hat sie lieb!

Schelmereien huschen durch seine Wünsche. Er möchte was anstellen, irgend einen losen, verwegenen Streich. Es ist wie ein leichter Schwips. Es prickelt, schwirrt und flirrt im Blute. Es versucht ihn, das Notsignal zu ziehen. Er darf es gar nicht sehen. Er muß sich anders setzen. Es ist ganz dumm. Es gäbe eine schöne Geschichte. Die Antisemiten hätten eine Freude. Aber er wird es nicht los. Es ist eine tolle Begierde in ihm, recht verrückt zu thun. Er winkt den Kindern, die den Zug vorüber lassen, und ruft und lacht und schwingt seinen Hut und weht mit dem Tuche. Er äugelt frech mit den Frauen und wirft Küsse. Unter die Leute möchte er es am liebsten schreien, daß er ja nicht

ein gemeiner Passagier ist, wie die anderen, sondern in Liebe reist, zu seinem heimlichen Weibe.

Er wandert im Wagen. Er ist ganz allein. Niemand stört ihn. Draußen hängt der Schnee wie eine gütige Decke auf der fremden Welt. Und er hört nichts als den raschen Flügelschlag des Dampfes, der in das Glück trägt.

Er wird weich und milde und gut. Er möchte den Menschen helfen. Er möchte alle glücklich machen. Er schenkt dem Schaffner. Er möchte Geld unter die Leute streuen.

Er wandert im Wagen und stellt sich alles vor, wie es sein wird. Jetzt wartet sie schon und horcht, ob es noch immer nicht der Zug ist. Und wie er dann endlich vom Tritte springen wird, stürzt sie in seinen Kuß und sie jauchzen seelig und stammeln liebe irre Dinge. Er hat ihr so viel zu sagen, sie muß so viel erzählen. Dann fahren sie in das Hotel und wählen das Zimmer und alles ist Freude. Und er fühlt jeden Kuß, jeden listigen Griff und die tausend neuen Spiele der Begierde und kaut alle Würze des Glückes vor.

Er möchte schneller zu ihr und möchte doch lieber noch nicht. Der Zug müßte rasen, aber immer ohne Ende. Ganz nahe, ganz dicht am Glück, aber immer noch nicht dort, damit er immer noch näher könnte — so ist es schöner als im Glücke selbst!

Er macht ein Programm. Er wählt die Worte und wiederholt sie, die er ihr sagen will. Er möchte

neue Küsse erfinden, die kein anderer giebt, ungekannte, tödliche Wonne.

Da ist schon die Station. Sie hat ihn schon erblickt und winkt. Das arme, dünne Näschen, wie er sie küßt, ist ganz kalt.

Sie nehmen das schönste Zimmer, wo in großen Lettern eine Inschrift ist, weil der Kaiser Josef dort gewohnt hat. Der Wirth kommt selber herauf und ehrt sie und sagt, was in der Stadt zu sehen ist; zwei Tage werden sie schon brauchen; sie hat unter dem neuen Bürgermeister einen großen Aufschwung genommen. Es interessiert sie sehr. Dann setzt sich Jan mit strenger Würde und schreibt die Meldung: Johannes Schlaf, Schriftsteller aus Berlin, samt Gemahlin. Der Wirt verneigt sich: Er hat schon gehört. Das macht ihnen unbändigen Spaß. So rächen sie sich an der neuen Litteratur der Berliner, weil sie langweilig ist. Sie reisen immer unter einem von diesen gern berühmten Namen. In hundert Jahren werden verzweifelte Germanisten sich die Köpfe zerbrechen, was denn nur diesen Winter 91 Arno Holz, Johannes Schlaf und Heinz Tovote in Ottakring, Korneuburg und St. Pölten in einem fort gethan. Wenn es ihre Frau einmal erfährt, meint Dora, läßt sie sich scheiden; aber wahrscheinlich sind sie gar nicht verheiratet; sie schreiben so unverheiratet.

Den nächsten Morgen wollen sie ein bischen hinaus, auf die Straße. Die Stadt sehen und den frischen Winter trinken. Es ist ihnen matt und dumpf wie ein

schwerer Nebel auf den Nerven. Sie möchten Luft und Atem. Schlicht kommt erst die Nacht zurück. Sie haben Zeit bis zum Kourier um fünf.

Wie sie durch den Gang an der Loge des Portiers, der grüßt, vorüber kommen, ist da ein Telegramm für Dora Schlicht. Er sieht es und erschrickt. Sie will natürlich gleich hin. Heftig reißt er sie fort. Sie ist verblüfft, was er denn nur hat. Frauen sind doch unglaublich unbedacht!

Draußen sagt er: „Du bist doch ein schreckliches Geschöpf! Wenn ich jetzt nicht zufällig dabei bin —! Das wär' eine schöne Blamage! Du bist doch hier Frau Johannes Schlaf! Das hast Du schon wieder vergessen, was?"

Sie ist ganz verdutzt. Richtig, daran hat sie ja gar nicht mehr gedacht. Sie kriegt einen großen Schreck. Ohne Jan hätte sie es einfach verlangt — „ah, da ist ja ein Telegramm für mich!" Sie schämt sich.

Aber das Telegramm muß sie haben.

Von wem kann es denn überhaupt sein? Wer weiß denn überhaupt —

Natürlich von der Peppi. Peppi ist das Stubenmädchen. Sie sagt ihr jedes Mal, wohin sie gehen, für alle Fälle. Es kann ja unvermutet plötzlich was geschehen. Sicher ist sicher.

Er wird heftig. Sie ist unglaublich! Nächstens wird sie die Hausmeisterin ins Vertrauen ziehen.

Die Peppi ist verläßlich.

Ja, das heißt es immer. Aber wenn ihr Schlicht zehn Gulden giebt —

Sie verbietet sich das. Sie läßt ihr Mädchen nicht beleidigen. Er soll lieber auf seinen Diener schauen; der sieht ihr eher aus, als ob er nächstens —

Aha, jetzt möchte sie streiten! Die Frauen sind doch alle gleich. Wenn sie sich im Unrecht fühlen, beginnen sie Zank.

Warum hat sie dann der Peppi nicht wenigstens einen anderen Namen angegeben?

Das ist wahr, das hätte sie eigentlich sollen.

Oder wenn sie es schon vergaß, warum hat sie ihm nichts gesagt? Sie konnten ja am Ende auch als Herr und Frau Schlicht hier wohnen.

Ja, das wär' auch gegangen.

Aber das schafft ihnen alles nicht das Telegramm. Sie muß es haben. Es ist offenbar wichtig. Umsonst telegraphiert die Peppi nicht. Es muß etwas sein. Vielleicht ist er schon zurück. Um Gottes Willen, sie wäre verloren! Sie muß es unbedingt wissen.

Wie kriegt man das Telegramm?

So etwas kann einem aber auch nur mit ihr passieren, weil sie ganz thöricht und unbesonnen ist!

Er ist eben andere Frauen gewöhnt. Die haben freilich Uebung und Geschick im Schlechten! Aber er darf von einer anständigen Frau nicht verlangen, daß sie alle Kniffe und Schliche der Cocotten kennt.

Von Kniffen und Schlichen ist gar nicht die Rede, aber man überlegt sich doch, was man thut. Dazu braucht

es keine Uebung und Erfahrung, sondern blos ein klein bischen ganz gemeinen Verstand.

Es handelt sich gar nicht mehr, was sie hätte thun sollen. Es handelt sich, was sie jetzt thun muß — um das Telegramm zu kriegen. Wenn er gar so weise ist, wird er ja leicht raten.

Das ist echt weiblich. Erst mutwillig in die Patsche hinein, aber dann muß natürlich der Mann her! Jetzt soll sie nur selber sehen, wie sie fertig wird — es ist ihre Schuld!

Sie weint. Oh, sie ist sehr unglücklich! Er ist abscheulich. Sie hätte es niemals gedacht. Jetzt erkennt sie ihn. Erst hat er sie betört und verführt und entehrt und jetzt läßt er sie im Elend und verhöhnt sie noch! Sie hätte es niemals geglaubt. Das ist der Mann, für den sie alles geopfert und sich verworfen und ihren Gatten verraten hat, der ja tausendmal besser ist und sie tausendmal mehr liebt — oh, der wäre nicht fähig, sie in der Not zu verlassen! Aber es geschieht ihr ganz Recht! Sie hat es nicht besser verdient! Warum ist sie so dumm? Wie konnte sie einem Manne glauben, der reine Liebe nicht vermag und überhaupt gar nicht weiß, was eine anständige Frau ist!

Er sagt nichts mehr. Was könnte er auch sagen? Es würde mit jedem Worte nur noch schlimmer. Er haßt die großen Szenen. Geduldig warten, bis sie wieder vernünftig wird, von selber. Sonst giebt es nichts. Und endlich ist es auch wirklich wichtiger, das Telegramm zu kriegen, als daß sie sich unnütz zanken. Sie müssen es

unbedingt haben. Sie müssen unbedingt wissen, was geschehen ist.

Aber wie? Aber wie? Er martert sich umsonst.

In Wien wäre es mit fünf Gulden an den Portier erledigt. Aber der Teufel traue so einem kleinstädtischen Gemüte! Am Ende hält man ihn noch für einen Defraudanten!

Es giebt, wie er prüft und sucht, ein einziges Mittel. Er muß auf die Bahn und von dort einen Boten schicken, der im Hotel für Frau Dora Schlicht, die hier ihre Reise unterbrechen wollte, aber sich anders besonnen hat und gleich mit dem nächsten Zug weiterfährt, nach etwa eingetroffenen Briefen fragt. Ja, das geht.

Er muß also auf die Bahn. Es ist ein bischen weit, eine gute halbe Stunde im Schnee, und nirgends ein Wagen. Er bringt Dora zuerst nach dem Hotel.

Nein, um Gottes Willen, nein! Eher sterben! Sie klammert sich an ihn und schluchzt und bettelt Er soll nicht böse sein. Er soll ihr verzeihen. Er soll sich erbarmen. Sie würde sich zu Tode fürchten. Sie würde immer glauben: er ist nur auf die Bahn, um heimlich abzureisen. Er darf sie jetzt nicht verlassen. Sie hat solche Angst. Am Ende ist Schlicht schon im Hotel. Die Peppi hat vielleicht doch —

Gut. So mag sie in dem kleinen Café so lange warten, an der Ecke des Marktes. Sie kann doch den weiten Weg nicht mit. Sie wird sich noch erkälten.

Sie jammert und fleht. Sie hat solche Angst. Er will sie jetzt verlassen. Sie fühlt deutlich, daß er heim=

lich fort will, mit dem nächsten Zuge. Dann steht sie allein vor der Wut und dem Zorne des Gatten. Oh, es ist sehr schlecht von ihm! Sie hört keine Vernunft. Sie ist ganz außer sich. Er giebt es auf.

Er schweigt. Am liebsten möchte er sie hauen. Das Heulen und Jammern ist ihm schrecklich. Wenn die Weiber wüßten, wie häßlich sie dabei werden! Aber er muß einen Skandal auf der Straße vermeiden. Und sie thut ihm auch wieder leid. Sie meint es ja nicht böse. Sie ist nur thöricht. Sie ist eben überhaupt ein Kind.

Sie gehen stumm durch die großen Flocken. Sie sehen kaum den Weg und der Wind bläst. Sie rutschen und gleiten. Endlich ist draußen ein Bote gefunden. Nun wird es eine Stunde dauern, bis er wieder kommt.

Sie warten in dem engen Salon erster Klasse. Draußen wirbelt der graue Schnee. Jäh kreischt eine Maschine. Es ist dumpf und heiß und ein schwerer ranziger Dunst von nassen Kotzen und geschmierten Stiefeln. Sie sitzt ängstlich in der Ecke, leidend und gekränkt. Er wandert und nagt an seiner Zigarre. Er giebt dem blöden Sessel einen Tritt, an den er stößt, so oft er sich wendet. Er flucht und ärgert sich. Er ärgert sich über den Stuhl und über den fetten, feuchten, stickigen Geruch und über alles: über die ganze alberne Geschichte, über sie und über sich selbst.

Es ist zu dumm. Nun haben sie endlich einmal einen Tag und es wäre so schön und da kommt wieder das! Als ob irgend ein neidischer Dämon einem keine gute Stunde gönnen möchte!

Und nur durch ihre Schuld allein! Ein bischen unbesonnen läßt man sich ja gefallen, aber alles hat doch seine Grenzen. Und wenn durch ihre Schuld dann alles verfahren und verthan ist, dann kann er sehen, wie er hilft!

Freilich, sie ist selber am meisten gestraft. Sie leidet mehr als er. Sie hat ja auch viel mehr zu verlieren. Es ist abscheulich, sie noch zu quälen. Später muß er es ihr schon sagen, natürlich, damit sie lernt und es nicht wieder geschieht. Aber jetzt will er sie trösten.

Er möchte ihr gerne ein gutes Wort geben. Nun ist es einmal geschehen; klagen nützt nichts mehr. Sie wollen sich wenigstens die paar Stunden, die sie noch haben, nicht verderben. Die Zeit vergeht auch besser, bis der Bote kommt. Er möchte ihr gern ein gutes Wort geben. Aber er bringt es nicht heraus. Er verträgt diese leidende und gekränkte Duldermiene nicht. Nun ist vielleicht noch er der Schuldige und soll am Ende noch um Verzeihung bitten! Das geht denn doch über den Spaß. Wenn sie trotzen will — bitte! Er wird sich deswegen nicht erschießen. Er braucht sie nicht.

Und plötzlich stößt seine ganze Wut, erwachsen und gesammelt, auf den Gatten. Natürlich, wenn der mit seinen großen Fäusten in ihr zartes Glück tappt — von ihm ist es nicht anders zu erwarten! Er haßt Schlicht.

Er haßt Schlicht. Er hat sich lange gewehrt. Aber es wächst jeden Tag.

Schlicht ist undankbar und schlecht. Er hat vor ihm geheuchelt und gelogen. Diese ganze Szene damals mit

der Sorge vor dem Gerede der Leute und der Bitte an seine Freundschaft war nichts als Komödie. Er weiß es jetzt. Er weiß es von Dora.

Schlicht ist eifersüchtig gewesen. Das war es. Er hatte Verdacht. Nicht, daß schon etwas geschehen wäre, aber daß es geschehen könnte. Er fürchtete um die Liebe Doras. Darum hat er ihn aus dem Hause geschafft. Darum hat er ihn bei ihr verlästert und mit der Wimböck verleumdet. Er weiß jetzt alles. Dora erzählt doch jedes Wort.

Er sieht jetzt deutlich alle Fäden des Planes: ihn erst aus dem Hause und dann, wenn er sich nicht verteidigen kann, aus ihrem Herzen zu lügen. Pfui! Das ist die berühmte Brüderschaft der Farben! Er ist empört. Er hätte es nie von Schlicht gedacht. Und das war das Ideal seiner Jugend. Er schämt sich. Und wie der prahlerische Geck sich heimlich freuen und seine Klugheit rühmen und ihn verlachen mag, der der biederen Maske glaubte! Er weiß ja nicht, daß es doch alles umsonst war. Ah, wenn er es ihm sagen könnte, alles, alles!

Endlich kommt der Bote. Er hat das Telegramm: „Gnädiger Herr telegraphiert, kommt erst morgen Mittag. Peppi.“ Und darum so viel Angst und Verzweiflung! Gott sei Dank!

Dora ist ganz närrisch und toll. Sie springt und tanzt und jauchzt. Nun haben sie noch einen Tag, noch eine Nacht!

Jan ist auch froh. Es hätte sehr peinlich werden können. Es ist noch gut abgelaufen. Und ein Tag mehr ist auch nicht zu verachten. Er hat es sich lange gewünscht. Nun können sie endlich auch wieder einmal behaglich plaudern — nicht immer blos mit der Uhr in der Hand.

Freilich, er wird dann morgen die ganze Nacht arbeiten müssen; er ist für die nächste Sitzung zum Worte gemeldet und hat noch gar nichts vorbereitet. Die letzte hat er nicht gerade besonders geschlafen und diese wird's wohl auch nicht viel werden. Es ist ein bischen stark — und er merkt doch allmählig schon, daß es langsam auf die vierzig geht.

Wenn er es gewußt hätte! Es war alles ohne Mühe einzuteilen, ganz bequem. Er mußte es nur wissen. Er mag überhaupt keine Überraschungen, auch angenehme nicht. Es ist nicht gut, wenn etwas unvermutet geschieht. Selbst unverhofftes Glück kann stören — oder wenn nicht gerade stören, aber es bringt leicht Verdruß und ist halt einmal nicht das Rechte. Na, jetzt läßt es sich nicht mehr ändern. Und wenn sie nur erst gegessen haben! Er hat Hunger.

Sie sitzen in dem engen, hellen Extrazimmer, ganz allein. Da hängt ein Haussegen, eine Schwarzwälderuhr, wo ein Kukuk die Stunden ruft, ein Diplom vom Welser-Volksfest, in schweren Schnörkeln feierlich verrahmt, ein Gruppenbild von Veteranen mit der Fahne und zwei alte fahle, von der Zeit gefleckte Schnitte aus der Gartenlaube: Des Kriegers Abschied und Auf der

Alm. Palmkätzchen stecken hinten, es spiegelt von Sauberkeit und man riecht in der dünnen wie verschossenen und entfärbten Luft das viele Waschen. Sonst könnte es ihn amüsieren. Aber das Essen ist ihm doch eine viel zu ernste und heilige Sache. Da versteht er keinen Spaß und er fühlt durch diese unwürdige Stätte seinen Hunger wie degradiert und entehrt. Er ist nicht verwöhnt, er schickt sich in alles, aber er will Stimmung, einen gewissen Styl. Eines muß zum anderen passen Wenn man schon mit einer kleinen Frau ist, dazu gehört ein behagliches und weiches Kabinet, in tiefen, satten, reifen Farben mild getönt, und ein wissentlich gestimmtes Diner, zuerst eine zärtliche Ouverture von Radieschen, Majonaise und Salaten, dann eine findige Wahl gesuchter Reize und ein neuer unvermuteter Effekt am Ende, der ausgesöhnt und groß verklingt, unter der Regie eines strengen Kenners und mit fügsamer Anmut servirt; und besonders möchte er eine Mocturtlesuppe: das wäre jetzt der rechte Ausdruck seiner Seele.

Dora ist in ihrem Element. Sie geht selbst in die Küche und hilft und rät und kostet und lobt. Sie findet alles vortrefflich. Sie ist bescheiden. Diese schwere bürgerliche, unverwürzte Kost, die sich nicht einmal die Mühe nimmt, den Magen ein bischen zu kitzeln und schmeichlerisch zu reizen, behagt ihr. Das rauhe Tuch, die groben Teller genieren sie nicht. Geschmack ist eben überhaupt nicht ihre starke Seite. Man merkt die Provinz. Er weiß, sie kann nichts dafür. Er verargt es ihr auch gar nicht. Man muß jeden nehmen, wie

er ist. Sie müßte nur auch ihn nehmen, wie er ist. Das wäre ein billiger Tausch. Aber das thut sie nicht. Sie hat kein Verständnis der Stimmungen, wie sie wechseln. Sie verlangt jetzt durchaus, weil sie lustig ist, daß er lustig sei. Sie will wissen, was er hat. Sie fragt ohne Ende, warum er nicht lustig ist.

Mein Gott, er ist ja ganz lustig.

Nein, es ist nicht das Rechte. Er müßte sich doch freuen, daß sie noch einen Tag haben.

Er freut sich ja.

Aber warum sagt er denn nichts und macht ein Gesicht wie ein Fisch?

Man kann doch nicht immer was sagen — und übrigens essen sie jetzt!

Nein, er ist traurig.

Er ist gar nicht traurig. Sie irrt sich.

Nun also vielleicht nicht gerade traurig, aber anders als sonst, sonderbar und still.

Dafür kann er nichts. Das sind so Stimmungen. Das läßt sich eben nicht zwingen. Wenn sie ihn quält, wird es gewiß nicht besser. Im Gegenteil!

Nun schweigt sie gekränkt. Das mag er schon gar nicht, wenn man neben ihm die Miene hängen läßt. Was will sie denn? Was ist denn geschehen? Was hat er denn schon wieder verbrochen?

O, nichts, gar nichts! Wenn er es nicht anders empfindet, hat er ja ganz Recht. Wenn er nicht von selber lustig und froh ist, soll er sich nur um Gottes Willen nicht zwingen! Sie hat es sich freilich anders

gedacht. Sie hat gemeint, daß es ihn glücklich machen würde, noch einen Tag mit ihr zu sein. Sie hat sich eingebildet, daß er gern mit ihr ist.

Das versteht sich doch von selbst.

Man merkt aber nichts.

Er kann es ihr doch nicht jede Stunde erklären!

Gestern hat er es gethan!

Gestern, gestern — aber das geht doch nicht alle Tage so weiter.

Das hat sie nicht gewußt, daß seine Liebe nur den ersten Tag hält.

Mit der Liebe hat das gar nichts zu thun. Aber man ist nicht immer gleich aufgelegt. Andere Frauen merken das und wissen sich in die Stimmung zu schicken.

Natürlich seine anderen Frauen! Die leben ja davon; es ist ihr Geschäft! Wenn er auch anständige Frauen kennen würde —

Er wird heftig. Seine ganze Wut gegen Schlicht bricht aus. „Lass' Dir doch von diesem Esel nicht solchen Blödsinn einreden! Es ist zu dumm!"

Sie duldet nicht, daß in diesem Tone von Schlicht gesprochen wird. Wenn sie ihn betrügen, ist das schon schlecht genug. Aber sie läßt ihn nicht beleidigen und verhöhnen.

Was kümmert sie das überhaupt, in welchem Tone er von Schlicht spricht?

Das wäre noch schöner.

Ja, wen liebt sie eigentlich? Ihn oder Schlicht?

Natürlich liebt sie ihn. Sonst wäre sie nicht hier.

. Wie kommt sie dann dazu, den andern zu verteidigen?

Sie ist doch schließlich seine Frau!

Er könnte sie erschlagen. Das ist es gerade! Ihm heuchelt sie Liebe vor und fühlt sich schließlich doch immer als die Frau von dem anderen.

Er weiß doch, wie sie ihn liebt!

Liebt! Liebt! So als Sonntagsliebe zum Vergnügen! Wie man auf einen Ball oder ins Theater geht. Weil es die Nerven amüsiert. Aber dem anderen gehört sie. Der andere ist der Ernst und Wert ihres Lebens. Er hat es tausend Mal gemerkt, an tausend Dingen! Das mit der dummen Stadtbahn geht ihr ans Herz; aber ob er Minister wird, ist ihr ganz gleich. Er gilt nur zur Belustigung ihrer Sinne; aber das wahre Gefühl, alles gute Menschliche an ihr gehört dem anderen. Er ist für sie nur eine angenehme Episode; der andere ist der feste Punkt und die Angel ihres Lebens. Er ist ihre Laune; der andere ist ihre Liebe.

Das versteht sie einfach nicht. Sie weiß gar nicht, was er will. Es ist ganz ungerecht und thöricht. Es hat gar keinen Sinn. Er sagt es auch blos, um sie zu quälen. Das macht ihm jetzt gerade Spaß. Er meint ja immer, daß er mit einer von seinen Kokotten zu thun hat!

Er verbietet sich das jetzt ein für allemal. Er will es nicht mehr hören. Sie hat kein Recht, Frauen zu schmähen, die um nichts schlechter sind, als sie!

Sie schluchzt. So etwas muß sie sich sagen lassen! So lohnt man einer anständigen Frau, die alles geopfert hat!

Das kriegt er nun allmählig gerade genug! Gar so weit her ist es mit ihrer Tugend schließlich auch nicht. Vor ihm könnte sie sich die Pose wirklich ersparen!

Nun läuft sie heulend fort.

Wenigstens hat er Ruhe. Wer weiß, was sie sich im Zorne noch alles gesagt hätten! Und die bösen Worte kleben; man kriegt sie nicht wieder weg.

Es ist fürchterlich dumm. Nun haben sie endlich zwei Tage für sich, mit soviel Angst und Sorge und Gefahr erkauft! Und da quälen und kränken und schmähen sie sich!

Er müßte gescheidter sein. Die Frauen bedenken es nicht. Er kennt sie doch. Es ist eine wie die andere. Dabei meinen sie es gar nicht schlimm: Sie hat ihn ja doch sehr lieb!

Es geht nicht, daß er sie allein läßt. Wer weiß, was sie treibt! Wenn sie gereizt ist, darf man ihr nicht trauen.

Er geht hinauf. Sie packt. Sie thut alle Sachen in die kleine Tasche. Hastig, als ob sie es schon versäumen würde. Und hastig bittet sie ihn, um die Rechnung zu läuten. Sie will zahlen. Es ist possierlich, wie prahlerisch sie ihre winzige Börse auf den Tisch legt.

Er sagt nichts. Er läutet nicht um die Rechnung. Er geht gelassen auf und ab und wartet.

Nun hat sie alles in die Tasche gestopft. Aber sie schließt nicht. Sie bringt sie nicht zu.

Er kommt geschäftig, wie ein Fremder — ob er vielleicht helfen darf?

Sie gewährt es gnädig.

Er richtet die Tasche, mit allerhand Mätzchen, wie ein beflissener Kommis. Sie muß lachen. Aber sie faßt sich gleich wieder und dankt vornehm.

„Darf ich sie vielleicht auch auf die Bahn tragen?"

„Nein, ich danke! Das wäre wirklich zu viel. Das kann ich ja garnicht verlangen."

„Oh, bitte, bitte — ist mir ein Vergnügen!"

„Nein, danke, danke — wirklich nicht!"

„Schaun's! Es kommt Ihnen viel billiger als mit dem Hausknecht! Kostet blos ein Busserl!"

„Oh! . . . Ist das hier üblich?"

„Ja, das ist hier üblich. Dummes Mausi!" Und sie küssen und sind versöhnt.

Sie waren doch sehr dumm. Er nimmt alle Schuld auf sich. Nein, sie hat alle Schuld. Fast zanken sie sich noch einmal, weil jedes das andere verteidigt und sich verdammt. Und sie zeigt, was er für ein schreckliches Gesicht geschnitten hat, als ob er sie fressen wollte. Und er spielt die gekränkte Würde nach, wie schmerzlich sie die Lider senkt und die Lippen verzieht. Ganz Maria Stuart.

Den anderen Morgen fährt sie mit dem ersten Zuge. Er bringt sie auf die Bahn. Dann muß er eine Stunde warten. Er ist verschlafen und matt. Er fühlt sich

recht verlassen. Er sehnt sich an ihre weiche Wange zurück. Er mag es garnicht denken, daß er nun wieder eine Woche, eine ganze, lange, unendliche Woche ohne sie leben soll. Es ist ihm, als könnte er es nicht einen Tag, nicht eine Stunde ertragen.

Eigentlich ist es doch auch sehr ungerecht. Sie lieben sich und dürfen nicht zusammen. Sie brauchen sich, es fehlt jedem ein Stück seines Selbst, sie sind wie verstümmelt, eines ohne das andere, und sollen sich doch nicht gehören. Aber der andere, den sie nicht mag, der garnicht zu ihr paßt und der von ihr, die ihm mit allen Wünschen und Begierden entfremdet ist, nicht einmal etwas hat, besitzt sie ungestraft. Das ist doch sehr ungerecht und wider die Natur . . . Er muß lachen, weil er schon ganz wie ein verliebter Gymnasiast denkt, aber es ist sehr schön. Er fühlt für diese kleine Frau doch mehr als je zuvor im Leben. Man glaubt das freilich immer. Aber dieses Mal ist es doch wirklich — reiner, tiefer, heiliger. Sie macht ihn gut. Sie ist so gut. Sie ist unendlich lieb und gut . . . Und langsam nickt er ein.

Dann im Coupé ist es abscheulich. Schwül und Dunst, die Heizung raucht und man kann doch das Fenster nicht lange öffnen. Er hätte auch draußen nicht schlafen sollen. Nun ist er doch nicht ordentlich wach und blos nervöse. Und er sieht vor sich lästige Arbeit, Verkehr mit albernen Menschen, die reden und fragen, einen öden, grauen Tag.

Sie ist jetzt schon in Wien. Zwei Stunden später

kommt Schlicht. Ja, der hat es gut. Der wird von ihr erwartet und kann bei ihr rasten. Es ist eigentlich ganz dumm, den betrogenen Gatten zu bedauern und den glücklichen Liebhaber zu beneiden. Der Gatte hat es entschieden viel besser. Er wird verhätschelt. Der Liebhaber muß es dann entgelten. Der Gatte ist der Tyrann. Der Liebhaber wird von ihm und von ihr tyrannisiert. Und dabei steht der Gatte immer als der edle und vollkommene da und der Liebhaber ist noch der schlechte Kerl — selbst in der Empfindung der Frau. Entschieden, wenn man ihn wählen ließe: er wäre lieber der betrogene Gatte.

Es wär' überhaupt gescheidter, er würde heiraten. Das ist ja doch, so immer unstät mit gehetzten Nerven, auf die Dauer kein Leben. Er verträgt diese Hast und Heimlichkeit nicht. Er möchte Ruhe, Ruhe!

Er hat Dora gern. Aber ewig kann es doch nicht dauern. Vielleicht, wenn er noch wie früher in das Haus käme — ja, damals hatten sie es bequem! Da hätte es vielleicht fünf, sechs Jahre gehalten. Aber diese ewige Hast und Angst mag er nicht. Dafür ist er nicht mehr jung genug. Seine Nerven langen nicht mehr.

Es wäre das Klügste, ein Ende zu machen. Das nächste Mal werden sie wieder streiten und wieder und jedes Mal heftiger und mit häßlicheren Worten. Er kennt das doch, wenn es einmal so weit ist. Sie haben sich gewiß ja immer noch lieb, aber die Gefahr und die Hast und alle diese widerlichen Sachen töten langsam das Gefühl. Wenn sie klug sind und sich trennen,

dann bleibt ihnen wenigstens die schöne Erinnerung ungetrübt.

Es wäre das Beste. Er denkt es oft. Aber dann hätte Schlicht ja gesiegt! Dann wäre es ja seinen widerlichen Künsten gelungen! Dann wäre er doch am Ende der Kluge, der ihre Liebe trennt! Nein, diesen Triumph soll der Prahler nicht haben!

Es ist eine böse Geschichte. Er fühlt es deutlich, wie ihr Glück verlischt. Es wäre das Beste, entschlossen zu enden. Aber das geht wieder nicht, weil er es dem Manne nicht gönnt. Dann wäre er ganz der Blamierte.

Er weiß keinen Rath. Es geht so nicht. Und es geht so nicht. Das Eine ertragen seine Nerven nicht länger. Das Andere duldet sein Stolz nicht. Ja, wenn es noch wie damals wäre, als er täglich in das Haus kam!

Soviel müßte sie doch endlich über den Gatten vermögen. Dahin müßte sie ihn doch zu kriegen wissen, daß er ihn wieder in das Haus läßt. Das kann doch keine solche Kunst sein.

Er wird ihr sagen: Sie soll ihm einmal ihre Liebe beweisen!

Die Fahrt will nicht enden. Der Zug schleicht träge. Und heute ist der Winter trüb und mürrisch.

Wenn er nur erst seine dumme Rede fertig hätte, für morgen. Der ganze politische Spaß freut ihn auch nicht mehr.

7.

Das große Ereignis ist geschehen. Schlicht hat gesiegt. Die Stadtbahn ist endlich beschlossene Sache. Die Wiener Zeitung hat das kaiserliche Schreiben gebracht. Ein besonderes Verkehrs-Amt, unabhängig von den anderen städtischen Behörden und in das das Reich, das Land und die Stadt als Curien Vertreter schicken, ist gebildet. Nur die Ernennung des Direktors steht noch aus, den die drei Curien zusammen wählen.

Schlicht fiebert. Nun ist er ganz nahe am Glück. Nun wird es sich entscheiden. Er hat keine Ruhe mehr. Den ganzen Tag hastet er atemlos durch die Stadt, rät mit Freunden, wirbt bei Gönnern, sucht Hilfe und kann nicht rasten.

Auch Dora wird nervöse. Für anderes hat sie kaum mehr Sinn. Sonst war es ihr gleich. Aber jetzt fühlt sie doch, daß es der große Moment ist. Jetzt gilt es, ob sie bescheidene kleine Leute bleiben oder in die Höhe kommen, wo dann alles möglich ist.

Abends halten sie täglich zusammen Rat. Er schätzt sonst ihren Verstand nicht besonders. Aber in praktischen Fragen hat sie einen ganz merkwürdigen Takt. Sie trifft instinktiv, von welcher Seite etwas anzufangen ist. Sie weiß, wenn er schon ganz verzweifelt, immer noch Hilfe. Sie ist freilich oft ein bischen unbedenklich

in der Wahl ihrer Mittel. Aber dann sagt er sich, daß sie eigentlich Recht hat, weil man sonst heute wirklich nichts erreicht; die anderen treiben es noch ärger; es wäre eine falsche Scham, die ihm schadete und niemandem nützte, und ein dummer Stolz, die üblichen Kniffe zu verschmähen. In diesen Dingen sind die Frauen viel gescheidter. Und er thut es ja nicht für sich, um persönlichen Gewinn; sondern seiner Sache muß er das Opfer bringen. Das hält ihn. Es geschieht für die Ehre und das Wohl der Stadt, des Landes und des Reiches. Da mag denn immerhin der Zweck einmal die Mittel heiligen.

Nun nähert sich die Entscheidung. Mit Mai sollen die Arbeiten beginnen und der neue Direktor braucht doch einige Zeit, bis er eingeführt und eingerichtet und alles in Ordnung ist. In diesen Tagen muß es sich entscheiden.

Wenn es nach Recht und Gebühr geht, kann ja gar kein Zweifel sein. Die Stelle gehört keinem anderen. Von ihm sind alle Pläne und alle Vorbereitung und Arbeit ist von ihm, durch fünf lange, schwere, mühsame Jahre. Ein anderer könnte es auch garnicht und würde blos alles verpfuschen. Es wäre ein schreiendes Unrecht an seiner Person und an seiner Sache. Aber man weiß ja, wie es in solchen Dingen geschieht, wie wenig Verdienst und Talent gilt, wie alles Protektion und Glück ist. Da denkt jeder nur an seine Neffen und Kameradschaft entscheidet. Er hätte es früher einleiten müssen. Er hat es im Eifer der Arbeit versäumt. Er hat nur

für die Sache gesorgt, nicht für sich. Und jetzt kommt vielleicht irgend ein junger Fant, der gar keine Ahnung, aber einen Onkel im Ministerium hat, und nimmt ihm alles weg. Es wäre ein Schlag, von dem er sich nicht wieder erholen könnte.

Dora erwartet ihn. Es ist gleich Mitternacht. Endlich hört sie seinen schweren, harten Tritt.

„Na? Also?“ fragt sie.

Er zuckt die Achseln. Er ist müde und verstimmt. Noch immer nichts Sicheres.

Es ist ja nicht seinetwegen; es handelt sich wirklich nicht um seine Wünsche und seinen Stolz. Er hätte am liebsten schon Ruhe. Aber er weiß, daß kein anderer das Werk durch alle Gefahren und Beschwerden zum Gedeihen leiten kann, wie die Wohlfahrt und der Ruhm der Stadt es braucht. Er darf nicht verzichten.

„Warst Du bei Wimböck?“

Ja; er war dort. Er hat den alten Hofzuckerbäcker gesprochen. Die Leute thun alles, was nur möglich ist. Die Stimme des Landes ist ihm gewiß. Aber am Ende entscheidet doch die Regierung, der Wunsch der Minister. Die Sache liegt jetzt so, daß von den fünfunddreißig Kandidaten ernstlich neben ihm nur Seidler zählt, der Sekretär der Galizischen Bahn. Aber der ist sehr gefährlich.

„Es ist zu dumm,“ sagt Dora. „Der Mensch kann doch nichts verstehen. Er ist nie aus seinem Bureau gekommen. Da weiß ich mehr vom technischen.“

„Aber er hat die richtigen Bekannten. Das ist es. Das entscheidet. Er hat überall am rechten Platze einen Freund, einen Gönner. Das versteht er meisterhaft. Er kann eigentlich garnichts. Er hat nichts Ordentliches gelernt. Aber er spielt Clavier, stellt lebende Bilder und hat den Sir Roger in Wien eingeführt; er macht Couplets, dichtet Pantomimen und ist für komische Chargen von allen Dilettantenbühnen sehr gesucht. Dann hat er die Verwaltung der Freikarten und also die ganze Presse in der Tasche. Und endlich steht er als Sekretär der Galizischen Bahn mit den Polen vortrefflich, weiß von jedem irgend eine Schweinerei, hat jedem irgend einen Dienst geleistet, — na und heut sind es einmal die Polen, die alles entscheiden.“

„Das ist freilich ein Pech,“ sagt Dora. „Gerade Polen kennen wir, glaub' ich, gar keinen. Wer wär' denn da?“

Er hält plötzlich mit einem Ruck, schlägt in die Hände, aber die Freude ist gleich wieder vorbei.

„Bludinski! Herr Gott! Daß ich das damals nicht bedacht habe!“

Nein, davon will sie durchaus nichts wissen. Alles hat seine Grenzen. Bludinski hat sich zu abscheulich benommen. Es giebt gar keine Entschuldigung. Das wäre freilich eigentlich kein Grund, ihn nicht zu benützen. Im Gegenteil. Es müßte nur geschickt eingefädelt werden. Aber er kommt ja nicht mehr. Dazu müßten sie ihn erst wieder im Hause haben, um es behutsam ein-

zuleiten und zu verfolgen. Nein, es geht nicht, weil er nicht mehr kommt.

„Das ließe sich vielleicht schon machen,“ meint Schlicht nachdenklich.

Ja dann! Dann hätte man die Polen und bei der Regierung setzt er ja alles durch und der Bürgermeister ist sein Schwager. Zwei Fliegen auf einen Schlag.

Schlicht hat einen Plan. Sie werden ein kleines Fest geben, zur Feier der Stadtbahn, ganz intim, nur die nächsten Freunde. Da will er zu ihm und er wird es schon machen, daß er kommt. Dann ist es ihre Sache, ihn zu gewinnen, daß er sich wieder öfter sehen läßt, und listig den rechten Moment für ihre Bitte zu finden.

Sie ist nicht sehr entzückt. Sie mag Bludinski nicht. Sie möchte ihn am liebsten nicht mehr sehen. Er hat sich damals zu abscheulich benommen. Sie kann mit ihm nicht höflich sein und schön thun. Nein, sie wird es einfach nicht können.

Und Schlicht muß lange betteln und schmeicheln, bis sie es doch zuletzt verspricht. Es rührt ihn, wie schwer es ihr wird. Aber sie ist ja seine gute, kleine Frau und überwindet sich für ihn, ihm zu Liebe.

8.

Dora schreibt an Bludinski. Die Sache ist geordnet. Er kann wieder in das Haus. Es wird alles wieder wie einst. Schlicht wird selber kommen und ihn bitten. Er soll es ihm nicht unnütz erschweren. Alles andere mündlich.

Es freut ihn unbändig. Jetzt ist er der Sieger. Er zieht im Triumph wieder ein. Er ist der Stärkere. Sie ist doch eine famose Hexe. Was sie will, geschieht. Und sie muß ihn doch sehr gern haben, daß sie dem Manne eine solche Blamage bereitet. Das war alles ganz dumm, was er sich eingeredet hat.

Er ist blos neugierig, was Schlicht eigentlich sagen wird. Er muß doch irgend einen Grund nennen. Er kann doch nicht auf einmal behaupten, daß es keinen Klatsch mehr giebt. Es mag ein schwerer Weg für ihn sein. Er thut ihm eigentlich leid. Er ist doch eigentlich, so wenig er seine täppische und patzige Weise mag, er ist im Grunde doch ein herzensguter Kerl.

Den nächsten Tag kommt Schlicht und hält ihm eine sehr schöne Rede. Er hat es sich anders überlegt. Er hält es einfach nicht mehr aus. Er schämt sich. Es ist doch ganz unwürdig und abscheulich, daß gemeiner Tratsch zwei Freunde trennen soll. Er kommt sich so unsäglich feige vor! Was fragt er nach der Meinung

der Leute? Was kümmert ihn die Verleumdung? Er ist immer gerade seinen Weg gegangen und hört nicht auf das Gerede der Menschen. Er kennt keinen Richter als das eigene Gewissen. Er verachtet jede Rücksicht auf die erbärmlichen Vorurteile der Menge. Er ist einen Moment schwach gewesen und hat gewankt. Aber jetzt hat er sich wieder gefunden und trotzt der Gemeinheit. Er erkennt sein Unrecht und bittet es ihm ab. Jan muß wieder in sein Haus. Sie wollen doch sehen, ob treue und beständige Freundschaft nicht mit dem hämischen Neide der kleinen Seelen fertig werden sollte.

Jan amüsiert sich sehr. Es ist köstlich, wie er doch für alles immer wieder eine pathetische Formel weiß. Solche Leute müssen eigentlich sehr glücklich sein.

Und nun wird es wieder wie einst! Aller Ekel und Verdruß ist weg. Sie ist doch ein liebes Geschöpf.

9.

Dora erzählt Jan die ganze Geschichte. Es ist ein Glück, daß es sich jetzt gerade um den Direktor handelt. Sonst wäre es nicht so einfach gegangen. Aber jetzt muß er auch schauen, daß Schlicht wirklich ernannt wird. Dann sind sie für alle Zukunft sicher und ungestört.

Jan ist betroffen. Das ändert die Sache. Dann ist er ja eigentlich gar nicht der Sieger. Dann ist vielmehr erst recht wieder Schlicht der Kluge, der den Vorteil hat. Das verdrießt ihn.

Für Schlicht stellt es sich so: Er hat Jan aus dem Hause geschafft und bei Dora verlästert und verleumdet, bis sie ihn wirklich nicht mehr mochte; und nachdem also jede Gefahr vorbei ist, ruft er ihn wieder zurück, weil er ihn jetzt brauchen kann.

Er entrüstet sich heftig. Er findet das abscheulich. Moralisch ist das gerade, als ob er seine Frau verkaufen würde. Aber er wird das nicht thun. Er giebt sich dazu nicht her.

Dora weiß gar nicht, was er hat. Sie begreift nicht. Die paar Besuche, die es ihn kostet, sind doch wirklich nicht der Rede wert.

Sie soll doch nur denken, was die Leute sagen werden. Für die Leute ist es einfach ein Geschäft. Er giebt Schlicht die Stellung und Schlicht giebt ihm dafür seine Frau.

Sie wird sehr böse. Das wäre eine große Gemeinheit von den Leuten. Sie liebt ihn doch nicht, weil er Schlicht zum Direktor macht, sondern er muß Schlicht zum Direktor machen, weil er sie liebt.

Ob sie denn nicht fühlt, wie erbärmlich Schlicht dabei erscheint.

Sie findet das gar nicht. Das ist doch keine Schande, wenn man es zu etwas bringen will. Jan muß es thun. Fünf Jahre haben sie für nichts anderes

gearbeitet und gelebt. Sie würde eine Enttäuschung nicht ertragen. Es wäre sehr schlecht und undankbar von Bludinski. Eine Frau, die ihm alles gegeben hat, darf schon auch einmal etwas für sich verlangen.

Sie verdreht den ganzen Streit. Von ihr ist doch gar nicht die Rede. Für sie thut er natürlich alles. Dazu braucht es erst keine Worte. Aber es handelt sich nicht um sie. Es handelt sich um Schlicht.

Wenn es sich um Schlicht handelt, handelt es sich um sie. Er ist doch nicht irgend ein Fremder. Man kann sie nicht trennen. Was ihm geschieht, geschieht auch ihr. Und gerade in dieser Sache noch ganz besonders.

Ah, das ist was anderes! Das hat er ja nicht gewußt. Wenn sie es so fühlt, dann natürlich! Wenn sie sich ihrem Gatten so nahe und verbunden fühlt —! Aber dann hat er ja überhaupt keine Ursache mehr, für sie etwas zu thun. Dann liebt sie doch Schlicht und ist für ihn eine fremde Dame, die ihn weiter nicht kümmert.

Das heißt nun gar nichts. Es ist ganz albern. Er hat doch Beweise genug, daß sie ihn liebt.

Ja, wie sie die Liebe eben versteht! Es ist immer die alte Geschichte. Er hat es ihr tausend Mal gesagt. Sie unterhält sich gern mit ihm und er reizt ihre Sinne und endlich ist sie auch ein bischen romantisch und verschmäht ein kleines Abenteuer nicht, so weit es ihre Zeit erlaubt und die häusliche Ordnung weiter nicht gestört wird. Aber ihr Gefühl gehört dem anderen. Mit allen guten Wünschen und Hoffnungen ist sie immer bei

ihm. Wie sie es einmal gesagt hat: Sie ist doch schließlich immer seine Frau.

Aber das ist doch einmal so. Sie kann es nicht ändern. Sie ist doch einmal seine Frau und was ihm Böses geschieht, geht immer zuletzt an ihr aus und wer ihr helfen will, muß ihm helfen. Das ist einmal so. Das ist bei verheirateten Leuten natürlich so. Da kann man nichts machen. Er weiß das ja auch. Er ist doch kein Kind. Er kennt die Welt. Er hat blos wieder eine von seinen Launen und möchte sie quälen. Aber dann soll sie an seine Liebe glauben! Und das erste Mal, da sie mit einem Wunsche, mit einer Bitte kommt und nun auch einmal er etwas für sie thun soll, da drückt er sich gleich. Er denkt es sich offenbar so, daß nur immer sie Opfer um Opfer bringen und er gelassen alles nehmen, nichts dafür geben soll. Das sind die Männer!

Er sagt nichts mehr. Es wäre doch vergeblich. Vernunft und Gründe helfen nicht. Es ist gescheidter erst nicht zu streiten. Am Ende geschicht doch, was sie will. Es bleibt ihm ja schließlich nichts anderes übrig.

Aber er denkt, daß man heiraten soll. Es ist das Einzige. Man wird betrogen — ja! Aber was macht denn das? Man gewinnt doch ein ewiges, unauslöschliches Gefühl, welches sie keinem anderen gewähren, weil die Liebe dem Weibe blos ein hübsches Vergnügen, aber die eheliche Gemeinschaft aller Sorgen allein sein wirklicher Ernst ist.

10.

Jan ist sehr verdrießlich.

Den ganzen Tag hetzt er durch die Stadt und muß höflich sein und schön thun — alles blos für diesen dummen Schlicht. Er hat es jetzt einmal versprochen und man weiß auch schon, daß er sich für ihn verwendet. Seine Ehre ist engagiert. Man soll nicht sagen dürfen, daß seine Empfehlung nicht wirkt. Es muß gelingen.

Wenn er dann endlich ganz atemlos und müde ist, dann darf er abends zur Erholung mit Schlicht und Dora den weiteren Plan beraten, was sonst noch etwa helfen könnte. Dora denkt gar nichts anderes mehr. Und Schlicht geht herum und prahlt, daß es ja blos für das Wohl und die Ehre der Stadt, des Landes und des Reiches geschieht. Recht angenehme Abende. Das ganze heißt dann Liebe.

Und wenn es seiner erfinderischen Geduld einmal gelingt, ein anderes Thema zu bringen, giebt es jetzt immer gleich Streit. Sie vertragen sich jetzt gar nicht mehr. Es ist in jedem eine heimliche Erbitterung gegen den anderen geblieben. Und man kann sich auch mit Schlicht überhaupt auf die Dauer nicht verhalten. Er hat die ältesten Meinungen der kleinen Bürger, verschollene Gemeinplätze und Schrullen, die lange abge-

than sind, aber er spielt damit den Revolutionär im Geiste, den Märtyrer neuer Ideen, den verwegenen Pionier der Zukunft.

Jan sieht immer mehr: es kommt viel weniger darauf an, die richtige Frau zu finden, die einem paßt, als vielmehr die Frau des richtigen Mannes, der einem paßt. Wenn man sich mit dem Manne versteht, geht alles. Aber von der schönsten, besten und nächsten Frau hat man nichts, wenn man mit der Weise des Mannes nicht stimmt.

Er ist sehr verdrießlich.

Und nun ist heute auch noch wieder einmal einer von den bösen Tagen, wo überhaupt alles schief geht.

Er denkt oft, woher es eigentlich kommen mag. Es klingt abergläubisch. Aber er läßt es sich nicht nehmen. Er hat es zu oft erfahren. Es giebt Zeiten, wo alles gelingt, und es giebt Zeiten, wo nichts gelingt; Zeiten, wo jede Dummheit zum Guten schlägt, und Zeiten, wo der beste Rat versagt; Zeiten, wo man unbedenklich alles wagen darf, und Zeiten, wo man sich lieber gleich niederlegen und alles verschlafen sollte.

Er kennt diese grauen Tage. Er ist es längst gewohnt. Er wundert sich nicht mehr. Er wehrt sich nicht mehr. Es ist doch umsonst. Er fügt sich in das Unvermeidliche und denkt blos: Aha, fängt wieder so eine Serie an! Wenn es eine Weile gut geht, wird er ängstlich: dann wird das Rad nächstens wieder gedreht und es kommt die schlechte Seite.

Dann ist alles verschworen. Gleich morgens fängt es an. Erwartete Briefe bleiben aus; unvermutete, ärgerliche kommen. Wenn er ohne Schirm ist, regnet es sicher. Die Leute, die er sucht, trifft er nicht, aber wo er blos die Karte lassen möchte, die sind daheim. Wenn er die Tramway nach Döbling braucht, giebt es alle anderen Wagen, nur gerade den gelben nicht. Keine Virginier hat Luft und wenn er zum Worte gemeldet ist, geht seine Rede gewiß in das Abendblatt und verloren.

Dagegen ist alles vergeblich. Er widersetzt sich nicht mehr. Er hat eher das Gefühl, sein Pech geflissentlich zu vermehren, damit das unerläßliche Maß früher voll werde.

Heute ist ein solcher Tag.

Er ist sechs Stunden lang in der Stadt herum und hat alle möglichen Leute verfehlt und am Ende nichts gerichtet. Nun kann er noch die Vorwürfe Doras hören. Und Schlicht geht gekränkt herum und spielt den verkannten Patrioten.

Es wird gleich wieder eine Szene geben. Jan fühlt es wie ein Gewitter, das kommt. Es hat gar keinen Sinn. Er möchte es vermeiden. Er will doch sehen, ob er nicht einen anderen Ton bringen kann. Er versucht allerhand Schnurren und Scherze.

Aber es ist umsonst. Schlicht bleibt beleidigt. Dora verzärtelt ihn, wie einen Kranken, stopft ihm die Pfeife, streichelt ihn, immer mit strengen, strafenden

Blicken auf Jan. Keinen Verbrecher könnte sie schlimmer behandeln. Es ist zu lächerlich.

Aber er wird sich schon rächen. Er wird ihm seine gelassene Würde schon vertreiben. Er weiß schon, was ihn ärgert. Er kennt seine Leute. Er weiß ganz genau, wo man ihn trifft.

Und er beginnt die neuesten Geschichten der Chronique scandaleuse, von durchgegangenen Frauen und betrogenen Gatten, immer mit dem Schlusse: Wie die Frauen eben einmal sind! Er weiß, daß es Schlicht nicht mag. Er wird ihn schon aus seiner Ruhe kitzeln.

Da ist besonders eine Geschichte von der Frau des Präsidenten Kleber. Das nervöse Persönchen hat sich in einen albernen Studenten vernarrt, der kaum die ersten Prüfungen hat. Nun bildet sich das störrische Köpfchen plötzlich ein, daß er Professor werden muß, außerordentlicher Professor an der Universität. Großer Skandal im ganzen Ministerium, wie der gehorsame Gatte es verlangt. Der Kultusminister will gehen, aber der Präsident giebt nicht nach. Und natürlich ernennen sie ihn zuletzt. Aber da empört sich die Universität. Der Senat protestiert. Die Studenten randalieren vor dem Hotel des Ministers. Das ist nun ein Fressen für die Opposition. Fünf Interpellationen sind angekündigt. Die Sitzung kann recht munter werden.

„Da hilft eben nichts: Der Mann muß gehen,“ sagt Schlicht entschieden.

Jan thut verwundert: „Das seh' ich nun gar nicht ein! Warum denn?“

„Er kann unmöglich im Amte bleiben. Es wäre eine Schmach für Oesterreich! Ein betrogener Gatte ist immer eine lächerliche Figur!“

„Dann müßte man aber zuerst ein Gesetz machen, daß Minister nicht heiraten dürfen. Das wäre ja zu erwägen.“

„Du redest von der Ehe wie der Blinde von der Farbe. Im Café mag das für sehr geistreich gelten. Aber wir sprechen hier doch im Ernste.“

„Ich meine es auch ganz ernst. Wer nicht betrogen sein will, soll nicht heiraten. Sonst giebt es keine Garantie.“

„Es giebt eine Garantie im Charakter des Mannes. Wer betrogen wird, verdient es nicht besser. Man muß nur die Augen offen und den Verstand beisammen halten.“

Jan glaubt eine leise Ironie zu hören. Er bildet sich ein, daß Schlicht an jenen ersten Besuch denkt. Es reizt ihn, daß Schlicht sich für den Klügern halten darf. „Augen offen und Verstand beisammen — das sagt ihr alle und es hat noch keinem geholfen. Wenn zufällig einer einmal verschont bleibt, ist es immer nur eine unverdiente Gunst. Ich behaupte: Welcher Mann es sei und welche Frau es sei und wie sie sich auch lieben mögen — wenn der Rechte kommt, der es versteht, nützt alles nichts.“

„Hast Du es schon probiert?“

„Tausend Mal.“

„Ja — bei Deiner Sorte von Frauen.“

„Alle Frauen sind gleich.“

„Die anständigen kennst Du eben nicht.“

„Darin sind sie alle gleich. Anständig ist auch nur so eine Redensart.“

„Jedenfalls sagt man so etwas nicht vor einer anständigen Frau.“

„Ich sage, was ich weiß.“

„Du müßtest doch vor Dora —“

„Ich muß garnichts.“

„Aber, lieber Freund, erlaube! Wenn Du von allen Frauen behauptest —“

„Von allen Frauen ohne Ausnahme!“

„Dann behauptest Du es auch von der meinen?“

„Natürlich! Genieren werd' ich mich!“

Schlicht springt auf: „Das ist einfach eine Gemeinheit!“

„Aber ich bitte Dich — blamier' Dich nicht! Du machst Dich ja blos lächerlich. Ich weiß es doch!“

Nun ist eine ängstliche Pause.

Dora sieht ungläubig, erstaunt, als hätte sie falsch gehört. Was soll denn das sein? Er wird doch nicht, er kann doch unmöglich —

Schlicht ist verstummt. Er sieht auf Bludinski und dann sieht er auf Dora und sieht wieder auf Bludinski. „Was denn, was denn?“ stammelt er endlich, wie einer, der angeredet wird und nicht recht verstanden hat.

Bludinski weiß gar nichts. Er kann das doch nicht gesagt haben! Was hat er denn auf einmal? Was fällt ihm denn ein? Aber es ist wie eine fremde Stimme aus ihm gekommen, über die er nichts vermag.

Da rafft sich Dora zuerst auf: „Solche Sachen . . . das gehört sich doch wirklich nicht, so etwas zu sagen."

Das löst den Bann. Bludinski ist plötzlich wieder besonnen und wach. „Sie haben Recht! Es war ganz dumm. Entschuldigen Sie!"

Schlicht erklärt: „Ich hab' ja gewiß nichts gegen einen guten Spaß, aber es muß doch eine gewisse Grenze geben."

Jan reicht ihm versöhnlich die Hand: „Sei nicht bös. Du kennst mich doch. Meine Nerven sind heut' nicht extra. Du kennst doch meine Zustände. Da ist es, als ob der Teufel aus mir reden möchte. Sprechen wir nicht mehr davon."

Sie atmen alle drei erleichtert auf.

11.

Bludinski ist fort. Dora geht schlafen. Schlicht will noch arbeiten.

Er könnte jetzt nicht schlafen. Aber er kann auch nicht arbeiten. Er wandert im Zimmer und sinnt und fragt und weiß keine Antwort und hat keinen Rat.

Was war das mit Jan? Wie kann er so etwas sagen? Hat sich das böse Gewissen verraten oder ist es wirklich wieder nur einer von seinen albernen Späßen?

Man kann doch so etwas nicht sagen, außer wenn man wirklich — aber dann sagt man es erst recht nicht, dann gewiß nicht. Hat man derlei je gehört? Nein, es ist vielmehr ohne Zweifel der beste Beweis — obwohl auf der anderen Seite wieder — denn wenn es nichts als eine Renomage ist, dann wäre es gar infam.

Es will genau besonnen und geprüft sein. Und natürlich ohne jede Rücksicht auf die Folgen überhaupt und gerade jetzt, wo er Bludinski braucht. Ohne jede Rücksicht.

Daß einer aus bloßer Lust am Streite gleich behaupten sollte — ohne irgend einen Grund —! Nur muß man freilich auch wieder an seine irren und verderbten Nerven denken. Aber man lügt doch nicht aus schwachen Nerven? Man verrät sich unbedacht — ja, wenn man seine kranken und zuchtlosen Nerven nimmt und wie er schon eine hysterische Natur ist, dann wäre es ganz klar, daß er sich einfach unbedacht verraten hätte.

Schlicht weiß, was er zu thun hat. Keinen Moment würde er zaudern. Seine Ehre über alles. Es mag hart sein, an der Schwelle des Glückes den liebsten Wünschen zu entsagen — denn natürlich: der Skandal einer Scheidung nähme die letzte Hoffnung. Bludinski würde und könnte sich nicht mehr für ihn verwenden und er würde ja dann auch die Stelle um keinen Preis von ihm —. Aber das fragt er nicht. Es gilt seine Ehre und jeder andere Gedanke schweigt.

Nur — er muß es doch zuerst gelassen prüfen. Er darf nicht blindlings einem vielleicht doch trügerischen

Schein vertrauen. Es will kalt und klug erwogen und bedacht sein.

Und eigentlich, wenn er sich die Natur Bludinski's recht überlegt, ist es sehr unwahrscheinlich. Bludinski ist nicht der Mann, eine anständige Frau zu verführen. Nicht als ob er vielleicht Bedenken hätte; moralisch taugt er nichts. Aber das verlangt eine gewisse Kraft, eine geduldige Mühe, eine Ausdauer im Bösen, die seinen fahrigen, unsteten Nerven versagt sind. Sie folgen kurzen, vergänglichen, atemlosen Drängen und ihre Leidenschaft von heute ist morgen lange vergessen. Leichteren Damen, die schon warten und sich der ersten Begierde ergeben, mag es gefährlich sein; wahrhafter Tugend, die sich verteidigt, geschieht nichts.

Er sieht ja jetzt eben wieder, wie Bludinski ist, in der Sache seiner Ernennung. Erst gleich mit ganzer Seele dabei; alles wollte er thun. Aber wenn man ihn nicht täglich drängen und stupfen würde, wüßte er längst nichts mehr. Es hält bei ihm nichts über die Nacht. Er braucht immer einen, der ihn treibt. Er braucht eine Bestimmung von außen. Es fehlt die eigene Führung. Nein, wer selber wie eine Frau ist, wird keiner Frau gefährlich.

Er ist schon ganz müde von dem ewigen Auf und Ab im Zimmer. Und nun soll er erst noch an seine Arbeit. Daß es auch gerade jetzt passieren mußte! Gerade jetzt paßt es ihm garnicht. Er hat den Kopf von tausend Dingen voll.

Aber von Dora ist es undenkbar. Er weiß doch,

wie sie ihn liebt und mit allen Gedanken und Gefühlen an ihm hängt und überhaupt nur für ihn, durch ihn, von ihm lebt. Freilich, sie ist so thöricht und schwach, sie ist ein Kind und es könnte schon — gerade weil sie sich in ihrer Liebe so sicher und geschützt fühlt, könnte vielleicht ein kluger, bedächtiger und beharrlicher Verführer — aber wo ist denn Jan bedächtig und klug und wo hätte denn Jan die Geduld!

Nein, es ist, wie er ihn kennt und wie er sie kennt, je mehr er ihre Naturen bedenkt und vergleicht, es ist ganz einfach nicht möglich. Er schämt sich, daß er es nur eine Minute glauben mochte. Er darf es ihr garnicht sagen; es würde sie kränken.

Und dann noch etwas — das ist doch der beste Beweis: er hätte es längst gemerkt! Er hätte es gleich gemerkt! Er hätte es ganz gewiß gemerkt! Wenn das Unglaubliche, Undenkbare, Unmögliche geschehen wäre, daß sie einem Taumel der Sinne erlag — er hätte es noch am selben Tage gewußt! Sie kann sich vor ihm nicht verstellen. Er kennt ihr Gemüt bis in die letzten heimlichsten Falten. Er liest jede flüchtige Stimmung von ihrer Stirne. Und sie wäre Tage, Wochen, Monate neben ihm gewesen, mit dieser entsetzlichen Schuld auf dem Herzen, und er hätte nichts gemerkt? Er kann überhaupt nicht denken, wie das einem anständigen Manne passieren sollte. Das müssen ganz blinde und verliebte Thoren sein, die allen klaren Sinn verloren haben. Er prüft doch täglich seine Frau und wacht. Er weiß, was in ihr geschieht. Er leitet sie.

Es giebt ein sehr einfaches Mittel: er wird sie fragen. Ihr Blick, ihre Stimme kann ihm nicht lügen. Und dann weiß er es wenigstens und quält sich nicht mehr.

Sie liegt schon. Wie sie ihn hört, dreht sie sich im Bette und lächelt. Das ist schön, daß er die dumme Arbeit endlich fertig hat.

„Ich bin noch nicht ganz fertig, sondern es fällt mir bloß ein — wir haben noch etwas zu besprechen."

Sie wendet sich ganz, schiebt ein bischen den Polster hinauf, stützt sich, zieht die Decke und hört.

„Nämlich wegen Bludinski. Was war da eigentlich?"

Sie sieht erstaunt. „Was denn? Was soll denn gewesen sein?"

Es wird ihm mühsam. Aber er muß. Und endlich würgt er es heraus: „Ob Du was mit ihm gehabt hast? Sonst kann er doch sowas nicht sagen!"

Sie schrillt jäh auf: „Poldi!" Und indem sie sich zur Wand wirft: „Und das hast Du von Deiner Frau geglaubt!" Und unaufhaltsam stürzen die Thränen.

Er möchte auch weinen, weinen vor Rührung und vor Lust. Nun ist der häßliche, wilde Bann gebrochen. Nun atmet er wieder frei. Das ist die Stimme der Natur. Das ist Blick und Ton der Unschuld.

Er möchte weinen. Sie thut ihm unsäglich leid. Er war so roh! Er wollte garnicht. Er meinte es gar nicht so. Er hat es ja selbst nicht geglaubt, keinen Moment.

Und er beugt sich über sie und tröstet sie und fleht.

Sie sagt kein Wort und schluchzt nur leise. Sie thut ihm unsäglich leid.

Aber jetzt ist ja alles vorüber. Sie wollen garnicht mehr daran denken. Sie soll ihm nur verzeihen.

Nein, sie wird es niemals vergessen. So etwas, so etwas von ihr zu glauben! Als ob sie das nächste Mädchen von der Straße wäre!

Er schämt sich sehr. Es war abscheulich von ihm. Aber eigentlich ist es doch gut. Wenigstens sind alle Zweifel weg. Er kann wieder ruhig arbeiten. Er kann wieder ruhig an sein Werk. Er kann ganz ruhig Direktor werden und hat keinen Grund, aber wirklich gar keinen Grund, Jans Hilfe zu verschmähen.

12.

Kludinski kommt den anderen Tag und entschuldigt sich. Er weiß gar nicht, was mit ihm eigentlich war. Es sind seine Nerven. Er kann nichts dafür. Er ist selber am meisten zu bedauern. Und zwischen alten Freunden muß man manches tragen.

Schlicht beruhigt ihn. Er soll sich doch keine Skrupel machen. Er kennt seine närrischen Launen. Und was wichtiger ist, er kennt seine Frau. Es war nicht gerade sehr schicklich, aber es soll sie weiter nicht stören.

Dora ist nicht so leicht versöhnt. Sie hat sich sehr geärgert. Aber endlich kommt doch alles wieder in Ordnung.

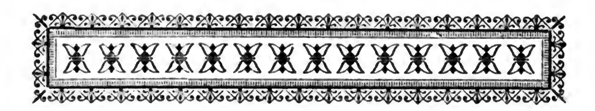
Die nächste Woche bringt die Wiener Zeitung die Ernennung Schlichts zum Generaldirektor des Verkehrs-Amtes.

Jan hat keine rechte Freude mehr. Er kommt ungehindert alle Tage. Er hat es jetzt sehr bequem. Aber es ist ein bischen fade. Er verträgt doch die Ruhe auf die Dauer nicht. Es war schöner, als sie sich in Gefahr und Angst heimlich zu einander stehlen mußten. Das hatte doch wenigstens einen gewissen romantischen Schimmer. Jetzt ist es ganz platt und bürgerlich.

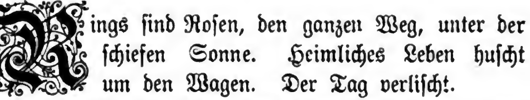
Aber mit einer Anderen wäre wieder irgend was anderes. Es ist niemals so, wie man es möchte. Man mag es niemals so, wie es ist.



Die Schneiderin.



1.



Rings sind Rosen, den ganzen Weg, unter der schiefen Sonne. Heimliches Leben huscht um den Wagen. Der Tag verlischt.

Der Minister ist sehr vergnügt. Er hat auch guten Grund. Die russischen Zucker laufen vortrefflich; Maggie erwartet ihn; und der unvermutete Sieg in der Kammer — alles geht famos.

Mit fünfzig Stimmen — er hätte es nicht gedacht, aufrichtig gesagt. Die Stimmung war flau. Wenn sich die Polen nicht im letzten Moment besannen —! Er weiß noch immer nicht warum. Die ganze Politik ist doch die reine Lotterie.

Nun hat er endlich wieder Ruhe. Es ist auch höchste Zeit. Er braucht es. Man kriegt das satt. Man wird nervöse. Es ist kein Spaß, eine Woche zu wackeln. Man wird ganz schwindlig und seekrank. Die Blätter hatten die Nekrologe schon bereit. Man nannte schon seinen Nachfolger. Man wußte schon, daß er als Landespräsident in die Bukowina geschickt werden sollte —

ausgesucht die Bukowina auch noch! Und das ging die ganze Woche so, unabänderlich, Tag für Tag. Gott sei Dank, daß es vorbei ist.

Nicht als ob er vielleicht — nein, wahrhaftig nicht! Er klammert sich nicht an den Posten. Warum denn auch? Als ob es nicht viel schöner wäre, unbekümmert, ohne Sorge, frei zu reisen, heute hier, morgen dort, mit Maggie allein! Er darf gar nicht daran denken. Sonst geht er noch heute. Er möchte es lange. Er hat es ihnen oft genug gesagt. Er wiederholt es bei jeder Gelegenheit. Sie wissen, daß es keine Phrase ist. Aber er möchte gehen, nicht fallen. Das ist ein kleiner Unterschied. Aus eigenem Entschlusse, nicht unter dem Zwange der Feinde. Weil es ihm nicht mehr paßt, nicht weil er ihnen nicht paßt. Darum fürchtete er diese Niederlage. Darum hat er sich wie ein gereizter Eber gewehrt. Darum ist er jetzt sehr froh. Und die jungen Rosen dazu, weiße und gelbe, schüchtern und spröde, in halben Tönen, die noch nicht wagen; und rings die erste Frische der neuen Natur; und Maggie wartet! Ah, es ist Alles sehr gut. Und er streckt sich behaglich und trinkt den Frühling und spinnt Glück.

Maggie hat ganz Recht. Es ist die schönste Zeit. Schade um jede Stunde, die man versäumt — und im Juni fängt dann auch schon die zuwidere Nachbarschaft an, der wienerische Lärm und Trubel. Sie hat ganz Recht. Nur hätte es deswegen keine solche Szene gebraucht — auf einmal Hals über Kopf, bevor die Villa irgendwie fertig war, und keine Dienerschaft und keine

Möbel, die Böden aufgerissen, und ohne Tapeten, da auf einmal: Ich ziehe morgen hinaus! Es geht nicht? Es muß gehen! Alles geht, was ich will. Du wirst es schon sehen! . . . Das kann man sich doch nicht gefallen lassen.

So ist es immer mit ihr. Sie hat immer Recht. Was sie will — dagegen läßt sich garnichts sagen. Nur — er verträgt ihren Ton nicht. Sie kann ihn doch fragen und bitten. Sie ist doch endlich seine Maitresse. Aber sie thut wie eine Herzogin. Das will sie, das befiehlt sie und alle müssen gehorchen. Es ist ungeschickt und beleidigend. Er wird es ihr schon noch abgewöhnen. Er will ihr ja wahrhaftig nichts versagen. Er möchte nur darum gebeten sein. Sie soll nur anerkennen, daß er doch thun kann, was er will; dann wird er gerne thun, was sie will. Sie schadet sich selber. Daß die Weiber das nicht begreifen!

Vielleicht liegt es auch in der Race. Sie kann am Ende nichts dafür. Diese Amerikanerinnen sind anders. Was wir für das eigentlich Weibliche nehmen, fehlt ihnen, die sanfte, geduldige Ergebung. Sie haben immer gleich den Revolver in jedem Blicke, in jedem Worte. Sie sind vielleicht gar nicht so herrisch und gewaltsam, wie wir sie empfinden. Sie wissen nur nicht zu dienen. Dafür sind sie auch wieder nicht zimperlich. Sie sind weniger Damen und weniger Magd. Sie fühlen sich dem Manne gleich. Sie lieben anders. Die unterwürfige Treue unserer Frauen, den hypnotischen Gehorsam der Liebe kennen sie nicht. Sie be-

halten in der Liebe ihre Natur. Sie verlieren den eigenen Willen nicht. Sie lieben wie der Mann. Vielleicht ist das gerade ihr Reiz. Nur, auf die Dauer, und gar vor den Leuten — man kommt um alle Autorität. Höchstens ein Tenor verträgt es. Es ist nicht die richtige Liebe — was sie auch sagen mögen! Ein Weib, das noch einen eigenen Wunsch und seinen Willen hat, liebt nicht. Und wenn das wirklich, wie sie versichern, bei dieser Race immer so ist, dann kann die ganze Race eben überhaupt nicht lieben. Darum sehen sie so gut aus. Vielleicht ist auch die viele Hydrotherapie schuld. Das kalte Wasser ersäuft die Liebe. Die Spanierin wäscht sich gar nicht. Sie sind überhaupt keine Frauen. Sie sind Melusinen, Wasserhexen, Fische.

Vielleicht erklärt gerade das seine Leidenschaft für das seltsame, tolle, gelassene Mädchen. Vielleicht liebt er sie blos, weil sie nicht lieben kann. Sonst wäre es vielleicht längst wieder aus.

Es sollte schon längst wieder aus sein. Es dauert jetzt über ein Jahr. Und es ist jetzt heftiger als je. Er hätte es nicht für möglich gehalten. Einem anderen würde er es nicht glauben. Er ist doch kein Neuling im Leben und in der Liebe. Er hat sein Glück redlich genützt, oben und unten, in allen Ländern, zu langen Leidenschaften und rapiden Launen. Er hat lange gemeint, daß für ihn Alles erschöpft, nichts mehr übrig, nichts mehr zu genießen wäre. Und nun ist er vor dem wilden und ruhigen Kinde wie ein blöder Gymnasiast!

Er weiß nicht, wie es kam. Ganz leise, unmerklich

ist es geschehen. Es war nicht der berühmte Blitz. Er dachte erst gar nicht, daß es Liebe werden könnte. Sie gefiel ihm. Er freute sich an der hellen und geraden Schönheit ihres Leibes, ihres Geistes. Er plauderte gern mit ihr. Er hörte gern die tiefe Fülle ihrer Stimme. Er sah gern in das strenge Rätsel ihres Blickes. Aber es war vielmehr Lust und Begierde des Kopfes. Seine Sinne schwiegen. Seine Nerven wünschten sie; und wenn er dann auch ihren Leib verlangte, so wurde es, um ihre Seele besser zu gewinnen. Er warb, um ihre Natur zu erwerben. Es würde zwischen ihnen sonst immer was Fremdes, Unverständliches bleiben. Der Taumel, die Leidenschaft, die Wut der Sinne sollte das letzte Geheimniß aus ihrem Grunde treiben und seinem Willen, seiner Laune geben. Sonst verfolgte sie ihn und ließ ihn nicht, wie eine Frage, wie eine Rechnung, wie eine ungelöste Dissonanz. Um sich ihrer zu entledigen, mußte er sie besitzen. So ist es gekommen. Er erinnert sich ganz deutlich. Es ist ja noch immer so.

Der Wagen hält. Es ist Niemand da. Kein Mensch. Die Läden der Villa zu, bis auf das Fenster unten rechts. Das Thor versperrt. Keine Antwort. Er hat ihr doch geschrieben, daß er kommt. Es ist später geworden, als er meinte. Sie mußte ihn schon vor einer Stunde erwarten. Im Garten keine Spur. Stumm wie ein Märchen. Die Rosen nicken im Traume. Er kann nicht in das Haus. Und kein Diener. Sonderbar. Aber er kennt sie doch! Irgend eine plötzliche Idee — man hat ihr vom Schönbrunner Park erzählt

oder vielleicht ist irgend wo in Weidlingau ein Fest. Er wird sich deshalb nicht die Laune verderben. Sie wird schon kommen. Er wird geduldig warten. Er schickt den Wagen in's Dorf.

Es ist schön im Garten, feierlich und froh. Das junge Grün kneift lüstern die winzigen Augen, wie ein schlimmer Bub, der gleich was anstellen wird. Verwegen tänzerisch möchte es sich regen gegen den großen, heiligen Frieden. Er horcht erstaunt und alles ist still, ganz stille. Aber er fühlt es doch, als hörte er rings die Säfte rieseln.

Es wird ihm frei und heiter. Was wohl die Rosen fragen, ob das Ministerium fällt! Und er summt leise seinen alten Horaz. Ja, fern von Geschäften, unbekümmert um den Streit der Menschen, in der guten Natur — da wäre das Glück. Ueber Blumen und Bäume gebieten, die dankbar und edel sind — und fern von den Menschen und mit ihr allein!

Er wird immer sentimental, wenn er sie erwartet. Es ist seltsam. Sie hat ihn ganz verwechselt und vertauscht. Sonst, die Anderen klagten und hießen ihn frivol, spöttisch, ohne Gemüt; er befand sich dabei viel besser. Jetzt auf einmal ist er der reine Brackenburg. Brackenburg, der zahlt und alles hat, was er will, und immer nur desto brackenburgischer wird!

Eigentlich darf er sich freuen. Es zeigt, wie jung er noch fühlt. Er ist nicht blasiert. Er hat alle Kraft und Leidenschaft bewahrt. Er empfindet jetzt tiefer, schöner, reiner, als er mit zwanzig Jahren em-

pfand. Er ist wieder Jüngling, aber mit einem Stolz, mit einer Freude, mit einem Mut, welche dem Jünglinge fehlen. Er schämt sich der blauen Romantik nicht, er wehrt und verheimlicht sich nicht, er giebt sich ihr mit Lust und Eifer. Er will auch einmal die große Leidenschaft kosten, einmal im Leben, von der er ungläubig so wunderliche Botschaft gehört.

Es ist, wenn er es recht bedenkt, es ist ganz thöricht. Er sagt es sich immer, daß es ganz thöricht ist. Aber es nützt nichts. Er kann es nicht verstehen. Aber er wird es nicht los.

Was hat denn dieses Weib? Es muß doch irgend etwas an ihr sein, ein geheimer Zauber, den keine andere vermag. Sonst — woher sonst dieses ungekannte, nicht ersättliche Gefühl? Warum ist es diesmal ganz anders, gegen jede Regel? Er kennt doch die ewige Geschichte: Man begehrt, man hat und dann ist es wieder aus. Woher also auf einmal diese unverstandene, unverständliche Begierde, die der Besitz nicht erlöst? Er kann es nicht finden. Weil sie schön ist? Er hatte schönere. Weil es eine fremde, neue Schönheit ist, welche die Sinne und Nerven exotisch reizt? Aber jetzt doch nicht mehr fremd und jetzt doch nicht mehr neu — es dauert bald ein Jahr, daß er sie hat.

Ja — es wird jetzt bald ein Jahr. Er hat sie. Sie ist sein. Ganz sein. Was will er denn noch?

Da ist das Rätsel. Das hält ihn. Er hat sie, aber er fühlt sie nicht. Es bleibt ein zäher Rest von unerfüllten Wünschen. Sie versagt ihm keine Bitte,

keine Laune; er darf sich nicht beklagen. Aber er möchte mehr. Er weiß nicht was. Er kann es nicht nennen. Er sinnt oft lange und sucht und fragt und horcht und findet es nicht. Er hat, was er wünscht, aber er fühlt es nicht. Er fühlt sich noch immer wie vor dem Besitze. Er fühlt sich nicht satt. Das müßte doch ein anderes Gefühl sein. Das war doch, wenn er sich erinnert, das war doch sonst ein anderes Gefühl. Was mag nur diesmal fehlen? Er fühlt es, als hätte er sie genommen, aber sie hätte sich nicht gegeben.

Vielleicht . . . vielleicht, weil sie eine Natur ist, eine eigene, entschiedene und unbändige Natur. Das hat er am Weibe nicht gekannt. Die Anderen sind nur Fleisch und Sinne. Wer ihren Leib zwingt, hat Alles. Sie werden vom Leibe bestimmt und geführt.

Aber vielleicht — vielleicht ist es doch auch ihre Schönheit. Es gibt schönere. Mag sein. Aber keine hat diesen reinen, edlen, unirdischen Styl von Schönheit, wie die Vision eines freien, der Sinne entbundenen, in sich verklärten Geistes. Er weiß ein Bild der Laura Johnson, von Bezin. Das sieht er immer wieder. So ist sie: Von eben dieser herben, spröden Strenge, daß sie eher einem verkleideten Knaben gleicht, von eben dieser gelassenen Würde, die kein wilder Trieb verwirrt, von eben dieser unveräußerlichen, im Blute seßhaften Keuschheit. Sie wird nur desto jungfräulicher aus jeder Umarmung.

Hier ist ihr Reiz, ihr Wunder, ihre Kraft. Worte fassen es nicht. Man muß es stumm verehren. Nur

freilich manchmal —! Manchmal sieht er einen Studenten auf der Straße, einen Studenten oder Kommis mit seinem Mädchen; das Mädchen ist dürftig und gering; aber wie sie sich demütig schmiegt und in jedem Blicke, jedem Schritte sein Geschöpf und seine Sache ist — ob der nicht vielmehr das wahre Glück hat, wenn es einem auch bald sehr fade würde?

Einem Weibe den Willen nehmen und seinen eigenen geben — vielleicht ist hier allein das Glück. Das Käthchen von Heilbronn liebt. Die Andern betrügen sich alle nur selbst. Das ist keine Liebe. Das ist kein Glück.

Sie müßte immer fühlen, was er fühlt. Wenn man einen Wunsch erst sagen soll, das ist schon nicht mehr das Rechte. Sie müßte von selber dasselbe wünschen. So hat er Andere gehabt. Sie kann es nicht. Er hat gemeint, daß sie ihn heut erwarten wird und sie ist unbekümmert fort. Darf das Liebe heißen? Das ist keine Liebe. Er sollte von ihr lassen, wenn er schon sieht, daß sie nicht lieben kann.

Und er sollte wenigstens nicht immer an sie denken! Da sind Rosen. Da ist Frühling. Und sein Sieg in der Kammer. Was quält er sich da mit ihr und brütet und sucht?

Es dunkelt. Es wird kalt. Und er hat Hunger.

Da raschelt es im Garten. Das Thor geht. Er wendet sich. Aber es ist nicht Maggie. Er kennt das spitze, winzige Ding nicht. Sie nähert sich scheu, zögert, knixt linkisch, entschuldigt sich und fragt nach Maggie;

sie ist auf vier bestellt, zur Probe, mit dem neuen Kleid und jetzt wird es gleich neun — sie war schon dreimal da. Wenn sie wenigstens das Packet hier lassen dürfte! Es ist so schwer.

Das Packet mag sie lassen und soll in einer halben Stunde wieder kommen; ihre Gesellschaft kann er nicht brauchen; das fehlte ihm noch! Er schnauzt sie heftig zusammen. Er weiß selber gar nicht, warum er so grob ist.

„Küss' die Hand, Excellenz!" und die Kleine trippelt flink davon.

Er ärgert sich jetzt, daß er so grob war. Aber endlich reißt einem einmal die Geduld. Das ist wieder echt Maggie. Die Leute auf vier bestellen und dann können sie bis Mitternacht warten. Rücksicht kennt sie nicht. Nur was ihr gerade Spaß macht! Um sie dreht sich die Welt. Er kann warten. Er kann sich ja einstweilen mit der Schneiderin unterhalten, traulich auf und ab im Garten.

Die Leute sind aber auch selber Schuld. Warum lassen sie sich so behandeln? Was wartet die Gans von vier bis zehn? Er würde es ihr schon zeigen. Wenn man es sich nicht gefallen ließe, würde sie bald anders. Aber die Leute haben alle keine Würde, keine Ehre. Sie verdienen es gar nicht besser. Sie fühlen sich selber nur als Menschen zweiter Klasse. Aber dann möchte das Freiheit und alle möglichen Rechte verlangen. Es würde eine schöne Wirtschaft. Er wird den Herren Demokraten

nächstens wieder einmal seine Meinung sagen, aber gehörig!

Eigentlich war das Ding gar nicht übel. Er liebt diese scharfen, spitzen, eckigen Gestalten. Wie eine Grisette das Boutet. Und hübsche Augen hat sie, munter und vertraulich, ganz winzige braune Sterne, die funkeln. Nur so geduckt und ängstlich in der Haltung, wie ein Hund, der zu viel geprügelt wird. Sie ist sehr nett und zierlich gekleidet, aber unter dem modischen Jaquet hat sie so kümmerliche, arme, fadenscheinige Geberden.

Ein Wagen rollt. Man hält vor dem Thore. Und er hört das tiefe, satte, herrische Lachen Maggies.

Seltsam — wenn er sie kommen sieht, hat er unvermeidlich jedesmal das nämliche Bild. Er sieht die Treppe der großen Oper mit der langen, langen Reihe begehrlicher Huldigung, durch welche sie gelassen, unberührt, wie eine Königin schreitet. So geht sie immer, als ginge sie im Triumphe zwischen Höflingen ihrer Schönheit.

2.

Maggie ist sehr lustig. Es war wunderschön. Sie kommen von Weidlingau. Lo ist dort. Seit gestern. Weißt, die kleine schwarze vom Grafen Dürck, mit dem Froschmaul! Sie wohnt famos — alles japa-

nisch, reizend. Nichts zu sagen, das Mädl hat Geschmack. Aber sie soll doch noch springen vor Neid — bis nur erst hier alles fertig ist. Jetzt freilich —!

Jetzt ist noch alles drunter und drüber, greulich. Es dauert noch eine Woche. Da kann man nichts machen. Aber dann — aber dann! Er wird schauen. Sie ändert alles: Tapeten, Möbel und oben ein großer Saal gebrochen, durch den ganzen Stock, für Feste. Jetzt ist es freilich etwas unbequem: Der Lärm der Arbeiter und der Geruch der frischen Farbe und sie hat dieses einzige Zimmer, wo sie empfängt, schläft und ißt — alles. Was thut's? In einer Woche ist's vorbei. Sie bringt auch einmal ein Opfer.

Er ärgert sich. So ist sie immer, unverbesserlich. Immer von diesem naiven, selbstverständlichen Egoismus, der es überhaupt gar nicht merkt. Es fällt ihr nicht ein, daß sie sich entschuldigen müßte. Es fällt ihr nicht ein, daß sie ihn warten ließ, fast eine Stunde. Es fällt ihr nicht ein, was anderes zu denken, als an die eigene Laune. Sie weiß garnicht, daß außer ihr noch jemand auf der Welt sein könnte. Das wird sie niemals verstehen. Alle Mühe ist umsonst. Er hat es oft genug versucht. Sie erstaunt, thut sehr verwundert und begreift ihn überhaupt gar nicht, was er eigentlich will. Was ist denn nur geschehen? Schadet es ihm, wenn sie spazieren fährt? Darf sie nicht einmal mehr eine Freundin besuchen? Es ist höchste Zeit, es ihr gründlich zu erklären. Aber er wird sich jetzt nicht die Stimmung verderben. Er kennt sie. Es ist nicht leicht,

sie zu überzeugen. Es ist kein Vergnügen, ihr zu widersprechen. Es ist unnütz, mit ihr zu streiten. Da hilft kein Argument. Sie giebt nicht nach. Sie muß immer Recht behalten. Und sie hat dann, wenn er sie reizt, eine zänkische, gemeine Härte, die er lieber vermeidet. Wozu auch? Er wird sie nicht mehr erziehen. Und sie ist schön, wie eine seltene, wilde und erdachte Blume und er trinkt gern die sanften, tiefen Töne des new mown hay, der um sie wie eine scheue, weiche Serenade lullend buhlt.

Nein, er wird sich nicht selber mutwillig die Stimmung verderben, vor dem Essen. Er kann sich zwingen. Er ist ein Virtuose der Freude. Vielleicht nächstens einmal — es hat Zeit. Er merkt es sich schon. Er wird es nicht vergessen. Heute will er genießen, genießen. Es stimmt alles: der Sieg in der Kammer und nach der schlimmen Woche von Hast und Zwist wieder bei ihr und rings die jungen Rosen. Er wird sich hüten, es zu stören. So dumm ist er nicht; er versteht die Technik des Glückes und alle Kniffe seiner Regie.

Es ist freilich heut eine harte Probe; er braucht eine gute Geduld. Der Durcheinander, in dem engen Gemach, von Koffern und Kleidern und Wäsche und Flaschen und Tabak, man kann sich nirgends setzen und es riecht nach Spiritus. Die Dienerschaft hat sie gestern entlassen, alle mit einander. Es war ein großer Skandal. Lauter Banditen und Mörder und Idioten. Sie wird schon andere kriegen. Sie hat schon nach Wien

geschrieben. Einstweilen thut das Fräulein alles. Er mag das Fräulein nicht, mit der morschen, versunkenen, grauen Miene und den leeren Augen. Er liebt klare Verhältnisse. Aber heut wird sie als Schwester und morgen als Magd behandelt, jetzt speist sie mit dem Minister, dann putzt sie die Schuhe und gelegentlich kriegt sie Hiebe. Sie ist wie eine Katze, unhörbar, sanft und glatt, aber man vergißt nicht, daß sie auch einmal die Krallen zeigen könnte. Eine ungemütliche Person. Und sie spricht die st getrennt: S-tiege, S-tiefel. Er sagt ihr immer, daß sie einen Tiroler heiraten müßte.

Er braucht eine gute Geduld. Der Durcheinander und nun zieht sie sich erst um und er muß helfen und hat Hunger und möchte Ruhe. Das Fräulein holt das Essen aus dem Dorfe und wie sie kommt, hat sie den Wein vergessen und es giebt blos zwei Teller. Das Service ist oben und oben ist versperrt und die Arbeiter haben den Schlüssel. Maggie amüsiert es sehr. Er findet die ländliche Poesie ziemlich mäßig. Und sie müßte doch wenigstens seine Stimmung merken und achten. Sie soll nicht lachen, wenn es ihn verdrießt. Aber sie hat keinen Takt, sie hat kein Gefühl. Schlecht erzogen. Es müßte ihr peinlich sein, nicht weil es ihr peinlich ist, sondern weil es ihm vielleicht peinlich sein könnte. Dazu sind die Frauen doch schließlich da. Sonst hat die Liebe keinen Sinn. Aber sie wird es niemals verstehen. Immer die gleiche Geschichte. Vielleicht wäre es klüger, ihr einmal unverhohlen seine Meinung

zu sagen. Wenn er den Zorn gewaltsam zwingt und verschluckt, wird er erst recht ärgerlich und mürrisch. Aber er will sich heut die Laune nicht verderben. Und nun wird ja auch endlich gegessen, Gott sei Dank. Das ist das Beste. Er hat Hunger.

Es klopft. Die Schneiderin ist wieder da. Sie haben eben kaum angefangen. Ah, endlich! Die ganze Woche wartet Maggie schon.

Da kommt's ihr hoffentlich auf eine halbe Stunde mehr nicht an. Sonst wird der Braten kalt. Warm ist er eigentlich so nicht. Und er möchte endlich Ruhe. Ruhig und behaglich sitzen und plaudern.

Nein, das geht nicht. Das mag sie nicht. Es wäre ungemütlich. Sie hat keine Geduld. Erst muß sie das Kleid sehen; es dauert höchstens zwei Minuten!

Er kann sich die zwei Minuten ungefähr denken. Er kennt das. Er will nur nicht erst wieder streiten; es nützt ja doch nichts. Gut — soll sie das Kleid probieren! Er ißt weiter.

Ja, aber — die anderen Zimmer sind zu, die Arbeiter haben den Schlüssel und sie kann sich vor ihm doch nicht ausziehen! Was soll die Person denn denken? Er muß einen Moment in den Garten; es dauert höchstens zwei Minuten.

Er will sich heut die Laune nicht verderben. Und sie giebt ja doch nicht nach. Sie würde blos für den ganzen Abend verstimmt. Und wenigstens sieht er nicht, wie das arme Ding mißhandelt wird. Er hat noch von neulich genug, als sie das Mieder versuchte. Das

ist fürchterlich. Es würde ihm nur erst den Appetit verderben. Im Garten blühen die Rosen. Und es dauert höchstens zwei Minuten.

Es ist finster im Garten. Er kennt die Wege nicht und muß mühsam tasten. Sehr dumm, daß die Arbeiter den Schlüssel haben. Sie denkt doch auch an gar nichts — und an ihn denkt sie nie. Die zärtliche Sorge der Liebe kennt sie nicht. Sie liebt eben nicht. Die verdammte Race kann überhaupt nicht lieben. Er hat tausend Beweise. Es ist ganz albern, sich erst noch mit ihr zu quälen. Zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen. Wenn sie nur nicht von dieser unglaublichen Schönheit wäre! Aber wie sie jetzt wieder neben der Schneiderin, die doch ganz nett und zierlich ist — sie hat, es läßt sich kaum sagen: Sie hat einen heiteren Adel an sich, der gar nicht von menschlicher Abkunft scheint, etwas außer der Erde und über der Erde, wie das Leuchten einer freien Seele. Das sind dumme, impotente Worte. Aber so irgendwie fühlt er es. Als ob ihr Leib ein feiner Schleier wäre, durch den sich köstliche Heimlichkeiten verraten, die sonst versagt sind.

Es ist entschieden sehr unbequem, im Finstern zu tappen. Er rennt an die Bäume. Die Rosen ritzen. Und ihre zwei Minuten — aber das konnte er sich ja denken. Was ist das für eine Idee, den Arbeitern den Schlüssel zu lassen? Und da fällt ihm plötzlich ein: Wo wird er denn eigentlich schlafen? Das ist hübsch! Die anderen Zimmer sind zu. Sie haben nur dieses — Maggie im Bett, das Fräulein auf dem Sopha. Also das geht

doch unmöglich. Man kann das Fräulein auch nicht gut in's Dorf schicken, über die Nacht. Was sollen die Leute sagen? Er muß immerhin eine gewisse Rücksicht auf seine Stellung nehmen. Die anderen Zimmer sind zu. Er weiß keinen Rat. Er wird am Ende selber in's Dorf müssen. Ah, danke ergebenst! Aber . . . es wird kaum etwas Anderes übrig bleiben. Er ist sehr wild. Da steht sein Haus, drei Stöcke hoch, aus seinem Gelde erbaut — und er kann in der Bauernschänke sich vom groben Linnen kratzen und von Flöhen zwicken lassen! Es geht schon wirklich nichts über die Weiber! Aber lieber fährt er noch heute zurück.

Es ist unangenehm, jeden Schritt an einen Baum zu rennen. Er giebt es auf. Er wird vor dem Hause warten, unter dem Fenster. Da ist wenigstens ein schwacher Schein. Gar so lange kann es ja nicht mehr dauern.

Er will eine Zigarette. Es ist thöricht. Es wird ihm dann nicht mehr schmecken. Aber sonst hält er es nicht aus. Er kann nicht so stehen. Er ist schon ganz nervöse.

Er findet das Etui nicht mit den Zigaretten. Es wird im Paletot sein. Ja, er erinnert sich. Er wird rufen. Sie können es durch's Fenster werfen.

Sie hören ihn nicht gleich. Es ist ein großer Lärm. Maggie schreit und wütet. Er muß dreimal rufen. Dann giebt sie es ihm. Aber sie ist sehr ungehalten: „Das fehlt gerade noch, daß Du auch noch anfängst — Du

hast doch auch gar keine Rücksicht!“ Das Fenster klirrt. Und er hört sie wieder schreien und wüten.

Es wäre beinahe gescheidter, wieder an die Bäume zu rennen. Hier ist es ganz unleidlich. Er mag ihren Ton mit Untergebenen nicht. Sie kann ohne Aufwand von Geschrei und Lärm nicht befehlen. Darum gehorcht ihr Niemand. Sie verdirbt die besten Diener. Ruhige Herrschaft vermag sie nicht. Sie behandelt einen als ebenbürtig oder sie behandelt ihn als Neger und meistens behandelt sie Alle als Beides zugleich. Höflich Distanz bewahren, hat sie nicht gelernt. Ob das auch amerikanisch ist? Aber dann prahlen sie mit ihrer Freiheit.

Er horcht. Er will es nicht. Aber es zwingt ihn. Seltsam, die beiden Stimmen zu hören, ein wunderliches Konzert. Maggie gewaltig und groß, wie die schwarze Flut einer brausenden Orgel; und mit den rauhen englischen Flüchen, die rütteln. Und daneben der dünne, erbärmliche, schmächtige Faden der Anderen — mein Gott, sie thut Einem leid!

Nein, er hält es nicht aus. Lieber rennt er wieder an die Bäume. Er tappt behutsam. Am Ende des Weges, ganz unten, ist eine Bank. Da hört er nichts mehr. Da setzt er sich. Da will er warten. Sie würde ihm sonst ganz verleidet. Er fühlt, daß es höchste Zeit ist, nicht mehr an sie zu denken.

Merkwürdig, wie feindlich, fast gehässig er plötzlich ihre bewunderte Stimme empfindet. Es hat eigentlich gar keinen Grund. Er liebt doch sonst die tiefen, vollen, satten Laute. Sie sind sehr schön. Gewiß, aber —

nur — ja, wie ist das eigentlich, was er fühlt? Schönheit kann Einen auch nervöse machen, zu viel Schönheit. Es ist mehr, als er verträgt. Sie macht ihn neuestens nervöse. Wie Manche den Tumult des Meeres nicht leiden, der gewiß schön und herrlich ist. Oder wenn Einer immer das Pedal tritt. So. Er hat eben elende Nerven. Es ist seine Schuld. Sie kann nichts dafür. Er langt für ihre Größe nicht. Sie ist ihm zu stark, zu laut, zu heftig. Das verstört, betäubt und lähmt ihn. Er ist wie eine gehetzte Henne. Er möchte Ruhe, Ruhe, nur um Gottes Willen Ruhe. Aufatmen und sich verschnaufen. Von sanften, kleinen, behaglichen Tönen geschaukelt — wenn sie auch weniger schön sind, aber weich, gut, wienerisch.

Und schließlich — es hat vielleicht noch einen tieferen Grund, einen mehr moralischen Grund. Er kennt keine gescheidtere Frau; ja er kennt überhaupt keine reichere Natur, so gewaltig und so fein, gebieterisch über viele Kräfte und doch für die heimlichste Note empfänglich. Aber was nutzt alle Größe und Fülle, wenn die gemeine Güte fehlt? Tausendmal hat er ihren Geist, ihren Willen, alle Wunder ihrer Natur verwünscht. Es kommt gar nicht so sehr darauf an, daß der Mensch groß und besonders ist. Gut und herzlich soll er sein. Er möchte lieber: Wir wären nicht so gescheidt und wären besser. In den Kleinen, welche milde und, weil sie sich unwerth fühlen, zu Eifer und Mühe bereit sind, da gründet die Sicherheit der Staaten und das Glück.

Der Abend ist sanft und weich. Es wird ihm sehr

friedlich und stille. Alle Wünsche gleiten vom Gemüte. Das ist so thöricht — Ringen und Begehren. Man stellt sich alles immer viel schöner vor. Aber dann ist alles am Ende auch wieder nichts. Er möchte ruhen, recht einsam, keinen Willen dürfte er neben sich fühlen, kein fremdes Leben, sondern rings den stummen Gehorsam treuer Geschöpfe — und träumen. Horchen, was die Blätter rauschen. Mit dem Winde spielen. Die Rosen atmen. Er ist müde.

3.

Nun sind sie endlich fertig. Es knistert im Kiese. Das schmale Ding kommt, von der Treppe her, ratlos zwischen den Beeten. Es ist ein Streif von hellem Dunste hinter ihrem Schatten. Er sieht sie hastig, scheu und zage gleiten; sie möchte eilen und hat Angst; und wie sie springt und wieder hält und zaudert — man könnte meinen: Ein loser Ast im Winde. Sie läuft, taumelt, weicht, in Zacken. Und plötzlich ein jäher, leiser Schrei, als sie, blind vorwärts, die Bank streift und ihn stößt. Er fängt sie. Sie zittert vor Schreck. Und er hört das karge Glöckchen ihrer dünnen, flehentlichen Stimme, wie sie bittet, weil sie wahrhaftig nichts dafür kann — es ist so finster und sie kennt sich

nicht aus. Sie darf den letzten Zug nicht versäumen und da soll eine Thür im Zaune sein, da erspart man über den Bach ein großes Stück, hat das Fräulein gesagt. Wenn sie blos ein Zündhölzel hätte! Aber die Miß war so böse, daß sie sich nicht traute.

Und vom Fenster her, kurz und herrisch, Maggie: „Wir sind schon fertig. Du kannst kommen."

Er steht auf und nimmt die Kleine. Er wird sie führen.

Sie ist ganz entsetzt. Das wär' wirklich zu viel! Sie findet jetzt schon allein. Sie will sich lösen. Aber er läßt sie nicht. Ihre Angst freut ihn.

„Fürchten Sie sich nicht! Ich thue Ihnen ja nichts!"

„Es is nicht wegen dem — aber wer weiß, ob's der Gnädigen recht wär'!"

„Es wird ihr schon recht sein."

Und er läßt ihren Arm nicht und führt sie. Es ist ihr offenbar nicht sehr gemütlich. Sie hütet sich, ihn zu streifen. Wenn sie strauchelt, biegt sie geschwind noch nach der anderen Seite; er hat Mühe, sie zu fassen. Er fühlt den leisen Schauer des ängstlichen Leibes und es wird eine seltsame Mischung in ihm: Mitleidige Rührung und wie ein väterlicher Stolz. Es ist angenehm, der Starke zu sein.

Ganz fein und zierlich ist das Figürchen geschnitzt. Wie eine kleine Puppe aus sächsischem Porzellan. Und sie würde geduldig auf der Etagere stehen und nicht mucksen.

Sie gehen stumm und rasch. Endlich ist die Thür gefunden. Da pfeift drüben der Zug. Zu spät! Oh! Der nächste geht erst um fünf. Es bleibt ihr nichts übrig als: sie muß nach Weidlingau. Da hält noch der Courier. Freilich hat er keine dritte Klasse.

Er weiß besseren Rat. Er bringt sie ins Dorf und sie fährt mit seinem Wagen. Er braucht ihn nicht. Er kann morgen früh mit der Bahn. Er fragt sie gar nicht. Er bestimmt es.

Sie gehen jetzt auf der Straße. Da ist es bequem. Immer eben fort und man sieht. Sie wird vertraulicher und erzählt. Er hört neugierig. Das ist ein Stück Leben und Welt, von dem er nichts weiß. Man reist durch Europa und kennt die Heimat nicht. Er fragt sie eifrig aus: Ueber die Löhne und über die Preise und wie sie sich das eigentlich weiter denkt, für später. Ihr kluger und gelassener Sinn, gerade auf die Dinge los, ohne sich mit Wünschen zu verwirren, gefällt ihm: Das ist so und das ist so und wenn man freilich manchmal möchte, daß es anders wäre, es nützt nichts, es ist einmal so. Sie sagt keine Klage. Wenn man fleißig ist, geht es schon. Natürlich, wer nicht arbeiten will — aber die soll halt ein anderesmal als Fürstin auf die Welt kommen. Er versteht ihre Geduld nicht. Was sie erzählt, ist eigentlich schauerlich. Aber sie findet es ganz in der Ordnung. Es reizt ihn, ob sie sich nicht verstellt. Er schmäht den geringen Verdienst und hetzt; ein Sozialist von Beruf könnte es nicht besser. Er muß selber heimlich lachen. Aber es wirkt

nicht. Sie hat immer die gleiche Antwort: Das ist einmal so und ein armes Mädl soll zufrieden sein, wenn sie überhaupt eine Arbeit kriegt; es laufen genug herum.

Sie ist in der Maison Sperner. Im Ganzen sind fünf. Die Anderen für die leichteren Sachen; die Louise und sie für die Schauspielerinnen und was dann sogar in den Zeitungen beschrieben steht. Sie wird nach dem Stück gezahlt.

„Was verdienen Sie an der Toilette?"

„Das ist verschieden, je nachdem —"

„Zum Beispiel an der von der Miß — heute?"

„Oh, da wird sie schon fünfunddreißig, vierzig Gulden rechnen."

„Was kostet denn das Kleid?"

„Dreihundert Gulden vielleicht, denk' ich."

„Die kriegt die Sperner?"

„Ja."

„Und Ihnen giebt sie vierzig?"

„Ja."

„Warum sind Sie so dumm?"

„Was denn, wie denn?"

„Sie faulenzt und steckt das Geld ein; aber Sie schinden sich und haben nichts!"

„Aber das Geschäft gehört doch ihr!"

„Warum fangen Sie nicht selber eines an?"

Sie hat es auch schon probiert. Wie ihre Tante gestorben ist. Da hat sie tausend Gulden geerbt und ist weg. Die Kunden mögen sie gern und eine Menge

sind mit. Aber es war bald wieder aus. Es geht nicht. Da braucht man sehr viel, sehr viel Geld. Nämlich, die meisten bleiben schuldig, gerade die reichen Leute, oft fünf, sechs Jahre. Mahnen darf man nicht, sonst sind sie beleidigt. Aber sie kann die Miethe nicht schuldig bleiben und ihre Arbeiterinnen warten auch nicht. Oft kriegt man's überhaupt nicht bar, sondern Schmuck, Teppiche, Bilder, was den Damen so geschenkt wird. Das muß man alles verstehen und seine guten Quellen wissen, wo man es ohne Verlust verkaufen kann. Sonst geht man schrecklich ein. Sie ist froh, daß es vorbei ist. Nie wieder.

„Bis Sie heiraten!"

Heiraten? Mein Gott! Sie muß lachen. Wer nimmt denn heutzutage ein Mädl ohne Geld? Und man ist doch auch einmal einen gewissen, feineren Ton gewöhnt, wenn man so viel in noble Häuser kommt. Einen Hausknecht mag man nicht.

„Also warum schauen Sie sich dann nicht wenigstens um einen ordentlichen Liebhaber um? . . . Wenn's mit'm Heiraten doch nichts ist!" Er erschrickt selbst, wie heftig und brutal er es sagt. Aber er ist wild. Er findet die Welt sehr ungerecht. Die es nicht verdienen, sind glücklich. Und die Geduldigen und Guten gerade leiden. Er wird es ja nicht ändern. Es ist immer so gewesen. Die großen Pläne von gütigen Phantasten helfen nichts. Aber im Einzelnen und Kleinen müßte man nützen und raten. Da wäre viel Verdienst und Dank zu holen. Aber er möchte zuerst eine Bitte,

eine Klage von ihr hören; er möchte sie empört, entrüstet sehen. Dann käme er recht als Tröster und Erlöser.

Liebhaber? Das stellt man sich auch leichter vor. Es wäre freilich schön. Aber man trifft es nicht alle Tage. Sie hat es versucht. Die gewissen Lebemänner, da muß man in's Theater und dann noch die halbe Nacht beim Ronacher und im Orpheum herum — das verträgt sich mit der Arbeit nicht; sie nehmen einen aus dem Geschäft, man gewöhnt sich das liederliche Leben an und dann sitzt man da. Und von einem Studenten hat man wieder nichts; dem kann man höchstens noch die Wäsch' zahlen. Ja, wenn eine das Glück hat und findet einen soliden Herrn, was Besseres, Kaufmann oder Beamten, der einen wirklich gern hat und so vielleicht mit fünfzig Gulden monatlich — und es läßt sich auch ein vernünftiges Wort mit ihm reden! Das wär' freilich schön!

„Nehmen Sie mich! Ich bin ziemlich solide!“ Er wundert sich, wer das eigentlich aus ihm spricht. Es ist ganz unbewußt. Aber es zwingt ihn.

„Jesses, Sie möchten sich schön bedanken!“ Es verdrießt ihn, daß sie es garnicht ernst nimmt. Wenn er nun einmal diese Laune hat? Kann er nicht thun, was er will! Es wäre nicht das Dümmste. Er wird doch sehen!

„Warum denn?“

„Da muß eine schon vom Anfang an ganz anders hergerichtet sein, sonst paßt es sich nicht.“

„Probieren wir's doch! Das kostet ja nichts.“

„Ich glaub', ich möcht' mich garnicht trauen!"

Er nimmt sie plötzlich und zieht sie an sich und küßt sie.

„Nicht! Schauens — nicht! Morgen thut's Ihnen selber leid! Was hat denn das für einen Zweck?"

Sie löst sich langsam von ihm, bange und bestürzt. Er läßt sie und sinnt. Er weiß gar nicht, wie ihm ist. Vielleicht wäre das endlich das Glück. Wie ein Wunder in das Leben eines Wesens treten und seine Sonne sein. Was ist er Maggie? Sie hat Andere gehabt, ebenso reich, ebenso vornehm, vor ihm, und sie wird Andere haben, nach ihm, ebenso reich, ebenso vornehm: Er ist nur einer in der Reihe, eine Episode. Aber hier wäre er das große Ereignis. Hier wäre er wie der Prinz, von dem die jungen Mädchen träumen, und wäre ihr Märchen.

Sie stehen nachdenklich eine Weile. Dann gehen sie stumm. Und er ruft den Wagen.

Nein, er kann sie nicht lassen. Er kann jetzt nicht zu Maggie. Er würde es nicht ertragen. Ob es Liebe ist? Es ist wohl blos eine Laune. Aber warum soll er sich eine Laune versagen? Aus Rücksicht für Maggie? Für Maggie, die keine Rücksicht kennt? Sie würde sich an seiner Stelle nicht einen Moment besinnen. Sie soll nur einmal sehen, wie das ist! Er hat sie verwöhnt. Sie soll nicht meinen, daß er gar so sicher ist. Die Welt dreht sich nicht immer um sie. Und was kann sie thun? Was wird sie thun? Er ist sehr neugierig. Da wird es sich erst zeigen, ob sie ihn liebt.

Ihr ganzer Charakter wird sich erst zeigen. Es ist eine gute Probe. Er hätte es längst versuchen müssen. Vielleicht, wenn sie sieht, daß es auch noch Andere giebt, vielleicht ist ihr das eine ganz nützliche Lehre. Und jedenfalls: das Mädchen amüsiert ihn und sie hat ihn geärgert. Das entscheidet schließlich.

Es ist eingespannt. Warum hat sie ihn warten lassen? Warum bestellt sie die Leute auf fünf und kommt erst um neun? Warum läßt sie den Arbeitern den Schlüssel? Warum hat sie mit dem armen Mäd'l so geschrien? Warum ärgert sie ihn immer? Sie soll einmal die Folgen sehen! Seine Schuld ist es nicht. Endlich sind sie auch nicht verheiratet. Er kann thun, was er will. Wenn ihn ein Abenteuer reizt, das geht sie garnichts an. Wenn's ihr nicht paßt, soll sie's sagen. Und wo will er denn in der Villa schlafen? Sie hat ja keinen Platz für ihn. Und er ist wirklich neugierig, wie sie es nehmen wird.

Er steigt in den Wagen zur Schneiderin und sie fahren.



Jeanette.





1.

Paul ist sehr wild, wieder einmal. Er grüßt gar nicht erst, sondern gleich mit ungestümer Wut über sie her. Er hat es satt.

Aber auf Jeanette wirkt es wenig. Sie bleibt ganz unbekümmert auf der Chaiselongue. Sie regt sich nicht auf. Sie hat keine Angst. Das geht vorüber. Es wird schon wieder gut. Sie kennt das. Man muß ihn nur ein bischen toben lassen Höchstens, daß es ein paar Stühle kostet. Dafür ist er ja auch der schöne Paul.

Er hat den Namen nicht umsonst. Er ist wirklich schön: Von jener geschmeidigen, launischen, veränderlichen Schönheit der Polen, welche die Frauen und diese Damen besonders reizt. Etwas vom Tenor, etwas vom Croupier, zwischen Hochstapler und Künstler, man weiß nicht recht — verbotene Wünsche weckend. Einer, von dem man gern gequält sein möchte. Frech, von oben herab, herrisch, aber mehr wie ein verzogener Knabe, der doch auch wieder unsäglich süß werden könnte.

Jeanette hat ihn lieb. Man langweilt sich wenigstens

nie. Entweder Jubel oder Wut. Immer im Taumel. Es giebt keine Pausen. Und Alle gucken verliebt nach ihm; wenn er sie von der Probe holt, das ist immer ein schreckliches Geriß um ihn. Einen fescheren hat keine. Schade, daß er nichts verdient, aber schon rein gar nichts. Er wäre sonst der ideale Geliebte. Aber da hat er kein Glück. Er ist der Reihe nach alles Mögliche gewesen. Reisender, Impresario, Agent. Nirgends hält er aus. Er verkracht immer. Was kann sie thun? Irgend einen Haken hat's halt schon mit Jedem.

Sie liegt noch immer ganz still und rührt sich nicht. Er soll nur schimpfen und schreien. Es wird ihm schon der Atem vergehen. Dann braucht sie blos ein bischen zu lachen und Alles ist wieder gut. Sie kann warten. Sie hält einen großen Strauß und manchmal greift sie den schweren Rosen mitten in's Gesicht und streichelt sie. Sehr hübsch und zierlich, mit dem gewissen weichen sanften und verwischten Wiener Profil, das immer Kind bleibt und überhaupt, auch in der lässigen Anmut der flüsternden Geberden, von der Rasse Jenny Groß.

Er wütet weiter. Ueber das ganze Geschlecht überhaupt. Er kennt die Bande jetzt; nicht über die Straße darf man einer trauen; nichts als Heuchelei und Lüge! Und besonders über sie . . . aber sie soll etwas erleben! Diesesmal giebt er nicht wieder nach; sie wird umsonst ihre Künste versuchen. Er hat es satt.

Und mit einem jähen Rucke nach der Chaiselongue, stolz vor ihr, in pathetischer Pose:

„Ich weiß Alles!“

„Ah — geh'! Das thut doch sonst nur der liebe Gott!“

Er wendet sich verächtlich und stapft stumm hin und her; dann wieder vor ihr, kurz und herrisch:

„Was war in Ostende?“

„Ich war dort!“ — ganz verwundert, als ob das nicht genug wäre.

Jetzt wird er gefährlich:

„Was war in Ostende?“

„Teuer war's — aber schon sehr!“

„Ah, pfui! Schäm' Dich! Du hast überhaupt keinen moralischen Ernst!“

„Das hast Du auch sonst noch gar nicht verlangt von mir! Und ich bitt' Dich, woher denn?“

Pause. Paul wird jetzt der entschlossene Mann, der Gericht hält. Er wütet und tobt nicht mehr. Er ist kalt, ganz kalt. Und kalt, ganz kalt sagt' er es ihr. Er weiß Alles. Ihre Ränke helfen nichts. Wenn er überhaupt noch einmal gekommen ist — es geschieht nur aus Mitleid. Vielleicht besinnt sie sich noch. Aber zwischen ihnen ist es aus. Alles ist aus. Unabänderlich, unwiderruflich.

„Natürlich!“ sagte sie. „Jede Woche dreimal: Montag, Mittwoch und Freitag.“

Er achtet es nicht. Er fühlt sich jetzt sehr überlegen. Ihre albernen Mätzchen vermögen nichts mehr. Er weiß Alles. Sie hat gelogen. Sie ist nicht sechs Wochen in Ostende gewesen. Sie ist nach vierzehn

Tagen fort, mit einem fremden Manne fort, vier Wochen lang durch Belgien und die Normandie herum, mit einem dicken, alten Herrn — Schnapsbrenner oder so etwas. Er stößt jedes einzelne Wort wie einen Dolch auf sie.

„Meunier u. Compagnie", sagt sie.

„Meunier u. Compagnie", wiederholt er. Es ist ein Ton, der sie vernichten muß. Und er wiederholt die vier langen Wochen noch einmal, durch Belgien und in der Normandie herum, mit dem dicken, alten Herrn, der sie jetzt schon dreimal in Wien besucht und der diese neue Wohnung bezahlt hat und der überhaupt Alles bezahlt. Pfui!

„Das ist doch sehr hübsch von ihm! Ich weiß gar nicht, was Du gegen ihn hast!"

Er kommt ganz nahe. Sie soll sich verteidigen. Er will sie nicht ungehört verdammen. Sie mag sagen, was etwa ihr Verbrechen mildern kann. Er wird sehen.

Sie überlegt einen Moment. Die ganze Sache wird schon etwas fad'. Sie hebt sich ein wenig, baut die Polster über einander und schiebt sich hinauf. Dann, um es ein für allemal zu erledigen, klar und unvermeidlich, daß es keine Entgegnung mehr gibt: „Mein Kind — ich bin doch schließlich beim Theater!"

„Du wirst Dich endlich entscheiden müssen, was Du dort eigentlich willst: Eine Künstlerin werden oder — oder so eine!"

„Warum denn nicht Beides? Das verträgt sich ausgezeichnet! Schau' die Anderen an!"

Das ist es, was er an ihr haßt. Warum thut sie jetzt nicht wenigstens beleidigt und entrüstet? Er weiß ja, daß es schwer ist beim Theater — sie hat nicht so Unrecht; und er ist wirklich kein moralischer Pedant. Aber man müßte doch einen Widerwillen der Seele, Ekel und Reue sehen. Sie müßte doch, wenn sie auch natürlich am Ende erliegen wird, sie müßte doch zeigen, daß sie kämpft und sich wehrt.

Sie merkt, daß er schwankt. Die Gelegenheit ist gut. Sie muß nur schlau sein.

„Schau, sei nicht so fad'! Setz' Dich ein bisl her! Natürlich muß es Dich im Anfang giften. Aber Du wirst es gleich begreifen."

„Du hast mich betrogen."

„Das kannst Du garnicht einmal sagen, denn wenn ich Dich mit ihm betrüge, so betrüge ich doch auch ihn mit Dir. Und so hebt sich das wieder auf."

Er hat Mühe, ernst zu bleiben. Ja, das ist unverfälschte Logik der Frau! Es paßt vortrefflich zu seiner Theorie. Nur —! Von einer Anderen fände er es famos. Aber wenn man Eine liebt, da muß es doch gewisse Grenzen geben. Und er ärgert sich, daß er nicht ordentlich entrüstet ist.

Jetzt ist sie oben auf. Jetzt weiß sie auf einmal tausend Gründe. Jetzt predigt sie unaufhaltsam. Und es wird sich gleich herausstellen, daß sie vielmehr noch ganz besonderen Dank verdient. Erstens ist es ein Alter, den sie sicher nicht lieben wird. Zweitens soweit weg, daß er höchstens alle sechs Wochen kommt. Und Drittens

reich und splendid, daß sie daneben keinen Anderen braucht. Alles blos, um sich ganz ungestört ausschließlich Paul zu widmen. Und noch dazu ausgesucht Meunier und Compagnie, weil er Cognac so gern hat. Und schließlich von Betrug ist überhaupt nicht die Rede: denn er hat es doch gewußt! Er hat es doch gewußt, daß sie beim Theater ist. Aber er muß blos immer zanken und sucht immer Streit. In Frieden kann er nicht leben. Sie ist sehr unglücklich.

Nun wird es ihm aber doch zu dumm! Etwas verdrehen ist ja am Ende ganz hübsch. Aber daß er sie jetzt vielleicht noch um Verzeihung bitten soll, da hört denn doch die Gemütlichkeit auf.

Er wird grob. Sie antwortet heftig. Es wird ihm gleich ein Polster an den Kopf fliegen. Er sieht es schon. Aber er will doch wissen, ob er mit dem Fratzen nicht fertig wird. Heute giebt er nicht nach, absolut nicht.

Er sagt ihr alles, wie es sich langsam gesammelt und gehäuft hat. Es thut ihm wohl, den lange verhaltenen Groll zu entladen. Sie soll wenigstens erfahren, daß er es längst weiß . . . wenn er auch nichts sagt, wenn er auch gelassen schweigt, weil er eine vornehme und stille Natur ist. Sie darf deswegen nur nicht meinen — die Geschichte mit Fred damals . . . und neulich, wie er sie unvermutet beim Eisvogel traf, der plötzliche Bruder, von dem sonst niemals die Rede war — er müßte ja blind sein! Aber jetzt ist es gerade genug.

Jetzt ist der Becher voll. Jetzt giebt es keine Versöhnung mehr. Und er hat in der strengen, männlich entschiedenen Rede eine feierliche, herbe Würde, die er selber sehr bewundern muß; mancher könnte sich ein Beispiel nehmen. Nur das Werkl geniert ihn, das im Hofe bläst: „Hab' ich nur Deine Liebe, die Treue brauch' ich nicht!" Er mag diese Schmachtfetzen nicht. Und es paßt garnicht zur Situation.

Sie ärgert sich auch über das Werkl. Sonst nicht — im Gegenteil! Sie singt gern mit und dann kriegt er jedesmal vier Kreuzer. Aber jetzt — jetzt muß sie doch — sie kann sich das von Paul unmöglich gefallen lassen. Das wäre das Neueste. Warte nur! Ganz klein wird sie ihn kriegen. Es ist gar keine solche Kunst. Sie darf nur den rechten Moment nicht versäumen. Auf einmal wird er eine Dummheit sagen und da hält sie ihn und läßt ihn nicht mehr und braucht es nur geschwind noch etwas zu verdrehen und er ist fürchterlich blamiert. Dann kuscht er und es giebt eine wunderbare Woche. Nur geduldig und schlau muß sie sein, den rechten Moment zu erwischen. So lauert sie und summt blos ganz leise: „Hab' ich nur Deine Liebe, die Treue brauch' ich nicht!" Das dumme Werkl hätte schon noch eine Viertelstunde warten können.

Aber das dumme Werkl läßt sich nicht stören. Es leiert unverdrossen fort. Es hat die Treue nicht gebraucht und auf der grünen Wiese hat es sie geküßt und es ist die Burgmusik sein allerhöchstes Glück Jetzt schweigt es, sammelt sich und holt aus. Und leise, ganz

leise, stimmt es dann den „Jonathan" an, den armen Jonathan.

Er hat ihr gerade zum vierten Male erklärt, daß es unwiderruflich ist. Sie soll sich erst .keine Mühe geben. Es nützt nichts. Er wird keine Szene machen. Er wird nicht toben. Ganz ruhig und gelassen will er scheiden. Ohne Klage, ohne Zorn, ohne Lärm. Die zwei Flaschen Chypre, die er ihr gestern geschenkt hat, mag sie behalten. Ebenso die Pantoffel . . . Damit sein Nachfolger auch eine Freud' hat.

Sie dankt. Er ist zu liebenswürdig. Aber sie hat wirklich keine Verwendung. Er soll nur getrost seine Pantoffel nehmen. Ihre Herren können verzichten. Es sind immer noble Naturen gewesen, Gentlemen. Ein einziges Mal hat sie eine Ausnahme gemacht, einmal und nicht wieder. Sie wird sich hüten.

Das glaubt er ihr auf's Wort. Sie ist ein kluges Mädchen. Sie macht nicht so leicht einen dummen Streich. Sie geht auf das Reelle. Es ist immer eigentlich vielmehr das Portemonnaie, das sie liebt.

Auf solche Sachen antwortet sie überhaupt nicht, aber sie wird ihn beschämen. Stolz schreitet sie zum Fenster, öffnet, wirft ein Sechserl hinab. Sie möchte gerne in einer erhabenen Pose verweilen; aber in den widerspänstigen Füßchen zuckt leise, ganz leise der Jonathan. Gerade den Jonathan hat sie gar so gern.

Es ist eine gemeine Koketterie von ihr. Sie weiß, daß er ihre „Fußerln" nicht verträgt. Da läßt er Alles mit sich geschehen. Aber wozu denn? Es hat doch

keinen Sinn! Ja, wenn sie wollte! Er hat es sich überhaupt ganz anders gedacht! Wenn er sich erinnert: die seeligen Hoffnungen, die köstlichen Ahnungen . . . damals als es begann, draußen beim Stalehner. Er wird ganz gerührt. Aber seine Schuld ist es wahrhaftig nicht. Er ist nicht zänkisch und unverträglich. Er versteht die Frauen. Jede Laune kann er verzeihen; in jede Stimmung kann er sich finden. Nur — sie müßte nur — warum ist es denn anfangs gegangen? Wenn sie wieder so würde! Schau, war es denn damals nicht viel gemütlicher, im Anfang?

Sie möchte jetzt vom Fenster zurück. Aber Gehen kann man es nicht nennen, sondern der Walzer trägt sie. Es hilft nichts, daß sie sich wehren will; gerade den Jonathan hat sie gar so gern.

Niemals gefällt sie ihm besser, als wenn sie so, ohne noch eigentlich zu tanzen, erst wie von einem Traume des Walzers gewiegt wird. So hat er sie das erste Mal gesehen, damals beim Stalehner. So hat er sich in sie verliebt. Es tanzt sich mit Keiner leichter und weicher, als ob man die Seele der Töne umarmte. Sie passen ja überhaupt so wunderbar . . . wie extra zusammen geschaffen. Es ist doch eigentlich zu dumm. Er nimmt ihre Hand. Er will ihr nur noch einmal sagen, daß es doch sehr schön gewesen ist. Er wird es nie vergessen. Ganz leise, ganz langsam, ohne daß sie von der Stelle weichen, schaukelt sie der Jonathan. Und plötzlich, unter dem Zwange des Tanzes, im tollen Wirbel dahin.

Sie sind erschöpft und ohne Atem. Er besinnt sich. Er beruhigt sein Gewissen.

„Wir werden nächstens ausführlicher davon sprechen. Heute —"

„Aber natürlich!"

„Ich nehme deswegen selbstverständlich kein Wort zurück — nur —"

„Aber natürlich — heut' wär's auch gar ein Unsinn. Ich hab' eine Loge zum Ronacher — wo krieg' ich denn jetzt in der Eil' einen Anderen?"

Das ist wohl wahr. Das kann sie wirklich von ihm verlangen. Und einen Tag früher oder später ist doch am End' ganz Wurst.

Und er wirft auch ein Sechserl in den Hof, für das Werkl.

2.

Aber sie haben sich natürlich den andern Tag wieder gezankt und den nächsten Tag wieder und immer so fort. Einmal ist es Eifersucht und dann bildet er sich was ein und dann bildet sie sich was ein und sie verträgt keine Launen und er verträgt keine Launen. Und er weiß nicht, warum gerade er immer nachgeben soll. Und sie weiß nicht, warum gerade sie immer

nachgeben soll. Und endlich sind sie unversöhnlich auseinander.

Sie wird ihn nicht rufen: Er müßte rein meinen, sie findet sonst keinen. Er wird nicht kommen: Es gibt ja Andere genug, ein Dutzend an jedem Finger. Sie werden sich schon beweisen, daß sie sich nicht brauchen!

Zuerst ist er sehr vergnügt. Man fühlt sich doch ganz anders, frei und sein eigener Herr. Er kann ungehindert machen, was ihn freut, jeder Laune folgen, mit jedem Mädel anbinden, wie es ihm gefällt.

Aber er langweilt sich bald. Er muß jetzt immer erst überlegen, was heute Abend geschieht, wohin er geht, was er eigentlich will. Er hat kein rechtes Programm. Sonst besorgte sie das und er konnte schimpfen. Und natürlich wieder das alte Pech: Als wären alle hübschen Weiber plötzlich in die Erde verschwunden. Es ist immer so: Wenn man Eine hat, findet man täglich ein Dutzend; aber wie man eine braucht, sind auf einmal alle weg. Er ist jetzt freilich auch ein bischen sehr verwöhnt: Ihre Schönheit gibt's nicht so bald wieder. Und schön allein thut's noch nicht: Man konnte sich mit ihr so herrlich amüsieren! Vielleicht nur seine Einbildung — er muß sich eben erst wieder verlieben; dann gibt sich Alles; aber das läßt sich halt nicht kommandieren.

So streicht er herum. Er sucht überall. Und immer umsonst.

Er sitzt im Café und sinnt. Was thun? Er hat das Fremdenblatt vor. Theater? Nein, das kann er nicht riskieren. Er mag ihr nicht begegnen; er will

seinen Nachfolger wenigstens nicht sehen; sie hat sich sicherlich ein ganz infames Ungetüm genommen, wie sie schon boshaft ist. Volkssänger? Noch einmal den Simon Dalles? Er weiß es schon auswendig . . . In dem Wien ist doch auch wirklich gar nichts los! Er sieht die Annoncen im Tageblatt. Auch nichts, das einen reizen möchte. Heiraten, ja — das wär' ihnen recht; oder aber es muß ein „Reicher, älterer Herr" sein. Kein Gemüt, nichts Ideales. Es ist ein ganz prosaisches Geschlecht. Das Leben kommt ihm unsäglich nichtig und albern vor. Er versteht die Philosophen.

Der Kerl nebenan hat ihm gerade noch gefehlt. Ein Unglück kommt niemals allein. Und was er blos so schnauft? Er sieht aus wie ein Seehund, mit dem triefenden, weißen Schnauzbart, der aus dem vollen, roten Munde hängt, und den subalternen wassergrauen Augen. Der hat nie Wasser in seinen Wein gethan — das kann man auf den ersten Blick ruhig garantieren. Aber warum zum Teufel knöpft er den langen, weißen Paletot nicht auf? Das heißt weiß — na, ursprünglich wird es wohl weiß gemeint sein. Er muß ja schauerlich schwitzen. Freilich — ein bischen weniger oder ein bischen mehr! Es ist ein zum Schwitzen geborenes Gesicht; den Nordpol könnte man damit heizen.

Irgend ein Weinbeißer aus Grinzing offenbar, obwohl eigentlich gar nicht Sonntag ist. Wenn er nur nicht so schnaufen möchte! Vielleicht hat er einen Polypen in der Nase. Aber deswegen könnt' er doch den weißen Paletot ausziehen. Und dabei möchte er

noch groß thun und schleppt die französischen Blätter zusammen. Gehst denn nicht? Er imponiert sich riesig. Mit'n Hackel, sagt der Schließmann. Einfangen und ausstopfen!

Er könnte auch auf's Land. Aber was denn, wozu denn? Weil die Rosen blühen? Das ist auch blos so ein Schwindel: Jedes Jahr genau derselbe Pflanz. Darauf fällt er nicht mehr herein — die Natur soll sich einmal zusammen nehmen und schauen, ob sie was Neues kann. Dann reden wir weiter.

Den Seehund hat er verleumdet. Es ist wirklich ein Franzose. Ein echter, der sich nicht vorstellen kann, daß Einer seine Sprache nicht versteht. Er wird sehr wild auf den Kellner. Der Kellner wird auch wild. Sie werden sich gleich hauen. Der rote Mond schwillt schon bedenklich an. Da kommt Paul als rettender Engel. In zwei Worten ist es erledigt. Der Seehund scheint eigentlich ganz gemütlich. Laut, lustig und rasch, der richtige Provençale. Und er schwärmt für Wien! Die herrlichen Straßen, die üppigen Bauten und diese ganze heitere und geistreiche Luft . . . und gar erst die Frauen! Wenn er sich nur besser verständigen könnte! Da weiß Paul ein sehr einfaches Mittel: Er wird ihn begleiten. Famos! Nach einer Stunde sind sie die besten Freunde.

Sie fahren erst durch die Stadt und dann im Wurstlprater zwischen den Buden: Schießen, Schaukeln, Ringlspiel. Der Franzose begeistert sich sehr. Nur poetische Nationen haben solche Sachen. Wie ja auch

schon bei den alten Griechen die bekannten olympischen Spiele. Das denkt er sich ganz ähnlich.

Und vom Constantinhügel, wo sie essen, wieder herauf zum Guschlbauer. Da ist er in seinem Element. Die Sänger, das lachende Volk, der vertrauliche Ton der Kellner — er weiß garnicht, was er zuerst bewundern soll. Alles ist köstlich und wunderbar. Wien geht entschieden noch über Paris. Paul widerspricht: Wien ist die schönste Stadt, aber Paris ist die allerschönste. Der Seehund läßt es nicht gelten: Paris mag Paris sein, aber Wien ist Wien. So eifern sie und jeder will noch heroischer sein. Und sie trinken und lachen und jauchzen und die ganze Welt möchten sie umarmen und gewaltige Pläne erwachen: Paris und Wien verbunden und verbrüdert, den anderen voran, in einem Kreuzzuge der Freiheit und des Glückes — und alles Elend wäre gebannt und die Erde wäre erlöst! Dafür wollen sie fürder wirken. Keinem anderen Gedanken mehr, keinem Wunsche darf von dieser heiligen Stunde ihre Kraft, ihr Mut, ihre Leidenschaft gehören. Sie sollen sich nicht umsonst gefunden haben. Eine ewige Spur wollen sie lassen. Die Völker werden ihnen gehorchen. Die Geschichte beginnt ein neues Kapitel. Bei den nächsten Wahlen wird der Franzose kandidieren; auch hat er einen Freund im Courier de Lyon; morgen gleich schreibt er ihm, daß die Sache einmal eingeleitet ist. Paul hat es immer gewußt, daß ihn noch große Aufgaben erwarten; er ist jetzt sehr froh, sein Talent nicht unbesonnen vor der Zeit vergeudet, sondern für das

Heil der Menschheit gespart zu haben. Sie werden's schon machen.

Nun singt der Guschlbauer das Lied vom „Alten Steffel", so rührend, fromm, in Thränen selig. Der Franzose versteht kein Wort, aber es greift ihn unwiderstehlich. Er stöhnt und schluchzt und heult. Sie schwören sich ewige Freundschaft. Ewig wollen sie Brüder bleiben, das ganze Leben; nichts kann sie trennen.

„Freundschaft, Freundschaft," sagt der Franzose. „Wahre Freundschaft ernster, ehrenwerter Männer, solche wie die unsere — das ist ja das Einzige, das Einzige auf der Welt! Das hat Wert und Würde. Sonst ist alles Schwindel. O, die Weiber, die verdammten Weiber! Ja, mein Freund, Du kennst Jeanette nicht!"

„Jeanette giebt's viele. Aber Luder sind sie alle."

Der Franzose drückt ihm gerührt die Hand. So einen Freund hat er sich immer gewünscht. Ja, er versteht ihn. Er wird ihn nicht verraten. Er wird ihm helfen, in seinen Sorgen und Qualen um Jeanette — deswegen ist er nämlich eigentlich in Wien. Er wird ihm jetzt alles sagen.

Sie fahren zum „Leidinger". Der Franzose bestellt gleich die ganze Karte, von oben bis unten, als ob sie drei Wochen gehungert hätten, und Absynth, Bordeaux, Champagner, Cognac, Chartreuse. Denn es ist ein feierlicher Moment. Er wird ihm jetzt Alles sagen!

Und er erzählt von seiner Jeanette und nach zwei Sätzen weiß Paul, daß es seine Jeanette ist. „Du bist also der Meunier und Compagnie,“ sagt er. Der Franzose ist paff.

Jetzt kommt alles heraus. Einer beichtet dem anderen. Sie erkennen Jeanette in ihrer ganzen Verworfenheit. Wollüstig sammeln sie alle Beweise. Jeder möchte noch mehr betrogen sein, als der andere. Und die Freude, daß es jetzt vorbei ist! Sie sind jetzt definitiv geheilt. Es soll ihnen nicht wieder passieren. Sie haben genug. Nichts als Kummer und Verdruß, und ausgelacht wird man noch obendrein. Und was hat man denn davon? Zank und Aerger. Ist es so denn nicht viel gemütlicher, ohne Weiber, so ein Abend wie heut? Mit einem Weibe hätten sie sich schon wieder zwanzigmal geprügelt.

Es ist ja immer die gleiche Geschichte, von der blinden Schwärmerei des Knaben bis zur kundigen Leidenschaft des Mannes . . . ob mit einer Köchin oder Fürstin . . . immer, immer die gleiche Geschichte: Zorn, Betrug und Jammer — man atmet erst wieder auf, wenn man's endlich hinter sich hat. Das ist in der Liebe der einzige Moment von Glück. Sie erzählen sich hundert Beispiele. Immer die gleiche Geschichte. Daß man betrogen wird, wär' noch das Wenigste — wenn man nur wenigstens einmal ein angenehmes Gefühl dabei hätte! Aber giebt's denn eine Stunde, wo man sie nicht am liebsten erwürgen möchte? So eine behagliche, vergnügte Stunde, wie sie zum Beispiel jetzt zu-

sammen sind? Wenn man sich so einen Abend mit einem Weibe vorstellt — die Launen, Mucken und Fadessen, alle Viertelstunden etwas anderes! Niemals wieder! Ohne Weiber, ohne Weiber — das ist die Losung des Glückes.

Und sie umarmen und küssen sich immer wieder und wieder. Ohne Weiber, ohne Weiber! Herr Gott, wird das ein Leben werden! Nieder mit der Liebe — es lebe die Freundschaft! Paul muß schwören, daß er morgen seine Stelle kündigt und die Vertretung von Meunier u. Compagnie für Oesterreich, Ungarn, Serbien, Rumänien, Bulgarien, die Türkei, Rußland, Griechenland und die Nebenländer nimmt. Sie wollen sich nie wieder trennen, niemals im Leben.

Sie verfassen ein genaues, umständliches Protokoll von allen Untreuen der Jeanette. Das macht ihnen ein enormes Vergnügen. Paul bestätigt, wie Meunier betrogen wurde. Meunier bestätigt, wie Paul betrogen wurde. Und sie haben eine unbändige Freude. Ja, wer zuletzt lacht, lacht am besten. Die Weiber glauben, daß sie gar so schlau sind; aber manchmal verrechnen sie sich doch.

Dann kommt ihnen eine glänzende Idee: Sie wollen morgen zusammen zu ihr. Arm in Arm vor die Elende hin und sie moralisch zerschmettern. Die wird spitzen! Grausamer ist noch Keine entlarvt und gerichtet worden. Davon erholt sie sich nicht wieder. Aber es geschieht ihr schon Recht. Sie hat es nicht besser verdient. Sie malen sich die Szene breit und deutlich aus und schwelgen in

allen Momenten. Das ganze Geschlecht wollen sie rächen, was je am Manne verbrochen wurde. Es ist endlich an der Zeit, ein Ende zu machen. Es wird ein Hauptspaß sein. Zuerst trägt Paul seine Klage vor. Dann trägt Meunier seine Klage vor. Und zum Schluß das gewaltige, unerbittliche Gericht.

Die muckst im Leben nicht wieder!

Einmal müssen sie endlich doch heim. Es ist schon gleich drei. Vor dem Hotel umarmen sie sich noch einmal, zärtlich und gerührt.

„Es war zu schön", sagt Paul.

„Himmlisch", sagt Meunier.

„Ich werde es nie vergessen."

„Schade, daß es schon —"

„Wir könnten ja noch in ein Café —"

„Ja — aber natürlich! Oder auch, weil ich doch ein Fremder bin — ein Fremder möcht' endlich Alles —!"

„Aha, Schlankl!"

„Na ich mein' blos . . . Einen guten Tropfen könnten wir wirklich noch vertragen und . . . und dann plaudern wir halt mit den Mädl'n ein bischen . . . weil Du schon heut mein Dolmetsch bist! Die ganze Sache gewinnt dadurch erst einen gewissen Schluß."

Und sie steigen wieder in den Fiaker.

3.

Paul möchte lieber weiter schlafen. Er hat einen Kater. Und es ist überhaupt eine blöde Idee. Wozu denn das arme Mädl erst noch unnütz quälen? Und daß sie den Seehund betrogen hat — er ist ja ein ganz lieber Kerl, aber endlich . . . so was darf doch wirklich keine Treue mehr verlangen! Geschieht ihm ganz Recht, warum ist er so dumm? Sie machen sich blos lächerlich. Jeanette wird sich durch so was imponieren lassen! Wie sie schon ist! Aber endlich hat er es dem Franzosen einmal versprochen! Der Kerl soll nicht glauben — und die Vertretung von Meunier und Compagnie ist auch nicht zu verachten. So was wünscht er sich schon lange. Da kann Einer eine Masse Geld verdienen. Und vielleicht, daß er dann auch mit Jeanette . . . es wäre ja niemals so weit gekommen, nur — das verfluchte Geld! Und endlich hat er es dem Franzosen einmal versprochen. Jedenfalls kündigt er zunächst seine Stelle. Dann ist der Seehund wenigstens gebunden.

Meunier hat auch einen Kater. Wenn er nur wenigstens den Namen des Menschen wüßte! Er könnte sich dann doch erkundigen, was der Herr eigentlich ist. Er hat ihm ja recht gut gefallen. Sein Französisch ist immerhin ganz passabel. Aber in einer fremden Stadt muß man doch ein bischen vorsichtig sein. Vielleicht hat

er auch eine ganz andere Jeanette gemeint. Es wird in Wien eine Menge geben. Es ist ganz undenkbar, daß — oder wenigstens sehr, sehr unwahrscheinlich! Er glaubt ja selbst, daß sie ihn betrügt. Er hat schon lange Verdacht. Deswegen gerade ist er ja hier. Aber dazu kennt er das Mädchen doch zu gut, als daß sie mit so einem jungen Laffen, der nichts ist und nichts hat — fällt ihr ja gar nicht ein! Das hat sie doch wirklich nicht nötig. Möglich ist schließlich Alles, aber es kommt ihm sehr, sehr unwahrscheinlich vor. Und diese ganze Szene, daß sie da zusammen hingehen und das arme Mädchen noch unnötig malträtieren sollen — es ist unwürdig! Das gefällt ihm von dem jungen Menschen nicht, daß er solche Einfälle hat. Ein Franzose würde es mit Entrüstung von sich weisen. Freilich hier — man sieht! Es ist eben doch schon mehr Asien. Aber endlich hat er es ihm einmal versprochen. Man soll nicht sagen, daß ein Franzose sein Wort nicht hält. Er wird es sich nur für künftige Fälle merken. Man muß mit neuen Bekanntschaften ein bischen vorsichtiger sein.

Paul holt ihn. Sie sind nicht sehr gesprächig. Jeder möchte, daß es lieber schon vorüber wäre und wünscht den Anderen zum Teufel. Es nützt aber nichts. Man kann doch nicht so — also in Gottes Namen! Jeanette ist ein kluges Mädchen. Sie wird schon merken, wem es ernst ist und wer nur so thut. Und sie soll nur einmal sehen, was der Andere für ein Kerl ist. Vielleicht beherzigt sie es für die Zukunft. Das tröstet Beide.

Jeanette lacht laut auf, wie die Zwei anrücken. Es sieht unglaublich komisch aus. Aber sie sind sehr feierlich. Sie macht also auch die große Dame. Es wird sich ja zeigen.

Paul hat gedacht: Er wird kein Wort sagen und Alles dem Anderen lassen; soll der sich die Finger verbrennen — er ist der ältere und auch sozusagen mehr der Gatte! Aber wie er das junge frische Mädl jetzt neben dem verdunsenen Schlemmer sieht, da kriegt er eine solche Wuth, daß alle Besinnung verlischt. Und er wirft ihr höhnisch ihre ganze Gemeinheit ins Gesicht, schimpflicher und wilder als es selbst verabredet war. Man muß das ja erst sehen, man muß die beiden Menschen neben einander sehen, um das schändliche Verbrechen an ihrer Jugend, diesen Verrath an ihrem Fleische zu fühlen. Sonst hat er sie nur gehaßt. Aber jetzt soll sie wissen, wie unsäglich er sie verachtet. Sie hat jede Schonung verwirkt. Ihre Sünde ist ohne Beispiel. Das reine Vertrauen seiner gläubigen Leidenschaft hat sie geschändet, die Neigung eines rechtschaffenen und angesehenen Mannes entehrt und ausgesucht zwei in herzlicher Liebe verbundene Freunde mußten es sein — das kitzelte ihre raffinierte Tücke!

Meunier hört mit Andacht und Bewunderung. Er hat großen Respekt vor Paul. Erstens nimmt er sich sehr gut aus . . . in seinem verächtlichen, höhnischen Zorne, aus dem die Worte wie Peitschenhiebe zischen. Und dann muß er sich auch sagen, daß er doch wirklich ein ungemein anständiger Mensch ist. Wenn er ver-

gleicht, mit welchen Absichten er selber — pfui, er schämt sich! Aber es war nur ein schwacher Moment. Es ist schon wieder überwunden. Er wird es beweisen. Er kann auch Held sein.

Dieser Wiener soll nicht meinen — es gilt die Ehre seines Volkes! Und gleich, wie endlich Paul erschöpft verstummt, beginnt er — gelassener und würdiger, aber deshalb nicht minder entrüstet und streng.

Jeanette denkt: In der Liebe sind nun einmal die Männer alle verrückt; da hilft schon nichts. Sie hat das beste Gewissen. Gerade weil sie jetzt die zwei neben einander sieht: So braucht sie es gerade — Beide muß sie haben. Einer gehört für's Gemüt und wenn sie Paul verliert, wird der arme Meunier täglich mit einem Anderen betrogen. Und andererseits hat man doch auch seine weibliche Würde: Zur kleinen Geliebten, wie die nächste Näherin, ist sie sich doch zu gut; sie will was gelten in der Welt. So geht es ohne irgend einen Paul nicht und ohne irgend einen Meunier geht's auch nicht. Sie wird die Sache schon wieder arrangieren. Ganz heimlich, während Meunier deklamiert, blinzelt sie spöttisch zu Paul. Und ganz heimlich, wenn Paul loslegt, winkt sie Meunier demütig und scheu.

Sie sind jetzt etwas ruhiger geworden. Eigentlich redet Jeder blos noch, weil der Andere auch noch redet. Sie wollen sich nicht im Stiche lassen. Aber es wird immer bedenklicher. Sie fürchten das letzte Wort. Das soll lieber der Andere sagen. Es ist immer eine heikle Geschichte und es thut ihnen doch leid um das Mädl.

Sie ist noch so schrecklich jung und unerfahren — und ohne Rat, ohne Hilfe, ohne Halt! Dumm, ja, — heillos dumm, aber schlecht kann man sie eigentlich nicht nennen. Sie deswegen gleich auf die Straße werfen, weil sie einmal —? Was wird denn dann aus dem armen Geschöpf? Da ist es am Ende kein Wunder, wenn sie verdirbt. Man könnte sie nicht einmal schuldig sprechen. Und dann: Betrügen, betrügen — gewiß ist das abscheulich und gemein! Aber man muß nur auch gerecht sein. Paul muß sich doch sagen: Warum hat er sie allein nach Ostende gelassen? Meunier muß sich doch sagen: Warum läßt er sie oft sechs Wochen allein? Zur Nonne hat sie nun einmal kein Talent. Mein Gott, sie ist jung, sie will Gesellschaft und Vergnügen, sie will das Leben genießen — die Männer deuten das gleich falsch, bilden sich eine Menge ein und beuten es aus. Auch ist noch gar nicht einmal bewiesen, ob der Andere nicht renommiert. Das heißt, natürlich: Es wird schon etwas Wahres daran sein, nur — nehmen läßt sich bald Eine, das ist gar keine solche Kunst; ob sie sich Einem giebt, das entscheidet. Und endlich handelt es sich jetzt gar nicht mehr um das, was war, sondern es handelt sich jetzt um die Zukunft. Und da hat Paul jedenfalls den Trost, daß dieser Meunier jetzt wenigstens erledigt ist; und Meunier hat den Trost, daß dieser Paul jetzt wenigstens erledigt ist. Sie wären doch Narren, es nicht zu benützen. So giebt ihr jeder heimlich ein Zeichen, daß er geschwind nur den Anderen expedieren will — dann kommt er gleich allein zurück.

Sie scheiden sehr feierlich; draußen sagt der Franzose: „Da hat man wieder einmal die Ueberlegenheit der Männer gesehen. Ja, wenn wir nur immer einträchtig zusammenhalten wollten! Dann wären die Weiber mit allen Künsten verloren!“



A. Seydel & Cie., Berlin C., Neue Friedrichstr. 48.

Hermann Bahr.

Die häusliche Frau.

Ein Lustspiel.

„Les eunuques sont en colère permanente contre les libertins."
Stendhal.



Berlin.
S. Fischer, Verlag
1893.

Meinem Verleger und Freunde

S. Fischer.

Kaltenleutgeben bei Wien, September 1892.

Personen.



Rechtsanwalt Gustav Schlieben.
Anna, seine Frau.
Hans Gude, Bildhauer.
Rieke.
Hannsen.
Der Oberkellner.
Der Kellner.
Schreiber.

In Berlin 1890.



Geschrieben vom 3. Februar auf den 10. März 1891 zu Linz a. d. Donau. Zum ersten Mal aufgeführt den 8. Juni 1892 durch Emanuel Reichers Deutsche Gastspielgesellschaft am Berliner Lessing-Theater.

Erster Akt.

Eleganter Salon. Links eine Thür nach der Wohnung; im Hintergrunde eine Thür nach dem Bureau des Rechtsanwalts; rechts eine Thür nach dem Corridor. Links ein Pianino, dessen Rückwand mit alten Teppichen verkleidet ist, daneben ein Notenpult und eine englische Guéridon-Lampe mit großem Schirm von rosa Futter. An der Wand links ein großes Damenporträt. In der Ecke links eine Console mit einem dreiarmigen Leuchter. An der Wand im Hintergrunde, rechts und links von der Thür, japanische Geflechte, in welchen Photographien stecken; daneben Fächerdekoration; davor Blumen, Nippes und Vasen. An der rechten Wand ein französischer Kamin, mit Spiegel und Uhr; darauf eine Lampe mit rothem Schirm; davor ein dreiteiliger Paravent mit Malerei; eine Chaiselongue mit weißem Fell; daneben ein Tischchen. In der Mitte, auf einem schweren Teppich, ein großer runder Tisch mit vier Fauteuils; darauf eine Schale mit Visitkarten; darüber eine schwere Hängelampe. Hinter dem Clavier, unter dem Porträt links, ein kleiner Damenschreibtisch mit allerhand Nippes; daneben ein Arbeitskorb mit Pompons.

Hans: (elegante Erscheinung. Etwa 30 Jahre, kurzgeschorenes schwarzes Haar, kurzer französischer Spitzbart. Monocle, dessen er sich aber nur sehr selten und blos zum Scherze bedient. Man sieht ihm auf den ersten Blick den Künstler und den Lebemann an. Übermütig, ausgelassen, seiner Vorzüge bewußt und ein bischen eitel, manchmal frech und gesucht bur chikos, aber niemals seine natürliche Gutmütigkeit verleugnend und immer liebenswürdig; er weiß, daß ihm zuletzt doch immer wieder alles verziehen wird. Leichtsinnig und geneigt, alles als Komödie zu behandeln; den augenblicklichen Eindrücken ohne Widerstand ergeben, aber im nächsten Moment schon wieder verwandelt. Indem er über die Bühne hinter das Clavier flüchtet, mit komischem Schreck): Nur nicht gleich hauen, gnädige Frau — ich bin ja doch nicht Ihr Mann.

Anna: (25 Jahre. Klein, sehr schlank und zierlich, etwas katzenartig geschmeidiges und wollüstiges in allen Bewegungen. Die üppigen schwarzen Haare spanisch aufgesteckt. Sehr starke zusammengewachsene Brauen; kleine kohlschwarze, unruhige Augen. Die Stirne schmal und fein, mit durchscheinenden Adern. Das verschmitzte, lüsterne Näschen frech vorspringend mit sehr feinen, zitternden, sensitiven Flügeln. Die Lippen voll, breit und sinnlich, in Disharmonie mit der oberen Partie des Gesichtes. Sehr lebhaft, rasch, unstet, veränderlich und launisch. Gutmütig und leichtsinnig, aber mit einer Neigung, die Krallen zu zeigen In eleganter Straßentoilette aus der Thüre im Hintergrunde hereinstürmend, mit Zeichen großen Aergers; indem sie sehr nervös Hut, Muff, Handschuhe, Schirm und Mantel, heftig daran zausend, der Reihe nach auf das Piano wirft) Ah, ah! — aber nun habe ich's satt! Sonst fehlte nichts mehr! Aber jetzt sollt ihr mich kennen lernen! O — o, ihr sollt euch wundern!

Hans: (in komischer Verzweiflung) Und alles nur um Bülow willen! (mit pathetischen Seufzern, während er die Kleidungsstücke der Reihe nach mit einer dienstfertigen Verbeugung auffängt) O Bülow — Bülow — Bülow!

Anna: (indem sie sich in einen Fauteuil wirft und melancholisch das Haupt aufstützt) Ach, ich bin sehr unglücklich!

Hans: (nachdem er die Gegenstände sorgfältig auf das Piano gelegt, sich in den Fauteuil ihr gegenüber setzend und ihre Haltung kopirend, mit komischem Pathos) Niemand der mich verstände, niemand der mit mir fühlte, niemand der mich wahrhaft liebte — ach, ich bin sehr unglücklich! (plötzlich in seinem gewöhnlichen blagnirenden Ton) ich muß das schon irgendwo gelesen haben. Blos — sechs Monate nach der Hochzeit bereits — das heißt prompt gearbeitet. Alle Achtung!

Anna: (ärgerlich und nervös, indem sie aufsteht und nach dem Spiegel geht, um ihre Frisur zu ordnen) Mit Ihnen ist ja überhaupt nicht zu reden. Sie sind keine seriöse Natur. Darum werden wir uns niemals verstehen.

Hans: (sieht ihr eine Weile belustigt nach, steht dann gleichfalls auf, folgt ihr zum Spiegel und sieht sie mit einem treuherzig fragenden Blicke an, indem er sich über ihre Schulter beugt) Was bin ich nicht? Keine —

Anna: (indem sie sich ein wenig zurückbeugt, um mißtrauisch in seinen Augen zu lesen; unsicher) Keine seriöse — (sie muß über das scheinheilige Gesicht, das er schneidet, unwillkürlich laut auflachen; beide lachen).

Anna: (nach einer Pause, während welcher sie nach vorne gegangen ist und sich wieder niedergesetzt hat) Und mit solchen Menschen soll man leben. Mit dem einen (sie deutet nach dem Bureau) ist überhaupt nicht mehr zu reden — (sehr heftig, indem sie sich immer mehr in Wut redet) der hat in einem fort zu thun:

Kontrakte und Prozesse und lauter hochwichtige Akten — natürlich, alles ist wichtiger als ich und es wird nicht ins Konzert gegangen, weil — weil er zu thun hat. Und damit Punktum. Nach mir wird überhaupt nicht mehr gefragt. Es ist wahrhaftig nicht länger zu ertragen.

Hans: (hinter dem Tisch in der Mitte mit einer theatralischen Verschwörer-Geberde) Machen wir ein Ende!

Anna: (unmuthig) Ach Sie! — Sie sind überhaupt zu gar nichts!

Hans: (wie oben, noch lauter) Machen wir ein Ende!

Anna: Ja, wie denn? — schlagen Sie was Vernünftiges vor!

Hans: Sehr einfach — gehen Sie durch mit mir!

Anna: (geringschätzig, indem sie sich in den Fauteuil zurücklehnt) Ah, gar so was alltägliches! Fällt Ihnen denn gar nichts originelles ein?

Hans: Lieben Sie Ihren Gatten — das war noch nicht da.

Anna: (mit einer wütenden Geberde nach dem Bureau) Jawohl! — da schon noch eher —

Hans: Also gehen wir durch! (er will ihr den Arm reichen).

Anna: (indem sie ihm einen Klaps giebt und eine ärgerliche Bewegung macht; nach einer kleinen Pause) Obwohl — ich glaube, Sie würden einen vortrefflichen Ehemann geben.

Hans: Gar so grob brauchen Sie nun nicht gleich zu werden.

Anna: Denn das ist endlich die Hauptsache: der Mann darf nichts zu thun haben.

Hans: (mit trockenem Humor) Danke.

Anna; Sonst werden so elende Geschöpfe daraus wie ich. Zum Beispiel die Martha — wissen Sie von der großen Maschinenfabrik in Charlottenburg — das wäre eine ausgezeichnete Partie für Sie.

Hans: Haben Sie wirklich kein anderes Opfer mehr?

Anna: (ärgerlich, hartnäckig) Oh, machen Sie doch keine langen Geschichten! Was wollen Sie denn überhaupt? Sie werden schon sehen, wie Ihnen das gut thut.

Hans: (mit gespielter Schüchternheit) Ich möchte doch vielleicht lieber noch ein bischen warten.

Anna: (kategorisch, unnachgiebig) Ach was! Sie sind jetzt gerade in dem richtigen Alter und Geld haben Sie auch und sie hat auch Geld — na, und ausgetobt haben Sie sich, glaube ich, auch gerade genug — ich sehe gar nicht ein, was Sie noch warten wollen.

Hans: Ich möchte nur wenigstens geschwind noch einmal nach Hause — mich umziehen.

Anna: (mit einer ärgerlichen Bewegung) Ah!

Hans: (immer den schüchternen spielend) Und dann — ich fürchte, ich fürchte, ich habe kein rechtes Talent zur Ehe.

Anna: Talent — Talent — was braucht man da viel Talent?

Hans: Ja, sehen Sie, das ist eine merkwürdige Geschichte. Die einen, die man mit ruhigem Gewissen unbesorgt heiraten könnte — um Gotteswillen! (er macht eine Geberde des Entsetzens) diese gewissen lieben, guten, braven Mädchen, die dann die musterhaften Frauen werden — das sind solche Schafe — (da Anna lächelt, sehr ernsthaft) glauben Sie mir!

Anna: (indem sie amüsiert lächelt) Na, und die andern —

Hans: Die andern — ja, die andern! Mein Gott, die möchte man ja recht gern, aber es geht wirklich nicht, man kann es nicht riskiren. Denn wissen Sie, dazu gehört wieder Stirne, viel Stirne (er macht eine Geberde des Gehörntwerdens).

Anna: (indem sie aufsteht und dicht an ihn herantritt, herausfordernd) Sagen Sie mir einmal, verehrter Herr, gehöre ich mehr zu den Schafen oder mehr zu denen — zu denen mit Stirne?

Hans: (sich mit schalkhafter Höflichkeit tief vor ihr verbeugend) Ich will mich nach Kräften bemühen, Sie vor den Schafen zu bewahren.

Anna: (sieht ihn einen Moment scharf an, rümpft dann die Nase, als ob sie den Scherz nicht nach ihrem Geschmack fände, und wendet ihm kurz den Rücken. Sie ergreift die Klingel auf dem Tische und schellt, setzt sich wieder, nimmt eines der illustrirten Journale, die auf dem Tische liegen, nnd blättert darin herum. Mit einem völlig gleichgiltigen Tone) Es ist immer noch recht kalt draußen.

Hans: (indem er eine gesucht steife und gespreizte Haltung annimmt, sie karrikirend) Aber es könnte sein, daß es vielleicht auch wieder wärmer würde. Zwar erzählt man mir, daß das Thermometer gesunken sei, doch wird gleichzeitig versichert, daß es schon wieder steigen werde.

Anna: (will heftig etwas erwidern, wird aber durch das Eintreten des Dienstmädchens verhindert. Sie beißt sich ärgerlich auf die Lippen).

Rieke: (Durch die Thüre links. 22 Jahre, groß, blond, mit starken Zügen. Unverfälschter Berliner Typus; schlagfertig, schnodderig, rasch. Viel Aplomb und pince-sans-rire. Man sieht ihr an, daß sie gelegentlich kleine Abenteuer nicht verschmäht. Schürze und Häubchen. Gnädige Frau!

Anna: (indem sie auf die Sachen auf dem Pianino deutet) Räumen Sie das weg.

Rieke: (räumt die Sachen zusammen, indem sie Hans hinter dem Rücken Anna's Zeichen macht und ihm irgend etwas heimlich sagen will). Jawohl, gnädige Frau.

Anna: (das Gespräch mit Hans fortsetzend) Sind Sie die letzte Zeit oft im Theater gewesen?

Hans: (immer den Konversationston karrikirend) Gewiß, meine Gnädige! Das versäume ich nie, denn es bildet den Menschen doch sehr. Es giebt Theater, in denen wird gespielt, und dann giebt es andere, in denen wird auch gesungen; aber am liebsten sind mir doch die, in denen sogar getanzt wird.

Anna: (ihren Ärger an Rieke auslassend, welche sich noch immer zu schaffen macht, um heimlich an Hans heranzukommen) Auf was warten Sie denn eigentlich noch?

Rieke: (giebt ihre vergeblichen Versuche auf und geht mit einem verdrossenen Gesichte links ab).

Anna: (sobald Rieke draußen ist, ärgerlich aufspringend) Sie sind heute wieder einmal ganz abscheulich, unausstehlich!

Hans: Ja, erlauben Sie mir! Wie ich Miene mache, liebenswürdig zu werden, rufen Sie das Dienstmädchen herein. Da vergeht einem am Ende natürlich die Lust.

Anna: Ach was, es giebt liebenswürdig und liebenswürdig!

Hans: Ja — wenn man's so macht, rufen Sie das Dienstmädchen, und wenn man's anders macht — oh oh! (er macht eine Geberde des Hauens und hält sich die linke Wange; vorwurfsvoll, schmerzlich) Damals im Tiergarten.

Anna: (lachend) Nein, aber wenn Sie auch wüßten — das dumme Gesicht, das Sie damals gemacht haben — (sie lacht noch heftiger).

Hans: (indem er die Geberde des Hauens wiederholt) Na wissen Sie, gnädige Frau — es giebt Situationen, in denen das gescheiteste Gesicht aufhört gescheit zu sein.

Anna: (noch immer lachend) Ja, wenn Sie damals nicht ein so entsetzlich dummes Gesicht —

Hans: (aus der Fassung gebracht, verblüfft) Wenn ich kein so dummes — ah, wenn ich damals kein so dummes Gesicht gemacht hätte, — dann — dann —

Anna: (kokett, indem sie leichthin mit den Fingern schnalzt) Dann — ja — wer weiß? Wer kann das wissen?

Hans: (sehr lebhaft, indem er aufspringt, sich ihr nähert und ihre Hände ergreifen will) Ach Anna, Anna —

Anna: (indem sie ihm mit einer geschickten Wendung graziös ausweicht und nach der Klingel greift) Soll ich denn schon wieder — haben Sie doch etwas Mitlied mit dem armen Mädchen!

Hans: (sieht sie mit einem verduzten Blicke an und setzt sich dann mit einer kläglichen Geberde wieder nieder. Vorwurfsvoll, pathetisch) Ach — Falschheit, dein Name ist Weib.

Anna: (überlegen, lehrhaft) Sie sind doch eigentlich ein schrecklich ungeschickter Mensch. Entweder sind Sie ganz langweilig oder Sie sind gleich wieder so — so — na, Sie wissen schon! Eine behagliche und vernünftige Mitte zwischen den Extremen —

Hans (mißtrauisch): Ja — wie denken Sie sich das eigentlich?

Anna (nachdenklich): Na, so — wie soll ich das sagen — so ein Bischen schon über das Erlaubte, aber doch noch nicht ganz — so dazwischen, so daß

alles mögliche daraus werden kann, aber es bleibt vor der Hand noch unentschieden. (Mit einer sentimentalen Geberde) Das wäre mein Ideal!

Hans (nachdenklich): So dazwischen — und doch noch nicht ganz —

Anna: Aber doch schon beinahe.

Hans: Es ist was richtiges daran — aber dazu — (plötzlich mit einer raschen Wendung, sehr ernsthaft) Wissen Sie was ich möchte?

Anna: (zweifelhaft zu ihm emporsehend, da sie seinem Ernste nicht recht traut.) Gewiß wieder was recht schlechtes.

Hans: O nein.

Anna: Na na!

Hans: Ich möchte — mit Ihnen — (gemütlich) Sie dürfen aber nicht bös werden.

Anna (ärgerlich vor Neugierde): Nein nein — aber sagen Sie es nur endlich!

Hans: Gewiß nicht?

Anna: Nein doch! aber — (sie klopft nervös mit den Fingern auf den Tisch.)

Hans (immer langsamer, um sie zu ärgern): Schwören?

Anna (in komischer Verzweiflung, indem sie die Hand zum Schwur erhebt, feierlich): Ja, ja, ja — aber zum Donner —

Hans (feierlich und frech): Ich möchte — mit Ihnen — ein Verhältnis gehabt haben. Das ist es.

Anna (sieht ihn einen Augenblick ganz verdutzt an, während er sich an ihrer Verblüffung weidet, und sagt dann, indem sie empört den Kopf zurückwirft, mit naiver Entrüstung): Aber warum denn gehabt haben? Das ist doch schon ganz raffiniert abscheulich.

Hans: Weil — sehen Sie — wir würden uns dann viel leichter reden — und der ganze Verkehr wäre viel netter. So liegt immer dieses dazwischen — Sie wissen schon! Man kommt zu keiner vernünftigen und erspriesslichen Diskussion. Dagegen wenn wir das erst einmal hinter uns haben —

Anna: Ja freilich, das kennt man schon —

Hans (unverschämt): Woher denn, liebe Anna?

Anna (nachdem sie ihn einen Moment verblüfft angesehen, wütend): Ich werde wirklich wieder klingeln müssen.

Hans (mit unerschütterlicher Ruhe): Sehen Sie, alle diese Geschichten, diese übertriebene Reizbarkeit, diese fortwährende Nervosität — das alles wäre dann vorbei. Es ist wirklich ein ungesunder und unhaltbarer Zustand — glauben Sie mir! Und wenn wir uns auch noch so lange damit herumschlagen, es wird uns am Ende —

Anna (wütend): Sie sind wirklich vollständig verrückt! Wissen Sie sich denn wirklich gar nichts Gescheiteres —

Hans (immer mit derselben Ruhe): Später — nachher. Wahrhaftig — Sie können sich gar nicht vorstellen, was für gescheite Dinge wir dann treiben werden! Jetzt ist die Gescheitheit sozusagen im gebundenen Zustande: sie kann nicht heraus. Lösen Sie ihr die Ketten, machen Sie sie frei, liebe Anna —

Anna: Ich bin nicht Ihre liebe Anna — und wenn Sie noch lange so fortfahren, werd' ich gleich sehr unlieb werden.

Hans (unerschütterlich): Und dann: Sie sind es mir ja auch geradezu schuldig. Sie müssen doch eine gewisse Rücksicht auf mich nehmen. Was sollen denn die Leute eigentlich von mir denken? Man sieht mich immer mit Ihnen, ich verkehre hier täglich, alle Welt kennt meine Freundschaft mit Gustav, ja, wie stehe ich denn am Ende vor den Leuten da? Es bringt mich noch um meinen ganzen Ruf.

Anna (indem sie lachend aufsteht und beide Hände auf seine Schultern legt, kokett zu ihm emporblickend): Armes, beklagenswertes Opfer! ich könnte wirklich fast Mitleid haben.

Hans: Wann?

Anna (indem sie sich von ihm losmacht und wieder zum Tische geht, kokett): Das — das muß ich mir erst noch überlegen.

Hans (frech): Aber nur nicht zu lange, möchte ich bitten. Das kann ich ich nicht brauchen. (Da sie belustigt auflacht): Ja ja — Sie dürfen die Sache überhaupt nicht so leicht nehmen. Das war heute die vierte Erklärung. Mehr als fünf mache ich überhaupt

nicht, prinzipiell nicht. Ich sage Ihnen das blos, damit Sie nachher nicht weinen.

Anna (indem sie plötzlich eine gelangweilte und abgespannte Miene annimmt): Ach, das wird jetzt auch schon langweilig! Immer nur diesen einen Witz (gähnend) alle Tage! Könnten Sie nicht einmal eine neue Walze einlegen?

Hans: Ich bin doch nicht dazu da, um Ihnen einen Narren vorzumachen. Wozu haben Sie denn Ihren Mann?

Anna (indem sie einen entrüsteten Blick nach dem Büreau sendet): Jawohl — der —

Hans (indem er sie lustig von der Seite ansieht): Sie scheinen heute wieder einmal —

Anna (losbrechend): Weil es auch wahr ist! Wenn ich mich nicht einmal mehr amüsieren soll — (drohend) Aber er irrt sich! er soll mich erst kennen lernen! Die Zeiten sind vorüber, Gott sei Dank! wo sich die Frau jedes Verbrechen an ihrem Glücke ruhig gefallen ließ, und die Stunde der Erlösung hat auch für die Frau geschlagen —

Hans (ironisch ihre Tirade beendigend): Gott sei Dank!

Anna: Ja, spotten Sie nur! Ihr werdet noch ganz merkwürdige Dinge erleben — nächstens. (Sehr wichtig.) Ich habe da ein Buch gelesen: es geht allerhand vor — in Europa —

Hans (indem er sich über sie lustig macht): Ah, wirklich? Geht etwas vor — in Europa?

Anna: Und es ist ja auch kein Wunder, wenn man zuletzt den Verstand verliert — (mit einer Geste nach dem Büreau.) Bei dieser Behandlung! Ein Vergnügen muß der Mensch haben.

Hans: Aber was brauchen Sie denn dazu immer blos ihn? Halten Sie sich doch an mich! Gehen Sie mit mir in's Bülow-Konzert —

Anna (sich vergessend, sehr rasch): Ja, damit —! (Sie hält überrascht inne und blickt verwirrt nieder.) Nein, nein, das —

(ärgerlich, rasch und kurz) Das will ich nicht, kurz und gut — weil — weil ich nicht will.

Hans (mit einem festen, langen, treuherzigen Blick): Weil Sie die liebste, beste und bravste kleine Frau —

Anna (mit erzwungener Leichtfertigkeit, um ihrer Bewegung Herr zu werden): Nun werden Sie mir nur nicht noch sentimental! Das vertrage ich schon gar nicht. — Sie essen doch natürlich mit uns?

Hans (mißtrauisch): Warm?

Anna: Woher denn? Ich wollte ja ins Konzert —

Hans (mit komischem Entsetzen): Kalt? (Er nimmt eiligst Hut und Stock und sagt in tieftragischem Tone): Leben Sie wohl, gnädige Frau!

Anna (indem sie ihn zurückhalten will): Machen Sie keinen Unsinn —

Hans (mit Theaterspielerei): Kalt? Gnädige Frau, verlangen Sie jedes Opfer von mir — gebieten Sie über mein Leben. Aber — kalt! Nein, meine Gnädige, ich kenne diese falschen Hasen.

Anna (lachend, während er den Überrock nimmt): Ach, Hans, seien Sie doch kein Kind — (Sie nimmt die Klingel vom Tische und läutet.)

Hans (in natürlichem Tone, indem er ihr die Hand reicht und sich verabschiedet): Nein, ich kann wirklich nicht, gnädige Frau — wer weiß, wann Gustav fertig wird, und ich habe um 10 —

Anna (zu Rieke, welche durch die Thüre links eintritt): Leuchten Sie! (Zu Hans, indem sie ihm die Hand drückt): Na also — auf Wiedersehen — und recht bald — warm! (Sie sieht ihm lachend nach.)

Hans (schon an der Thüre, wieder in dem früheren Tone): Warm — immer und jederzeit, bis in den Tod! Grüßen Sie Gustav! (Er verbeugt sich noch einmal und geht rechts ab.)

Rieke (hat den Leuchter von der Konsole im Hintergrunde links genommen, macht, während sie anzündet, Hans ein auffälliges Zeichen und geht mit ihm rechts ab.)

Anna (sieht Hans einen Augenblick nach, das Knie auf den Fauteuil gestützt. Dann seufzt sie verdrossen auf, wirft ärgerlich den Kopf zurück und geht unentschlossen langsam durch das Zimmer nach der Thüre links. Dort wendet sie sich plötzlich um und nach dem Pianino, welches sie öffnet, um ohne sich niederzusetzen, das Knie auf dem Sessel davor aufgestützt, mit der linken

Hand einige flüchtige und nachlässige Akkorde zu greifen, welche sie bald wieder unterbricht. Dann wendet sie sich wieder nach dem Tische in der Mitte, wirft sich in den Fauteuil und blättert hastig in den illustrierten Journalen, welche sie mißmutig gleich wieder zuklappt. Sie blickt träumerisch vor sich hin, seufzt, gähnt und zernagt nervös ihr Taschentuch. Plötzlich springt sie auf, eilt nach der Thüre im Hintergrunde, öffnet den einen Flügel, so daß man das Büreau des Rechtsanwalts und diesen an seinem Schreibtische, der parallel zur Thüre am Fenster steht, unter Akten vergraben sieht, und ruft mit großer Entschiedenheit): Gustav!

Gustav (32 Jahre, blond, dick, groß. Sehr helle, gutmütige, wasserblaue Augen hinter einer goldenen Brille. Die Haare pedantisch gescheitelt. Englischer Bart mit ausrasirtem Kinn. Sorgfältige, aber einfache Toilette. Man sieht ihm den Juristen auf 20 Schritte an. In seinem ganzen Wesen ist eine große Gutmütigkeit hinter einer starren Pedanterie, aber auch viel Plumpes und Schwerfälliges, das neben der zarten und gebrechlichen Feinheit und Zierlichkeit Anna's noch grotesker wirkt. Er giebt blos einen knurrenden Ton von sich, der unverständlich bleibt.)

Anna (in der Thüre, indem sie mit der Faust an dem anderen Flügel zu trommeln beginnt, lauter): Gustav!

Gustav: Was ist denn schon wieder? Du siehst doch —

Anna (sehr energisch und herausfordernd): Wie ist denn das eigentlich? soll ich heute verhungern? Gegessen wird wohl in diesem Hause überhaupt nicht mehr?

Gustav (ärgerlich, indem er in seinen Akten wühlt): Ich bitte Dich, liebes Kind, — vor einer Stunde ist gar nicht daran zu denken!

Rieke (kommt langsam durch die Thüre rechts und geht mit schweren mürrischen Schritten nach der Konsole im Hintergrunde links, wohin sie den Leuchter stellt; ärgerlich und verdrossen vor sich hin): Auch ein nettes Pflänzchen, — mein Hans! aber warte blos! (Durch die Thüre links ab.)

Anna (gleichzeitig mit Rieke): Es ist also Dein fester Entschluß, mich verhungern zu lassen!

Gustav (ärgerlich): Aber wenn ich Dir schon sage — Du siehst ja doch —

Anna: Du hättest Dir das vorher überlegen müssen — vor der Hochzeit.

Gustav: (auf die Uhr sehend.) Es ist überhaupt auch erst acht —

Anna: (mit einem bedeutenden Blicke.) Das Conzert fängt gerade an.

Gustav: (kurz) Und es geht einmal nicht anders — ich kann Dir nicht helfen.

Anna (schlägt empört die Thüre zu und kommt wütend wieder in den Vordergrund. An dem Tische bleibt sie einen Augenblick ratlos stehen, mit den Geberden eines geärgerten Kindes, zerknüllt ihr Taschentuch und blickt von einem Gegenstand zum anderen herum, wie nach einem Opfer, an dem sie ihre Wut auslassen könnte. Endlich öffnet sie hastig das Pianino und drischt wütend einen Berliner Gassenhauer, mit absichtlich schriller und kreischender Stimme dazu singend, während sie herausfordernde Blicke nach dem Bureau wirft. Sie irritirt sich selbst durch ihren Gesang; die Stimme wird immer schriller und erhält bald einen heiseren Klang; man merkt wie sie mit den Thränen kämpft. Plötzlich reißt sie mitten im Spiele jäh ab, springt auf, stürzt nach dem Bureau, stößt die Thüre auf und ruft mit zitternder, dem Weinen naher Stimme, in welcher sich Aerger und Zärtlichkeit mischen): So setz Dich aber doch wenigstens heraus — zu mir — (indem sie auf den Tisch in der Mitte deutet) Da — (plötzlich in lautes Schluchzen ausbrechend.) Es ist ja eine Dummheit von mir — aber ich kann einmal nicht so allein sein; ich vertrage es nicht; es ist zu entsetzlich! (sie geht, da sie sich ihrer Thränen schämt, an den Tisch in der Mitte und wirft sich heftig schluchzend in den Fauteuil, das Gesicht in den Händen vergrabend.)

Gustav (blickt verwundert von seinen Akten empor und springt, da er ihre fassungslose Aufregung sieht erschreckt auf. An der Thüre blickt er zögernd noch einmal nach seinen Akten zurück und rückt verlegen und ratlos an seiner goldenen Brille. Dann kommt er bis dicht vor sie, wo er den Oberleib vorgebeugt, die Beine breit auseinandergestellt und mit ungeschickten Geberden der Hände vor sich hin in einer täppischen und unbeholfenen Posse stehen bleibt.) Ja aber aber — aber — wer wird denn weinen? was — ja was ist denn nur los? (mit linkischer Zärtlichkeit, während sie wie ein unartiges Kind nur desto heftiger weint.) Schau, liebe gute Annie! schau, sei doch wieder gut! ich will ja — (plötzlich sich seiner Arbeit erinnernt.) Aber Donnerwetter es geht einmal nicht anders! ich muß — (er will sich wieder nach dem Bureau wenden.)

Anna: (vom Sessel aufstehend, in einem ganz anderen, sehr tyranischen Tone.) Du wirst Dich da heraussetzen! ich will daß Du dich da heraussetzest! es ist keine Laune, sondern ich will sehen, ob Du noch einen Rest von Gefühl für mich hast!

Gustav (indem er sich auf der Schwelle verwundert umkehrt, kopfschüttelnd): Aber das ist ja doch ein Unsinn. Ich bin ja gleich fertig.

Anna (mit falschem Pathos indem sie sich in einen künstlichen Ernst hineinredet).: Gut — dann ist es aber überhaupt aus — überlege es Dir wohl! Wenn ich Dir nicht einmal mehr soviel gelte — ach wie hast Du mich getäuscht!

Gustav (macht eine ungeduldige Bewegung als wollte er heftig erwidern, besinnt sich aber dann, geht achselzuckend in das Bureau und kommt mit einem schweren Pack von Schriften und einem großen Bleistift hinter dem Ohre wieder nach dem Tische in der Mitte. Er stößt die Akten ziemlich unsanft auf den Tisch, stemmt beide Hände dahinter auf und blickt sie eine Weile strenge mit mitleidigen Vorwürfen über ihren Unverstand an, dann setzt er sich nieder, zieht den Bleistift hinter dem Ohr hervor und vertieft sich in seine Arbeit.)

Anna (hat seine Bewegungen aufmerksam verfolgt; wie er ihr nachgiebt, blitzt es in ihrer Miene triumphierend auf; sie beeilt sich aber, ein ernstes und beleidigtes Gesicht zu bewahren und hält seinen strengen Blick mit kalter Würde aus. Erst wie er in seine Arbeit versunken und nicht mehr mit ihr beschäftigt ist, überläßt sie sich wieder ihrem Uebermut. Sie fängt ganz leise an, an seinen Akten zu ziehen und zu zupfen. Wie er es endlich merkt und verwundert aufblickt, bricht sie in ein schallendes Gelächter aus und macht, indem sie in dem Fauteuil aufkniet und die beiden Zeigefinger schelmisch aneinder reibt, eine schadenfrohe Geberde: Kisch Kisch — Kisch! Du hast doch machen müssen was ich will.

Gustav (strenge, pedantisch, indem er sich etwas zurücklehnt): Wenn Du jetzt nicht gleich stille bist und Dich ganz ruhig verhältst, dann geh ich augenblicklich wieder hinein. Mein Wort darauf. Du wirst mich noch ernstlich böse machen. Du bist doch rein wie ein Kind. —

Anna (trotzig, indem sie ihm über den Tisch hinüber mit dem Zeigefinger vor der Nase herumdemonstriert): Oho! Das giebts nicht mehr. Das wird jetzt nicht mehr geduldet, daß man eine Frau wie ein Kind behandelt — wird nicht mehr geduldet mein verehrter Herr! Ich habe darüber erst heute ein Buch gelesen — Mein Gott, wenn man den ganzen Tag allein ist und gar keine Zerstreuung hat, dann liest man eben solche Bücher!

Gustav (schon wieder bei seiner Arbeit, nur halb hinhörend): Was für ein Buch?

Anna (schnippisch): Eben ein Buch von meinen Büchern. Ich frage Dich ja auch nicht nach Deinen Akten; es ist überhaupt besser: jeder lebt für sich, ohne den andern mit seinen Anlegenheiten zu belästigen. Das ist viel bequemer und vornehm ist es auch.

Gustav (philiströs): Ich habe Dir schon öfter gesagt, daß ich solche Reden nicht mag — nicht einmal im Scherze. Sie stehen einer anständigen Frau nicht an.

Anna (geringschätzig): Du hast überhaupt ziemlich veraltete Ansichten. Das ist jetzt alles ganz anders.

Gustav: mag sein. Du wirst aber —

Anna: Ich werde nach meinem Gewissen und nach meinem Gefühle handeln, wie es einer modernen Frau zukommt. Diese alten Sachen sind vorbei.

Gustav (einen Pack Akten hochhebend, heftig): Du wirst (er hält plötzlich ein und besinnt sich; dann mit einem Blick, als wollte er ihr nicht den Gefallen thun sich in einen Streit einzulassen, indem er seinen Aerger verbeißt). ja freilich! (indem er geflissentlich laut in den Akten zu lesen beginnt.) „Wenn nun dagegen der Beklagte einwendet, daß die Klägerin in der fraglichen Zeit —“

Anna: Hans sagt es auch. Er ist vollständig meiner Meinung.

Gustav: „In der fraglichen Zeit auch mit anderen —“

Anna: Hans ist überhaupt ein reizender Mensch. Es ist kaum glaublich, daß zwei Freunde so verschieden sein können. — Er denkt über die moderne Frauenbewegung sehr vernünftig.

Gustav (wiederwillen sich auf eine Antwort einlassend): Das solltest Du doch schon wissen, daß Hans prinzipiell immer das Gegentheil von seiner Meinung sagt — und meistens kennt man sich überhaupt gar nicht aus.

Anna: Ich finde daß man sich sehr gut auskennt. Ich kenne mich vortrefflich aus. Es gehört nur eine gewisse seelische Feinheit dazu. (Mitleidig.) Freilich wer die nicht hat —

Gustav (indem er vor Aerger wieder laut zu lesen beginnt): „so ist dagegen die ausdrückliche Versicherung zu halten, welche der Angeklagte in seinem Briefe —“ Dieser Brief ist also die Hauptsache. (Er sucht in den Akten.)

Anna: Es giebt eben Naturen, die sich verstehen — da genügt die geringste Andeutung, und andere verstehen sich überhaupt nie.

Gustav (indem er den gesuchten Brief findet): Aha! Das ist der Brief!

Anna: Mit Hans habe ich mich gleich von Anfang an verstanden.

Gustav (murmelt den Inhalt des Briefes halblaut vor sich hin und hält sich die Ohren zu).

Anna: Und wunderschöne Augen hat er — — daß muß man ihm lassen.

Gustav (wie oben; thut als ob er sie nicht höre.)

Anna: Überhaupt — ich habe etwas für ihn. (sie macht eine ärgerliche Geberde, da die erhoffte Wirkung ihrer Worte ausbleibt. Plötzlich springt sie auf und läuft durch die Thüre links ab.)

Gustav (thut, als ob er es nicht bemerke. Wie sie draußen ist, lehnt er sich erschöpft zurück und atmet tief auf; er nimmt die Brille ab, putzt sie mit dem Taschentuch und wischt sich den Schweiß von der Stirne, während er, die Backen aufblasend, einen Seufzer der Erleichterung ausstößt. Wie er sie zurückkommen hört, nimmt er gleich wieder die frühere Haltung an.

Anna (durch die Thüre links, ein Körbchen mit Kuchen, Gebäck und Zuckerwerk in der Hand, welches sie auf den Tisch unmittelbar vor Gustav stellt, indem sie die Akten unsanft bei Seite schiebt, um seine Aufmerksamkeit zu erregen): Du erlaubst schon! (sie beißt heftig in das Gebäck, so daß es kracht.)

Gustav: „Wenn also der Beklagte jetzt auf einmal seine damaligen Aussagen widerruft“ — (indem er einen dicken Strich in das Papier macht; sehr laut und heftig, indem er seinen ganzen Groll in das Wort legt): Widerruft —

Anna: Ich sterbe nämlich fast vor Hunger.

Gustav: — „So kann derlei unbegründeten und leichtfertigen Ausflüchten durchaus keine Glaubwürdigkeit zugemessen werden — (wie oben, beinahe schreiend) durchaus keine Glaubwürdigkeit zugemessen werden!“

Anna: Es ist mir zwar sehr ungesund — Süßigkeiten auf nüchternen Magen — der Arzt hat es ausdrücklich verboten —

Gustav: „— und ist insbesondere diese geflissentliche Verschleppung durch immer neue Einwände —

Anna: Alles andere eher, sagt der Arzt — aber doch noch lieber als verhungern — (immer lauter, indem sie sich über den Tisch zu ihm hinüberbeugt, ihm fast ins Ohr schreiend) Verhungern — verhungern!

Gustav (immer heftiger mit dem Bleistift in den Akten herumfuchtelnd, immer lauter, um ihre Stimme zu übertönen): „Diese geflissentliche Verschleppung durch immer neue —

Anna (plötzlich von hellem Zorn gepackt, indem sie das Körbchen wütend auf den Tisch stößt, so daß die Kuchen nach allen Seiten herausfliegen): Ach was! Du bist eben ein ganz herz-, gemüt- und

gewissenloser Barbar! (Sie ist aufgesprungen, wendet sich um, steckt mit nervösen Griffen die Haare auf und geht an den kleinen Schreibtisch links, wo sie unter den Nippes herumwühlt.)

Gustav (lehnt sich, wie er bemerkt, daß Anna die Belagerung aufgiebt, tief aufatmend in den Lehnstuhl zurück, Akten und Bleistift weglegend, und trocknet sich den Schweiß. Nach einer kleinen Pause blickt er forschend nach ihr hinüber, was sie eigentlich treibe.)

Anna (nimmt von dem Tischchen links eine künstliche Maus, setzt sich auf den Sessel vor dem Pianino, zieht das Räderwerk der Maus auf und läßt sie auf dem Boden laufen, mit ihr spielend und ihr allerlei Liebkosungen zurufend. Nach einer kleinen Pause, müde des Spieles, läßt sie die Hände in den Schoß sinken und sagt, wie zu sich selber, mit gespielter Melancholie): Und wenn man damit vergleicht, wie die jungen Mädchen sich das vorstellen — die tausend einfältigen Hoffnungen und Träume — und jetzt! (indem sie mit einer schwermütigen Geste die Maus an der Schnur emporschwingt). Das ist das Einzige! das ist mein Leben! sonst bietet einem die Ehe nichts! — ach ja, ich bin sehr unglücklich! (Da sie sieht, daß ihr Spiel die Wirkung verfehlt, springt sie auf, die Maus verächtlich wegwerfend, geht nach der anderen Seite und wirft sich auf die Chaiselongue. Plötzlich in einem ganz anderen Tone.) Martha war heute hier. Was die wieder alles erzählt hat! sie läßt Dich übrigens bestens grüßen. (Da Gustav hartnäckig schweigt, erbost, indem sie mit ausgestrecktem Arm an dem Fauteuil zupft.) Du, hörst Du? Martha laßt Dich grüßen!

Gustav (mit einer geringschätzigen Geberde, ohne seine Arbeit zu unterbrechen): Hat große Füße!

Anna (gierig die Gelegenheit benutzend, um ihn zu einem Gespräch zu verführen). Hans hat auch große Füße — eben so große —

Gustav (ärgerlich, indem er sich widerwillig zu einer Antwort hinreißen läßt): Das ist was anders. Ein Mann kann große Füße haben!

Anna: Eine Frau kann auch große Füße haben —

Gustav (wütend): Kann! kann! Natürlich kann sie, aber es kommt darauf an —

Anna (hartnäckig): Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Es müssen der Frau unbedingt die gleichen Befugnisse eingeräumt werden wie dem Manne. Davon lassen wir uns nicht mehr abbringen.

Gustav (schlägt verzweifelt die Augen auf und trommelt vor Grimm mit den Fingern.)

Anna (indem sie eine zierliche Pose auf der Chaiselongue annimmt und ihre Füßchen sehen läßt, kokett): Ich spreche ja wirklich nicht

für mich — mein Gott, mir kann es egal sein — ich habe es wahrhaftig nicht nötig — (nach einer Pause da Gustav ihrer verlockenden Geberde keinen Blick schenkt, indem sie die Hände über dem Gesicht zusammenschlägt und heftig zu weinen beginnt, tragisch): Du liebst mich nicht mehr! o, Du liebst mich nicht mehr!

Gustav (aufspringend, indem er mit der Faust auf die Akten schlägt): Aber Himmel Donnerwetter — jetzt reißt mir doch endlich —

Anna (immer heftiger schluchzend): Du liebst mich nicht mehr — suche es mir nicht zu verheimlichen — Du hast mich nie geliebt! (Plötzlich wütend aufspringend in hellem Zorn) Aber ich verlange wenigstens eine anständige Behandlung! Wenn Du von Martha sagen kannst, daß sie große Füße hat, dann mußt Du auch von den meinen — (sie vollendet den Satz durch eine Geberde). Und das ist mein Recht, davon lasse ich nicht, das steht im Gesetz — sonst taugt das ganze Gesetz überhaupt nichts! (indem sie erschöpft tief Atem holt.) So, jetzt weißt Du's! Es war unvermeidlich, daß wir uns endlich einmal aussprechen mußten — klipp und klar.

Gustav (der aufgestanden ist, mit großer Erregung): Jawohl, darin hast Du ganz recht, daß wir uns endlich einmal gründlich aussprechen müssen. Ich habe es jetzt gerade genug. Du bist ja rein wie verrückt — neuestens.

Anna: Natürlich! beleidige mich nur noch auch — vielleicht wirst Du mich nächstens auch schlagen — ich bin ja blos ein wehrloses Weib! Ach, wenn meine arme Mama —

Gustav (sehr brüsk): Die Mama lassen wir lieber überhaupt weg, die hat damit gar nichts zu thun.

Anna: Natürlich! jetzt darf ich nicht einmal mehr eine Mutter haben! Ich bin ja bloß eine Sklavin — eine Sache —

Gustav (mit den Armen fuchtelnd): Du kannst Einen geradezu zur Verzweiflung treiben!

Anna: Du hast mich schon längst zur Verzweiflung getrieben.

Gustav: Ja, aber um Himmels willen, was ist denn nur überhaupt geschehen?

Anna: Ich bin so unglücklich! Du liebst mich nicht mehr — Du vernachlässigst mich — Du läßt mich mit meinem Kummer allein — nicht einmal ins Bülow-Konzert —

Gustav (in höchster Wut, indem er ihr den Rücken wendet und im Zimmer auf und ab zu laufen beginnt): Ah, man kann ja mit Dir überhaupt nicht mehr reden.

Anna (höhnisch): Ja — gut genug für die Küche allenfalls und um Knöpfe anzunähen! Das ist Deine Auffassung vom Weibe!

Gustav (mit großen Schritten im Zimmer auf und ab gehend): Meine Auffassung vom Weibe ist die eines redlichen und verständigen Mannes, der sich einen braven und treuen Kameraden fürs Leben wünscht, der kein edleres Glück kennt und keinen heißeren Wunsch hat — (plötzlich sich unterbrechend) ach was! Das weißt Du ja alles ganz genau! Es wäre traurig genug, wenn ich Dir's erst sagen müßte. (Indem er geradenwegs auf sie losgeht und sie bei der Hand faßt.) Anna, ehrlich und offen heraus — was ist, worin kannst Du Dich beklagen? was willst Du?

Anna (verwirrt, indem sie den Blick senkt, ohne gleich eine rechte Antwort zu finden): Ja, das eben — das müßtest Du — Du müßtest das wissen, was ich will. Das ist ja eben das Unglück, daß ich Dir das erst sagen soll.

Gustav (indem er unwillkürlich ihre Hand losläßt, sehr ernst und strenge): Das heißt gar nichts. Das sind Launen und romantische Kapricen — aber Du bist kein Kind mehr, sondern eine erwachsene und verständige Frau und als solche hast Du zu handeln.

Anna (etwas kleinlaut durch seinen strengen Ton, aber mit einem letzten Aufgebot von Trotz): Ah pah! das imponiert mir gar nicht, daß ich eine verständige Frau sein soll. Ich will mich amüsieren —

Gustav: Du wirst Dich auch amüsieren, so weit es unsere Verhältnisse gestatten —

Anna (trotzig): Ich will mich überhaupt amüsieren.

Gustav (mit väterlicher Zärtlichkeit, indem er den Arm um sie legt): Schau, Anna, ich habe ja auf der ganzen Welt keinen anderen Wunsch, als Dich glücklich und froh zu machen. Dafür arbeite ich und mühe mich — mein ganzes Leben wäre ja sonst verfehlt und ohne Wert. Aber Du mußt auch was dazu thun. Du mußt mir ein klein wenig guten Willen entgegenbringen und darfst auf die thörichten und grolligen Schrullen nicht hören, die in diesem nichtsnutzigen Gehirnchen manchmal aufblitzen. Nicht wahr, Du versprichst mir es? Du wirst Vernunft annehmen und mir eine liebe, brave, deutsche Hausfrau werden, wie ich es mit so innigen Wünschen träume — und machst mir keine solche Szene mehr? (er blickt sie eine Weile zärtlich fragend an; da sie ohne Antwort das Köpfchen trotzig gesenkt hält, geht er in starker innerer Bewegung wieder an den Tisch und ordnet mechanisch seine Akten.)

Anna (verharrt einen Moment nachdenklich in derselben Stellung; dann, indem sie trotzig den Kopf zurückwirft, mit einer enttäuschten, geringschätzigen Geberde): Brave deutsche Hausfrau! pah — da mach ich mir nicht viel daraus! (Nach einem kurzen Nachdenken achselzuckend) Deutsche Frau! das klingt ja recht schön, aber — (sie geht langsam durch das Zimmer nach dem Hintergrunde.)

Gustav (am Tische stehend, sieht ihr ernst und traurig nach.)

Anna (plötzlich von einer übermütigen Idee gepackt, die ihr augenscheinlich ein ungemeines Vergnügen bereitet; mit einer raschen Wendung nach dem Tisch, wo sie die Klingel ergreift und heftig läutet): Jawohl! Häusliche Frau! na warte — das will ich Dir einmal zeigen! (Sie stürzt, immerfort heftig klingelnd, durch die Thüre im Hintergrunde nach dem Büreau.)

Rieke (durch die Thüre links erschreckt hereinstürzend): Gnädige Frau! Gnädige Frau!

Gustav (gleichzeitig, verwundert): Aber Anna! Anna!

Anna (atemlos durch die Thüre im Hintergrunde hereinstürzend; sie hat eine weiße Schürze vorgebunden, schlägt ein großes Tuch um den Kopf und, indem sie in der Rechten einen Besen schwingt und mit der Linken das Kleid aufschürzt, schreiend zu Rieke): Besen und Tücher! aber schnell, schnell! und Wasser — und alle Fenster auf — es soll ein großes Reinemachen — (sie packt den Fauteuil am Tische in der Mitte und stellt ihn auf die Akten Gustavs, stellt dann die anderen Stühle auf die Tische, fliegt nach dem Fenster und öffnet

dasselbe, dann, indem sie Gustav mit dem Besen zwischen die Beine fährt, daß er beinahe umfällt): Weg, weg — wenn Du schon siehst, daß ich den Pflichten der deutschen Frau —

Gustav (der vergeblich seine Akten zu retten sucht, hilflos): Anna, Anna!

Anna (schiebt den Tisch bei Seite, nimmt den Teppich weg und wirft ihn auf den Tisch, daß der Staub hoch aufgewirbelt wird): Ich will Dir zeigen — Du sollst mir Deine deutsche Hausfrau kennen lernen!

Rieke (gleichzeitig, kommt mit Besen, Tüchern, Bürsten und einem Kübel wieder, mit dem sie sofort den Boden überschwemmt. Es macht ihr Spaß, noch mehr herumzutoben als Anna.)

Anna (zügellos herumrasend): Deutsche Frau! Deutsche Hausfrau!

Gustav (lehnt sich mit einer fassungslosen Geberde an die Thüre im Hintergrunde.)

Rieke (rechts vorne, indem sie sich erschöpft einen Augenblick auf den Besen aufstützt): Na, wenn die keinen Vogel hat —!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Die Bühne stellt das Atelier Hans Gudes dar. Kostbare alte Tapisserien; Draperien aus orientalischen Stoffen; Wanddekorationen aus japanischen Fächern und Schirmen und annamitischen Helmen; an der Wand links eine Waffensammlung: lange arabische Gewehre, türkische Säbel, spanische Dolche, darüber die Farben und Mützen des alten Kouleurstudenten. Sitze in allen möglichen Formen und Größen: gothische Chorstüle, flemische Sessel und Bergèren; bunte Kissen und Sammetpolster; Teppiche und Bärenfelle. Fertige und angefangene Büsten, Ornamente und Statuen; einige in nasse Tücher eingeschlagen. Links eine Thüre in das Schlafgemach: in der Mitte des Hintergrundes eine Thüre nach dem Korridor. Rechts 2 Fenster auf die Straße; davor eine Chaiselongue; in der rechten Ecke eine spanische Wand, mit ausgelassenen Karikaturen beklebt. In der Mitte ein Postament, darauf eine angefangene Arbeit einer tanzenden Zigeunerin, davor ein Schemel, daneben eine Gliederpuppe. In der ganzen Einrichtung viele Eleganz und künstlerischer Geschmack, aber eine große Unordnung.

Hans: (in schwarzem Samtrock, Barett, Pantoffeln, eine kleine Holzpfeife im Munde; indem er von dem Postament herunterspringt und ein wenig zurückwill, um seine Arbeit zu prüfen; mit einem zornigen Fluch zwischen den Zähnen). Himmel Herrgott Donner — (er wirft Lehm und Stift weg und macht eine ärgerliche Geberde). Da soll denn doch der — (er zündet wütend seine Pfeife an und blickt nachdenklich auf seine Arbeit. An der Thüre am Hintergrunde wird zweimal heftig geklingelt. Ohne darauf zu achten, vor sich hinbrummend, indem er wieder auf das Postament steigt). Ja freilich! (er will wieder seine Arbeit beginnen. Es klingelt heftiger) Bettelvolk übereinander! (Da es noch heftiger klingelt mit einer ärgerlichen Geberde auffahrend und schreiend). ich brauche kein Modell, ich kaufe keine Photographien, ich habe keine alten Kleider — und außerdem bin ich überhaupt gar nicht zu Hause — verstanden?

Rieke: (von draußen indem sie immer heftiger klingelt). Aber Hans! ich bin es ja!

Hans: (mit einer Geberde komischer Verzweiflung, während er nach der Thüre im Hintergrunde geht). Die hat mir gerade noch gefehlt! (indem er aufschließt und Rieke eintreten läßt, sie unwillig anfahrend) Du bist wohl verrückt geworden! Was fällt Dir denn eigentlich ein — —

Rieke: (in einer geschmacklos aufgedonnerten Toilette, halb Köchin, die Sonntag spazieren geht, halb Kokotte. Indem sie ihm stürmisch um den Hals fällt.) Mein geliebter Hans!

Hans: (indem er sich unwillig von ihr losmacht, sehr unhöflich). Ja freilich — danke ergebenst! Wenn ich Dich bestelle, dann ist das recht schön. Aber so mir nichts, dir nichts — so wollen wir uns das denn doch lieber nicht einrichten — was ist denn, was hast Du denn?

Rieke: (hat, wie er sich von ihr losmacht einen raschen und heftigen Blick durch das Atelier geworfen und ist sofort sehr eilig mit ihren großen Dragonerschritten nach der Thüre links gegangen, welche sie aufstößt um in dem Schlafzimmer nachzusehen. Dann erst wendet sie sich beruhigt wieder um und sagt vorwurfsvoll, indem sie ihn verächtlich anblickt.) Ich meinte schon — denn Dir kann man alles zutrauen! (drohend) ich möchte es Dir aber nicht rathen. —

Hans: (Mit wachsendem Aerger.) Was denn — vielleicht — Ah, eifersüchtig auch noch? Da hört doch — Ich kann Weiber bei mir haben so viel ich will — ich kann —

Rieke: (trocken ruhig.) Ja ja — reg Dich nur nicht so auf — blos: wenn ich einmal eine finde — der kratze ich die Augen aus — damit Du bloß weißt! (Sie geht ruhig nach der Chaiselonge rechts, wo sie Hut, Schirm und Mantel ablegt.)

Hans: (geht ärgerlich ohne recht zu wissen was er thun soll um das Postament herum nach dem Vordergrunde, schiebt sein Barett auf den Hinterkopf zurück und pafft, die Hände in den Taschen in großen Zügen den Rauch aus seiner Pfeife, mit einem geringschätzigen Ton.) Weißt Du: Du wirst mir überhaupt mit jedem Tage mehr zuwider. Es ist durchaus kein Vergnügen mehr — mit Dir. Du fängst an, mir unbequem zu werden — unbequem, ja wohl! Das ist das richtige Wort.

Rieke (die es sich auf der Chaiselongue bequem gemacht hat): Ich habe heute gerade Ausgang — zufällig!

Hans (wütend): Ich habe aber heute gerade zu arbeiten — zufällig.

Rieke (mit einer geringschätzigen Geberde): Mein Gott, Deine Arbeit!

Hans: (aufs neue wütend) Und was ist denn das überhaupt für eine Manier, sich von zu Hause wegzuschwindeln —

Rieke: (immer sehr ruhig und trocken.) Ich habe mich gar nicht weggeschwindelt, sondern die gnädige Frau hat den Herrn beinahe geprügelt und da haben sie sich denn doch genirt vor mir und haben mich fortgeschickt. Da habe ich mir gedacht: Das ist der Finger Gottes, weil ich Dir schon längst was zu erzählen habe. Nemlich —

Hans: (der sich seufzend in sein Geschick zu finden sucht indem er an die Chaiselonge vor sie hintritt.) Schon wieder? ist es ein neuer Hut, oder ist es ein neues Kleid? machs wenigstens rasch!

Rieke: Es ist eine sehr ernste und wichtige Geschichte.

Hans: Das kann ich mir denken.

Rieke: (indem sie ihn mit einer sehr ernsthaften Mine anblickt und die linke Hand mit auseinandergespreizten Fingern vor sich hinstreckt.) Es handelt sich um mein Lebensglück. —

Hans: (der über ihr Pathos lachen muß, sieht sie mit übermütiger Neugierde an.) Ah — geh!

Rieke: Und um meine Ehre!

Hans: (nachdem er sie eine Weile blinzelnd angeguckt; indem er mit einer komischen Geberde ihre Hand ergreift und ihren Puls fühlt.) Der Puls ist aber noch ganz normal —

Rieke: (macht sich von seiner Hand los, indem sie ihm einen leichten Schlag giebt, steht auf, entfernt sich einige Schritte von ihm und sagt dann immer mit derselben ernsthaften Miene und mit einer außerordentlichen Wichtigkeit.) Ich will mich verändern.

Hans: Das ist jedenfalls das gescheiteste, was Du thun kannst.

Rieke (ohne sich durch seinen Uebermut irgendwie stören zu lassen, mit großem Ernst und als ob sie eine eingelernte Lektion heruntersage.) Ich habe diese unwürdige Stellung satt. Ich will nicht länger ein Weib zweiter Classe sein. Ich ertrage diese zweideutige Situation nicht länger.

Hans (sprachlos vor Erstaunen, indem er sich auf die Chaiselongue fallen läßt): Rieke, Rieke, ich glaube wirklich, Du hast den Verstand verloren.

Rieke (wie oben): Ich bin dahineingeraten, weiß selber gar nicht wie! Man ist eben so dumm und hilflos und schlecht beraten und lebt so in den Tag hinein, denkt nicht an morgen und wird immer von seinem Gefühle betrogen. Wir armen Mädchen sind wirklich sehr zu bedauern. Gott, wie schäme ich mich jetzt und bereue! Aber ich bin fest entschlossen: ich will mich verbessern.

Hans (mit scheinheiliger Miene sie persiflierend): Amen!

Rieke: Ich will nicht länger Deine Geliebte sein —

Hans: Geliebte — oh, oh! wer wird denn gleich so harte Ausdrücke gebrauchen — wegen so ein bißchen —

Rieke (indem sie ganz nahe an die Chaiselongue vor ihn hintritt mit einer gut einstudirten Geberde): Ich will nicht länger Deine Geliebte sein — und nebenbei auch noch im Dienst, sondern Du mußt mich aushalten — ja!

Hans (indem er von der Chaiselongue emporspringt, halb wütend, halb lachend): Was? Was? wa— oh! (Er streckt in heftigem Lachen die Arme von sich.)

Rieke (in der nämlichen Haltung): Ja, das ist mein ernstlicher Vorsatz!

Hans (nachdem er sich mit allerhand Kapriolen ausgelacht hat, indem er, das Barett in den Nacken zurückgeschoben, die kleine Pfeife herausfordernd im linken Winkel des Mundes, die Hände auf dem Rücken, vor sie hintritt, gutmütig, zutraulich und spöttisch): Sag' einmal, Mädel — wer hat Dir das in den Kopf gesetzt? Von wem ist das?

Rieke (macht eine beleidigte und feierlich protestierende Geberde.)

Hans (der sie nicht zu Worte kommen läßt, indem er sie zutraulich unter den Arm faßt): Schau', mir wirst Du doch so etwas nicht vormachen wollen — ich habe doch schon länger das Vergnügen —

Rieke (indem sie sich von ihm loszumachen sucht, mit gekränkter Unschuld): Aber ich weiß gar nicht — ich begreife gar nicht —

Hans (ohne ihren Arm freizugeben und ohne sie ausreden zu lassen): Du hast ja alle möglichen schlechten Eigenschaften: Du bist faul, Du bist gefräßig, Du bist habsüchtig, Du lügst Einen fortwährend an — aber sonst bist Du bisher doch immer ein ganz nettes und vernünftiges Mädel gewesen. Solltest Du wirklich plötzlich aus eigenem Antriebe übergeschnappt sein?

Rieke (ein wenig aus der Haltung gebracht und verwirrt, indem sie sich zu fassen sucht): man — man hat doch gewisse Pflichten gegen sich selbst —

Hans (sieht sie von oben herab mit einem pfiffig zwinkernden Blicke an und pfeift ihr mit einer komischen Geberde ins Gesicht; dann, einer plötzlichen Eingebung folgend, indem er lustig mit den Fingern schnalzt, zieht er sie auf das Postament an die Stelle der Gliederpuppe und macht sich wieder an seine Arbeit, indem er sich anschickt, sie als Modell zu benutzen): Komm' — komm' — komm'! Stell' Dich einmal daher — so — mehr links —

Rieke (protestierend): Aber —

Hans (indem er ihr die richtige Haltung giebt): So sei nicht so — streck einmal den Arm aus — den anderen — so — etwas gebogen — nicht gar so sehr — Herrgott, bist Du ungeschickt! (Er richtet sie.)

Rieke (widerstrebend): Aber so laß Dir doch —

Hans: Ruhig, ruhig! — Du wirst sehen: da verständigen wir uns viel leichter. (Er nimmt Stift und Lehm wieder, um seine Arbeit fortzusetzen.) Und daß Du Dich ruhig hältst — nicht rühren, sonst — (Er macht eine drohende Geberde mit dem Lehmklumpen.)

Rieke (die sich sehr unbehaglich fühlt): Aber —

Hans (sie heftig anfahrend): Ruhig — habe ich gesagt.

Rieke (ängstlich): Ich habe aber ein ganz neues Kleid —

Hans (barsch, aber man merkt, wie sehr ihn die Situation amüsiert): Das geht mich gar nichts an! Das überleg Dir ein ander Mal vorher!

Rieke (die, ganz verdutzt, sich nicht zu rühren wagt, schüchtern): Aber blinzeln — darf ich denn nicht wenigstens blinzeln? — Sonst werden Einem ja die Augen ganz —

Hans (brummig, während er eifrig auf seine Arbeit losschlägt): Meinetwegen — aber nicht mehr, als absolut nötig ist, sonst —! (Kleine Pause, während Riecke mit einer kläglichen Miene sich nicht zu rühren wagt.) Und jetzt rede — wenn Du 'was zu reden hast — aber vernünftig!

Rieke (erleichtert): Also geredet — geredet darf doch werden?

Hans: Aber daß Du Dich nicht rührst dabei!

Rieke: Nein — blos mit dem Mund.

Hans: Und blos angenehme Sachen — das bitte ich mir aus — daß Du mich nicht aus der Stimmung bringst! (mit einem drohenden Blick) weißt Du: die Stimmung!

Rieke (immer sehr schüchtern und ängstlich, weil sie bei jeder lebhaften Bewegung Gefahr läuft, entweder vom Postamente herunter zu fallen oder an den Lehm zu streifen.) Ja, ja — aber warum soll Dir denn das — schau, das kann Dir ja doch nicht unangenehm sein, wenn ich mich verbessern will.

Hans: (einen großen Klumpen Lehm auf seine Arbeit werfend; sehr heftig schreiend) Wer hat es Dir eingeredet? — ich will jetzt wissen, wer es Dir eingeredet hat.

Rieke: Aber niemand — ich weiß gar nicht, was Du immer hast. (Indem sie unwillkürlich wieder die pathetische Haltung von früher annimmt und den Arm mit einer deklamirenden Geberde ausstreckt). Es ist mein eigenes Gefühl, das mir sagt —

Hans: (komisch mit dem Lehm drohend) Du! — Du! Ich sage Dir —!

Rieke: (stockend und stotternd, da sie ohne die großen Geberden ihren eingelernten Text verliert) Nämlich — man ist sich das selber schuldig — man — (weinerlich) man hat doch schließlich auch ein gewisses Ehrgefühl.

Hans: (nach einer Pause, während welcher er sie schelmisch ansieht; gemütlich) Schau Riekerl! — sag' die Wahrheit! Von wem hast Du's denn?

Rieke: (wütend, da sie sich nicht mehr zu helfen weiß) Ich bitte Dich, laß mich in Ruhe, wenn ich Dir schon hundertmal — (plötzlich) und die lange Flora sagt auch —

Hans: (mit großem Behagen, daß er ihr's endlich herausgebracht hat) Also die lange Flora!

Rieke: (plötzlich sehr hastig redend, um ihren Ärger zu maskiren) Ja, die lange Flora — die war auch im Dienst, es ist noch gar nicht so lange her — und jetzt hat sie so große Federn — und einen Grafen —

Hans: Und das möchtest Du auch? Gelt?

Rieke: Ich möchte blos — sie hat eben ganz recht; man muß vernünftig sein — man darf heutzutage nicht so leichtsinnig drauf los leben, und ein Mädchen ohne Grundsätze und die ihre Jugend nicht benutzt — die ist verloren.

Hans: Sagt die lange Flora? (Mit schalkhaftem Ernst) Na weißt: wenn ich es ernstlich überlege — sie hat wirklich ganz recht — die lange Flora.

Rieke: (mit Freude und Dankbarkeit) Nicht wahr? Na, ich hab's ja gewußt, daß Du —

Hans: (trocken) Ja, Du mußt Dir wirklich auch einen Grafen suchen.

Rieke: (enttäuscht; macht ein verdutztes dummes Gesicht) Aber — ich habe blos gedacht — nämlich — Du wärst doch eigentlich so gewissermaßen der nächste —

Hans: (sie heftig anfahrend, indem er mit dem Fuß aufstamft) Den Arm sollst Du ruhig halten! Herrgott — Donner —

Rieke: (verdutzt, schüchtern) Aber — aber — ich habe ja gar nicht —

Hans: (m t gutgespieltem Zorn) Ja, Du hast! Widersprich mir nicht auch noch — sonst — (indem er ihren Arm richtet).

Rieke: (nach einer kleinen Pause schüchtern) Mir scheint — Du hast keine besondere Lust —

Hans: Nein — danke — ich bin kein Graf.

Rieke: Es ist blos — das kannst Du einem doch nicht übel nehmen, daß man es mit der Zeit zu etwas bringen möchte. Man will eben emporkommen. Man hat so einen gewissen höheren Drang. Und natürlich

habe ich da zuerst an Dich gedacht, wenn Du — aber vielleicht weißt Du einen guten Bekannten —

Hans: (etwas milder gestimmt) Na, darüber ließe sich eher reden — allenfalls. Warum hast Du denn das nicht gleich gesagt?

Rieke: (durch seinen Ton ermutigt; zuversichtlicher) Und schau — das kannst Du einem doch wahrhaftig nicht verargen: Endlich und schließlich — das kommt auch noch dazu — endlich und schließlich muß unsereins doch auch einmal ans Heiraten denken — und wer nimmt denn heutzutage ein Dienstmädchen? Dagegen —

Hans: Natürlich! — nein, was diese Flora gescheit ist! (es wird draußen ganz leise und behutsam geklingelt. Rieke macht eine überraschte Wendung. Hans winkt ihr, sich ruhig zu verhalten und horcht nach der Thüre hin. Nach einer kleinen Pause wird ein wenig stärker und zuversichtlicher geklingelt).

Hans: (leise, während er das Postament verläßt) Warte einmal! Pst! (an der Thüre, nachdem er einen Augenblick gehorcht hat). Wer ist denn hier?

Anna: (von außen, mit zitternder, kaum vernehmlicher Stimme) Ich bin es, Hans!

Hans: (fährt, wie er ihre Stimme erkennt, in freudigem Schreck zusammen und gerät in große Verwirrung; seine erste Bewegung ist nach der Thüre um zu öffnen; dann erinnert er sich Rieke's. welche er mit wütenden Blicken betrachtet, von dem Postament herunterzieht und eilig nach der Thüre links schleppt; ganz leise aber sehr heftig) Siehst Du, das kommt davon — von Deinem verwünschten — Du gehst da hinein und rührst Dich nicht.

Rieke: (ganz erschreckt, daß sie so unsanft gezerrt wird) Ja, ja.

Hans: (indem er sie in sein Schlafzimmer hineinschiebt, die Thüre hinter ihr versperrt und den Schlüssel abzieht) Und keinen Laut! Verstanden? Keinen Laut — sonst sollst Du was erleben. (Indem er, mit Mühe seine Aufregung bemeisternd, nach der Thüre im Hintergrunde läuft, um Anna zu öffnen) Ah — ah — ah —

Anna: (durch die Thüre im Hintergrunde; sehr elegant und tief verschleiert; mit einer nervösen Lustigkeit und künstlichen Ungenirtheit) Endlich! Gott sei Dank — ich dachte schon —

Hans: (indem er ihre Hände ergreift und stürmisch küßt, mit großer Freude, aber ängstlichen Seitenblicken nach der Thüre links) Ach, Anna — liebe, süße, angebetete Anna — ich bin ja ganz konfus vor Freude und Glück und —

Anna: (indem sie, erschreckt durch seine Leidenschaftlichkeit, sich von ihm freimacht, ihn verläßt und nach der Chaiselonge rechts geht) Um Gotteswillen, Hans, wenn uns jemand hörte!

Hans: (verwirrt. mit einem ärgerlichen Seitenblick auf die Thüre links, während er sich erhebt und verlegen nach dem Vordergrund kommt) Wo denken Sie hin — wer soll denn — wir sind hier doch ganz allein!

Anna: (während sie Hut und Mantel ablegt und sich neugierig in dem Atelier umsieht; kokett) Ich bin aber nicht gekommen, um mit Ihnen allein zu sein — sondern — (sie zögert einen Augenblick) ich möchte das einmal sehen, so eine Künstlerwirtschaft — aus Neugierde — (plötzlich in einem anderen Ton, wie einer raschen Eingebung folgend) Oder eigentlich — haben Sie eine Cigarette?

Hans: (der in augenscheinlicher Verwirrung dasteht, ohne recht auf sie zu hören, nur mit seinem Ärger über die Anwesenheit Rieke's beschäftigt, nachdenklich, wie er sich aus der Situation ziehen könne; plötzlich auffahrend, indem er die Cigaretten holt) Cigaretten — ja! — Cigaretten! — hier, bitte — oder — Sie können auch eine Cigarre haben.

Anna: (lachend, indem sie eine der Cigaretten nimmt) Nein, danke — aber was haben Sie denn heute? Sie sind so merkwürdig —

Hans: (sich zusammennehmend) Ah — oh — nein, nein! Sondern das kommt nur — nämlich wir Künstler — so sind einmal die Künstler bei der Arbeit — ja so sind wir — das läßt sich nicht ändern — aber bitte (er reicht ihr ein brennendes Streichhölzchen für die Cigarette; sehr viel und hastig sprechend, um seine Verlegenheit zu maskiren, immer mit unwillkürlichen Blicken nach der Thüre links). Ja die Künstler — ja das sollte man gar nicht glauben — nämlich — es ist geradezu unglaublich, sage ich Ihnen: man nennt das die Stimmung oder auch den Geist — wenn der Geist über einen kommt — ja, da werden manche ganz verwirrt davon — (er löscht das Streichhölzchen, mit dem er bisher herumgefuchtelt hat, und läuft auf die linke Seite nach einem Aschenbecher, verzweifelt vor sich hin murmelnd) oh oh — was muß sie denn von mir denken, wenn ich — (mit einer wütenden Geberde nach der Thüre links, indem er die Faust ballt) aber — ah ah!

Anna: (gleichzeitig lachend, indem sie ihn verwundert betrachtet) Ich merke es. (indem sie sich in dem Atelier umsieht) Sie sind wirklich ganz allerliebst eingerichtet.

Hans: (stürzt, einem plötzlichen Impulse folgend, wieder auf sie los, packt sie am Arme und zerrt sie sehr schnell auf die rechte Seite hinüber, ganz vorne) Kommen Sie — kommen Sie — kommen Sie hierher! Da — da ist nämlich die Luft besser; da drüben staubt es so! Ja, ja, ganz gewiß! (in leidenschaftlichem Ton, aber ganz leise) Hören Sie mich an, Anna! Sie müssen mich anhören. Aber nur leise, ganz leise. Kein lauter Ton soll das keusche Geheimnis unsrer Herzen entweihen.

Anna: (mit komischem Schreck) Brr! — das ist jetzt wohl wieder der Geist, der über Sie kommt?

Hans: Ja — der Geist.

Anna: Das muß doch ein sehr schönes Gefühl sein —

Hans: Ja — so ziemlich — das heißt, es giebt noch schönere. Eben darum hören Sie mich an. (Er will den Arm um sie schlingen).

Anna: (indem sie sich von ihm losmacht und ihm entläuft) Aber ich will mir doch zuerst das Atelier ansehen! — (sehr kokett) Das können wir ja dann später — wir haben ja Zeit — (sie steigt auf das Postament, um die Statue zu betrachten).

Hans: (dem vor Verlegenheit der Schweiß von der Stirne rinnt, vor sich hin, indem er ihr folgt) oh oh — was muß die arme Frau denn von mir denken? (er ballt die Faust nach der Thüre links)

Anna: (vor der Statue, welche sie neugierig brtrachtet) Das muß aber doch sehr schwer sein — so was zu machen.

Hans: (immer mit seinen Gedanken beschäftigt; blos um etwas zu sagen; leichthin) Ach das glaubt man blos! Wenn's einer kann, ist's gar nicht schwer. Glauben Sie mir.

Anna: (die vor seiner Arbeit in träumerisches Nachdenken versunken ist) Und so eine Frau ist doch sehr glücklich und sehr zu beneiden!

Hans: (verblüfft) Was — was denn für eine Frau?

Anna (mit einer Geberde über das Atelier hin und auf die Statue, in einem gereizten, rechthaberischen Tone): Vergleichen Sie damit

blos die Frau eines Rechtsanwalts — na also! (Melancholisch werdend, aufseufzend): ach ja! — (plötzlich in einem anderen Tone) Geben Sie mir noch eine Zigarette! Nämlich —

Hans (indem er nach den Zigaretten läuft): Gleich — bitte.

Anna: Sie sind sehr gut.

Hans (indem er die Zigaretten bringt): Hier.

Anna (eine von den Zigaretten nehmend): Und sie riechen so schön. Danke!

Hans (indem er ihr Feuer giebt): echt russische —

Anna (während sie Feuer nimmt): Ja? — nämlich wissen Sie —

Hans: Direkt aus Odessa.

Anna: Sie werden lachen — aber wirklich, es ist kein Spaß —

Hans (sie verwundert anblickend, während er das Zündhölzchen wegwirft): Was denn?

Anna: Blos deswegen bin ich nämlich gekommen — aufrichtig gestanden — blos deswegen —

Hans (sprachlos vor Erstaunen): Um — um —

Anna (mit künstlichem Gleichmut): Ja — um Zigaretten zu rauchen. Weil er es durchaus nicht will — Gustav — das Ungeheuer! Wenn ich eben bei meinem Manne nicht rauchen kann, such' ich mir einen anderen Mann — fertig! sehr einfach! (Plötzlich in Wut geratend): Ach, es ist ja nicht mehr zu ertragen! Diese Tyrannei, die brutale Gewaltherrschaft — da hätte ich gleich bei Papa bleiben können. Strenger war es da auch nicht. — Aber wir sind eben so dumm und hilflos, und niemand rät uns! Wir sind wirklich sehr zu bedauern. — Aber ich habe diese unwürdige Stellung jetzt satt! Ich will nicht länger als Wesen zweiter Klasse gehalten sein. Man hat gewisse Pflichten gegen sich selbst, die über alles andere gehen.

Hans (indem er sich an die Deklamationen Rieke's erinnert, lächelnd für sich, während er an seiner Arbeit eine leichte Aenderung vornimmt, die ihm eingefallen ist): Das scheint ja eine reine Epidemie zu sein.

Anna (sich immer mehr in Wut hineinredend): Nicht etwa, daß er mir einen Grund — ah, beileibe nicht! — sondern wie man einem dummen Kinde 'was verbietet — ohne weiters — ganz einfach: er will es nicht! Der gnädige Herr will es nicht! Er findet es nicht für angemessen — was das schon für ein blödsinniger Ausdruck ist! (Indem sie seinen philisterhaften Moralprediger-Ton karrikirend nachäfft.) „Das mag in der Pariser Halbwelt — aber eine deutsche Frau" — (in hellen Zorn ausbrechend) Jawohl — deutsche Frau! Er soll schon sehen, was dabei herauskommt! er soll es mir gründlich bereuen — und Sie, Hans — ich weiß noch nicht wie — aber Sie müssen mir helfen.

Hans (ist im Vorigen unschlüssig gewesen, wie er sich aus der Situation ziehen soll, und immer erregter geworden. Endlich scheint er einen Entschluß zu fassen, nähert sich Anna und umschlingt sie zärtlich. Sehr leise, um nebenan nicht gehört zu werden): Ja, Anna, liebe Anna, ich will Ihnen helfen; aber hören Sie mich einen Augenblick an.

Anna (die bei seiner Berührung zusammenzuckt, indem sie sich von ihm freimacht): Aber Sie machen mich ja ganz schmutzig.

Hans (sie loslassend und auf seine von der Arbeit beschmutzten Hände sehend): Ich werde mir die Hände waschen — Sie brauchens blos trocknen zu lassen, dann geht es ganz leicht wieder heraus — aber Sie müssen mich anhören (er geht zu dem großen Wasserkübel hinter dem Postament, in welchem die Spritze und die Tücher aufbewahrt werden, und beginnt sich die Hände zu waschen.)

Anna (indem sie ihm folgt und auf die andere Seite des Kübels tritt, mit einem besorgten Blick auf den Fleck an ihrer Jacke): Glauben Sie wirklich, daß es wieder herausgeht?

Hans (während er sich einseift): Sicher — aber hören Sie mich an.

Anna (ungeduldig, nervös): Na, so machen Sie nur schon endlich einmal — mein Gott, die Männer sind alle so furchtbar langsam!

Hans (mit immer neuen Versuchen, ohne den rechten Ausdruck zu finden, seine Verlegenheit durch eifriges Einseifen maskirend und immer wieder mit besorgten Blicken nach der Thüre links, ob er nicht etwa nebenan gehört

werde): Das ist nur im Anfang — später, da geht's dann ganz anders. Hören Sie mich an!

Anna (die sich an seiner Verlegenheit belustigt, kokett): Ist es was Interessantes?

Hans: Oh — sehr interessant! nämlich, schon längst, längst — aber jetzt diese neue unerhörte Brutalität Gustav's — (da er sie angespritzt hat) Pardon!

Anna (indem sie ein wenig zurückweicht, mißtrauisch): Mir scheint, Sie wollen sich blos lustig machen —

Hans: Scherzen Sie nicht. Hören Sie mich an. Meine Pflicht — sowohl meine Pflicht als Mann im allgemeinen, wie auch als Ihr Freund ganz besonders — ja, und hauptsächlich — (erschöpft Atem holend und mit einem hilflosen Seitenblick nach der Thüre links): aber blos hier, das müssen Sie doch begreifen, liebe Anna, daß es hier nicht sein kann — die Pflichten der Gastlichkeit — und dann meine Achtung, meine unbegrenzte Hochachtung —

Anna (unmutig schmollend): Warum haben Sie auch auf einmal gar so viel Achtung!

Hans (immer verlegener, und verwirrter): Und — wie soll ich sagen, eine — eine ganz besondere Nuance von Zartgefühl — (Die Klingel ertönt sehr heftig.)

Gustav (von draußen, indem er singend und lärmend mit den Fäusten einen Marsch auf der Thüre trommelt): Rataplan, rataplan, rataplan, bum bum! (wieder an der Klingel reißend) Hollaho! Hans! Faulpelz! Du schläfst wohl, Murmeltier!

Anna (gleichzeitig, zusammenfahrend, an allen Gliedern zitternd): Um Gottes willen — ich bin verloren! (sie läuft instinktiv nach der Thüre links.)

Hans (mit eingeseiften Händen hinter ihr her, um ihr den Eintritt links zu verwehren, in großer Verwirrung, indem er mit den Ellenbogen, welche er blos benützen kann, sie abzuhalen sucht): Nicht hier — nicht hier —

Gustav (trommelt in einem fort an der Thüre und singt dazu.)

Anna (in höchster Erregung): Lassen Sie mich oder —

Hans (gleichzeitig, indem er seine beiden Oberarme um sie schlingt, um sie wegzuziehen, die Hände vorsichtig wegspreizend, um sie nicht einzuseifen, und sie um das Postament nach der anderen Seite hinüberdrängt): Mein

Diener hat den Schlüssel mit — kommen Sie — kommen Sie — (laut schreiend nach der Thüre hin, um Gustav zu beruhigen) So warte doch nur einen Moment; ich wasche mir ja blos gerade die Hände! (leise zu Anna, indem er sie hinter die spanische Wand rechts schiebt) Hier sind Sie ganz sicher — ich lasse ihn nicht zu, mein Ehrenwort! (er schiebt die spanische Wand um sie zusammen, während er nach der Thüre hin schreit) Ich komme schon! da bin ich schon! ich bin schon da! (Er läuft atemlos nach der Thüre, bemerkt aber, wie er sich nochmals umsieht, ihren Hut und Schirm auf der Chaiselongue, welche er, um sie nicht mit Seife zu beschmutzen, zwischen den Zähnen apportiert und mit einem Sprung hinter die spanische Wand wirft. Atemlos erschöpft, während er eilig die Seife von den Händen spült und nach der Thüre im Hintergrunde läuft: O diese Ehemänner! diese Ehemänner! Immer dieselbe Taktlosigkeit — und so vergeht das Leben! (Er öffnet die Thüre, stellt sich aber so davor, daß Gustav nicht eintreten kann, sondern auf der Schwelle bleiben muß.)

Gustav (in der Thüre erscheinend, den Hut schief auf dem Kopfe, den Stock in der Tasche des Paletots. Man merkt, daß er ein wenig angeheitert ist; Philisterhaftigkeit und Weinlaune geben eine belustigende Mischung. Mit einer sehr pfiffigen und schlauen Miene, indem er lachend nach der spanischen Wand blinzelt und Hans mit dem Finger droht): Du, Du, Du! — Du bist ein netter Junge — (indem er seinen Zeigefinger Hans in den Bauch stößt) Alter Sünder!

Hans (indem er sich vor Gustav aufpflanzt, seinen Zustand musternd): Na, Du siehst gut aus! — so kommt man doch nicht zu einem anständigen Menschen — schämst Du Dich denn gar nicht?

Gustav (plötzlich sehr verlegen und beschämt, indem er Gustav umarmt mit weinerlicher Stimme): Aber schau, Du darfst nicht denken — es ist wirklich das erste Mal! blos — blos, weil mich meine Frau so schlecht behandelt. Nicht einmal zu essen hab' ich heute bekommen — ach, Hans! (Er umarmt ihn sehr heftig).

Hans (indem er ihn hinauszuschieben sucht): Ich kann Dir ein sehr gutes Restaurant empfehlen, ganz in der Nähe. Das ist nämlich sehr ungesund!

Gustav naiv): Aber ich hab' ja doch schon — siehst Du denn nicht? — (sich fassend und wieder mit der früheren verschmitzten Schlauheit, indem er mit dem Zeigefinger Gesten nach der spanischen Wand hin macht): Und Du willst ja blos — o

Du Schlaukopf! o Du Schlaukopf! So ein Schlaukopf! (Indem er vor Vergnügen anfängt, ihn zu boxen.) Aber mir macht man nichts vor — ich kenne Dir, Spiegelberg!

Hans (der anfängt, nervös zu werden, kurz, bestimmt, unhöflich): Ich kann Dich heute aber leider nicht — meine Arbeit —

Gustav (mit breiter, behäbiger Gutmütigkeit): Aber schau, altes Haus! Haben wir zwei es denn nötig, uns solche Faxen vorzumachen? (selbstgefällig mit den Augen zwinkernd) Glaubst Du denn, ich weiß nicht, wer dahinter steckt? Na, Du hältst Einen aber auch für schön dumm!

Hans (in peinlicher Verlegenheit): Ich weiß nicht, was Du —

Gustav: Aber ich nehme Dir doch das nicht übel! Hast recht! Amüsier' Dich nur ordentlich — natürlich! — (indem er ihn wieder umarmt, mit zunehmender Heiterkeit) Und gewiß wieder — o Du Spitzbube! — natürlich wieder eine verheiratete Frau! (Mit komischer Entrüstung) Armer Gatte! Armer Gatte!

Hans (zwischen Aerger und Lachen schwankend): Aber ich bitte Dich in allem Ernste —

Gustav (mit scheinheiliger Entrüstung): O, diese Künstler! diese sittenlosen Künstler! Eine verheiratete Frau! — (sehr übermütig weinseelig) Aber hast ja recht! natürlich! ist das einzig Wahre! Und warum sind die Kerle auch so dumm — (indem er sich schüttelt vor Lachen) Hahaha!

Hans (der über ihn lachen muß): Aber, Gustav, Du bist ja betrunken —

Gustav (gutmütig abwehrend): O, o — heiter, höchstens heiter! Man muß das Leben — Ich werde mir das jetzt ganz anders einrichten. — (Plötzlich die Augen aufreißend, indem er mit dem Stock unter die spanische Wand hinzeigt) Und o, o! was sie für allerliebste kleine Füße hat! Geh' — Du mußt mir sie zeigen. Anschauen, blos anschauen!

Hans: Ich sage Dir zum letzten Mal —

Gustav (indem er in die Höhe springt, um über die spanische Wand zu blicken): Wenigstens, ob sie blond oder braun — (ärgerlich, da Hans ihn gewaltsam am Springen hindert) Aber so sei

doch nicht so — ich sage doch keinem Menschen ein Wort davon. Auf Ehre!

Hans (zum Aeußersten entschlossen): Ich werfe Dich jetzt einfach hinaus, wenn Du nicht augenblicklich —

Gustav: Na, na, na! sei bloß nicht so — ich will ja auch gar nicht stören! Du Schlingel! (Indem er eine komische, segenspendende Geberde nach der spanischen Wand hin macht) Ich gebe Euch meinen Segen! (Er bricht über seinen eigenen Witz in lautes Lachen aus und wendet sich zum Gehen, indem er Hans die Hand schüttelt) Na, auf Wiedersehen und gute Verrichtung!

Hans (indem er ihn hinausdrängt): Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen — und grüß' mir Deine Frau — ich komme vielleicht heute Abend auf einen Sprung. — (Er schließt die Thüre hinter Gustav zu. Man hört diesen lachend und singend fortgehen. Hans lauscht eine Weile, atmet dann erleichtert tief auf und geht nach der spanischen Wand, welche er zurückschlägt.)

Anna (kommt hinter der spanischen Wand hervor und geht nach der Chaiselongue; sie ist sehr bleich, zittert am ganzen Leibe, hat Thränen in den Augen und atmet schwer. Kleine Pause.)

Hans steht verlegen neben ihr, mit einem ärgerlichen Blick nach der Thüre links. Dann leise, zärtlich): Anna!

Anna (wie aus einem Traum emporfahrend, sehr hastig): Lassen Sie mich fort! (Indem sie sich mit der Hand über die Augen fährt) Ach, es war zu entsetzlich!

Hans (leichtsinnig, um sie zu beruhigen): Mein Gott, daran werden Sie sich schon gewöhnen — mit der Zeit!

Anna (indem sie ihn zwischen Thränen mit inniger Zärtlichkeit anblickt, stockend): Aber — aber jetzt — o mein Gott!

Hans (der sie versteht, indem er sie in seine Arme zieht, sehr zärtlich): Meine liebe, liebe Anna!

Anna (in seine Arme sinkend): Jetzt kann ich ja nimmer mehr von Dir lassen, niemals im Leben!

Hans (indem er sich plötzlich von ihr freimacht mit einer hastigen Geberde gegen die Thüre links.) Es soll ja alles, alles — (Er küßt sie noch einmal.) Aber jetzt mußt Du wirklich fort, wir dürfen das nicht noch einmal riskieren. (Er führt sie an die Thüre im Hintergrunde, und nachdem er geöffnet, umarmt er sie nochmals.)

Anna: Auf Wiedersehen! Ich werde Dir schreiben.

Hans: Auf Wiedersehen! (Er läßt sie hinaus; dann, indem er nach der Thüre links geht.) Ah, ah, welch ein Tag! (Er stößt die Thüre links auf, zornig rufend mit einer heftigen Geberde): Komm' heraus und schau, daß Du Dich augenblicklich —

Rieke (in der Thüre links erscheinend, ganz verdutzt, furchtsam): Ja, ja — deswegen brauchst Du ja nicht gleich —

Hans (mit ehrlicher Entrüstung, indem er sie zornig am Arme packt und nach der Thüre im Hintergrunde schleppt): Du! — Du! Jetzt hast Du's wenigstens einmal gesehen, wohin das führt!

Rieke (indem sie ihren Arm freizumachen sucht): Aber Du thust mir ja —

Hans (mit einer wütenden Geberde): Ah — man sollte Dich —! Mach', daß Du fortkommst! und daß es Dir nie wieder einfällt — hörst Du wohl: nie wieder! — (Plötzlich in einem etwas sanfteren Tone): Außer natürlich, wenn ich Dir ausdrücklich schreibe, daß Du kommen sollst. Das ist dann was Anderes.

Rieke (mit einem bösen Blick indem sie durch die Thüre im Hintergrunde abgeht): Gott behüte!

Hans (kommt nach dem Vordergrunde und bleibt eine Weile nachdenklich stehen, indem er die Backen aufbläst und den Atem herausstößt. Dann, indem er seine kleine Pfeife wieder anzündet, mit einem Blick zum Himmel): O, diese Weiber! die Weiber! die Weiber! (Er wendet sich seufzend wieder zu seiner Arbeit.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Das Bureau des Rechtsanwaltes Gustav Schlieben. Links. eine Thür in die Wohnung, im Hintergrund eine Thür nach der Kanzlei. Rechts 2 Fenster auf die Straße, dazwischen Telephon, vor dem ersten Fenster ein großer Schreibtisch mit hohen Aktenstößen; Lehnstuhl, Papierkorb. Rechts in der Ecke ein hohes Pult. Im Hintergrunde an der Wand rechts Eisenbahnkarte, Wandkalender; davor Waschtisch mit Wasserleitung. im Hintergrunde an der Wand links eine Bibliothek. Links vorne ein Archiv mit Akten; daneben ein Pult; in der Ecke hoher Kachelofen. In der Mitte runder Tisch mit Cigarrenkistchen; Fauteuils. Auf dem Schreibtisch rechts Studierlampe, über dem runden Tische in der Mitte Hängelampe, auf dem Pult links 2 rote Kerzen. Wenn die Thüre im Hintergrunde geöffnet wird, sieht man die Schreiber in der Kanzlei an der Arbeit.

Gustav: Und das ist alles noch Müller u. Naumann? (Er schüttelt verzagt den Kopf.)

Hannsen: (welcher von dem Pult in der Ecke rechts Akten nach Schreibtische trägt) Jawohl Herr Rechtsanwalt! Alles Müller u. Naumann.

Gustav: (indem er die Feder wegwirft und mit einer nervösen Geste nach dem Kopfe durch das Zimmer läuft) Und — ah ah! — diese abscheulichen — machen Sie wenigstens die Laden zu. Ich kann das grelle Licht nicht vertragen. (Er geht nach der Wasserleitung, trinkt, befeuchtet sein Taschentuch und reibt sich die Stirne.)

Hansen: Laden zu. Ja wohl, Herr Rechtsanwalt. (Er schließt die Fensterladen.)

Gustav: (indem er sich wieder an den Schreibtisch setzt) Also das andere alles an den Referendar. Ich bin für niemanden zu sprechen. Wohl verstanden, für gar niemanden — unter gar keinem Vorwande: ich habe meine Migräne. (Auf die Akten deutend) Sonst kann ich unmöglich fertig werden.

Hannsen: Für niemanden zu sprechen, Migräne. Jawohl, Herr Rechtsanwalt! (Ab durch die Thüre im Hintergrunde)

Gustav: (schreibt einige Zeilen, hält inne, seufzt, geht wieder nach der Wasserleitung und netzt sein Taschentuch, um sich die Stirne zu kühlen. Dann kommt er zurück. Kleine Pause).

Rieke: (durch die Thür links) Hier sind die Stiften für die Migräne, Herr Rechtsanwalt —

Gustav: Geben Sie —

Rieke: Und auch das Antipyrin — aber nehmen Sie man blos um Gotteswillen nicht zu viele. Es geht gleich auf den Verstand, sagt der Apotheker.

Gustav: (ungeduldig) Schon gut, schon gut!

Rieke: Und es nutzt Sie ja doch nicht! Das sitzt tiefer! Das muß sich langsam 'rauswachsen.

Gustav: (grob) Machen Sie, daß Sie weiter kommen.

Rieke: (im Abgehen, indem sie sich an der Stirne kratzt) Is ja auch kein Wunder! Natürlich muß das krabbeln — und sowas nennt sich dann anständige Frau! (Ab durch die Thüre links).

Gustav: (nimmt eines der Pulver, legt den Stift neben sich und arbeitet mühsam weiter. Kleine Pause).

Hannsen: (durch die Thüre im Hintergrunde) Verzeihen Herr Rechtsanwalt — aber es ist nämlich der Herr Bildhauer Gude.

Gustav: (zornig) Himmel Herrgott noch einmal — ich habe Ihnen doch ausdrücklich gesagt —

Hannsen: Aber der Herr Rechtsanwalt kennen doch den Herrn Bildhauer. Da ist alles umsonst. Er sagt einfach Paperlapap und schiebt einen weg.

Gustav: Sagen Sie, daß ich krank bin; sagen Sie, daß ich gar nicht hier bin, sagen Sie —

Hans: (in eleganter Promenadentoilette durch die Thür im Hintergrunde) Nur keine Aufregung! (Zu Hannsen mit einer Geste nach der Thür) Verschwinden 'S!

Hannsen: (durch die Thür im Hintergrunde ab).

Hans: (indem er langsam in den Vordergrund kommt und Gustav lächelnd betrachtet) Servus — Na?

Gustav: (kommt ihm entgegen; verlegen, da er seinen fragenden Blick versteht) Ah — Du meinst — wegen gestern? Es war — es ist sonst wirklich nicht meine Art, Du kennst mich doch — ich weiß gar nicht, wie mich die paar Glas Burgunder gleich so — es muß der Ärger vorher gewesen sein.

Hans: Es war jedenfalls ein wunderschöner Affe — ein wahres Prachtexemplar — erste Klasse mit Eichenlaub!

Gustav: (ärgerlich) Ich bitte Dich: Affe, Affe — was das gleich wieder für Ausdrücke sind! — Es war ein häusliches Zerwürfnis, ein häusliches Mißverständnis, das heißt — Du bist eben nicht verheiratet, Ihr könnt das nicht verstehen.

Hans: (indem er es sich an dem Tisch in der Mitte bequem macht) Na — wenn's nur wieder gut ist.

Gustav: Bis auf eine sehr heftige Migräne — mein üblicher nervöser Kopfschmerz — und leider habe ich gerade heute bis über die Ohren zu thun. Schau, nicht wahr, Du nimmst mir's nicht übel, aber Du kommst mir jetzt eben schrecklich ungelegen. Du mußt mich diesmal schon entschuldigen.

Hans: (indem er eine von den Cigarren aus der Kiste nimmt) Es wird gar nicht lange dauern. Wir sind gleich fertig.

Gustav: (indem er ihm eilig die Cigarre aus dem Munde wegnimmt und aus der Lade seines Schreibtisches eine andere Kiste holt, die er ihm anbietet) Um Gotteswillen — Du wirst doch nicht — hier bitte!

Hans: (verwundert, indem er auf die Kiste auf dem Tische zeigt) Was ist's denn mit diesen da?

Gustav: Die sind ja doch für die Klienten!

Hans: (erschreckt die Kiste wegschiebend) Um Gotteswillen!

Gustav: Aber jetzt, schau — es geht jetzt wirklich nicht! Ich habe nicht eine freie Minute.

Hans: Es muß aber sein. Es muß jetzt gleich sein: denn wenn ich es Dir jetzt nicht sage, im ersten

Drange des Entschlusses, dann sage ich Dir's nie, weil ich Dir's ja eigentlich lieber überhaupt nicht sagen möchte — und das würden wir später alle beide einmal bereuen.

Gustav: (mit einem verständnislos fragenden Blick) Ja, wie denn? Was denn? Wovon redst Du denn überhaupt?

Hans: (sehr ruhig, ein klein wenig zögernd) Es handelt sich nämlich — weißt' — es handelt sich um die Dame — die Dame von gestern bei mir — weißt Du, wer die Dame war?

Gustav: (schon wieder am Schreibtisch, zerstreut) Welche Dame? — Ah, die Dame hinter der spanischen Wand? (Gutmütig) Aber mein Gott, deswegen brauchst Du Dich wirklich nicht weiter zu entschuldigen. Du weißt, ich billige Deinen ganzen Styl von Leben nicht — Du solltest für derlei Abenteuer doch schon zu alt und zu vernünftig sein. Wir haben ja oft genug davon gesprochen. Aber endlich bist Du Dein eigener Herr und magst handeln, wie es Dir gefällt. Es geht mich ja schließlich gar nichts an.

Hans: Es geht Dich in diesem Falle vielleicht doch etwas an: denn es war Deine Frau.

Gustav: (springt vom Sessel auf, dreht sich rasch nach Hans um und sieht ihn einen Moment starr an; dann sagt er ärgerlich geringschätzig) Und für solche dumme Späße störst Du mich in meiner Arbeit?

Hans: Die Dame gestern bei mir hinter der spanischen Wand —

Gustav: (ungeduldig, bestimmt) Mein lieber Hans, sei so gut, es giebt gewisse Dinge, in denen ich keinen Spaß verstehe.

Hans: War Deine Frau — mein Wort darauf!

Gustav: (steht einen Moment regungslos; dann geht er mit großen Schritten quer über die Bühne und will nach der Thüre links).

Hans: (ihm den Weg verstellend) Was ist denn? Was willst Du?

Gustav: (mit ausbrechender Wut) Zu ihr! Und Euch dann alle beide —

Hans: (immer sehr ruhig) Aber das kannst Du ja später auch noch! Hör' mich doch erst weiter!

Gustav: (aufbrausend) Wir haben einander nichts mehr zu sagen! — (Er geht in großer Erregung nach dem Hintergrunde, wendet sich dort um und wiederholt) Wir haben einander nichts mehr zu sagen! (Indem er sich an den Kopf greift, als ob er es noch immer nicht fassen könnte, und sich in einen Fauteuil am Tische in der Mitte wirft) Ah — ah — und ich habe Euch so felsenfest vertraut!

Hans: Ja, das ist immer ein Fehler. Das soll man nie.

Gustav: (sieht ihn mit einem starren Blicke tief an, schüttelt langsam den Kopf und bricht, indem er die Hände über dem Gesicht zusammenschlägt, in ein heftiges Schluchzen aus).

Hans: (indem er nach einer kleinen Pause hinter den Fauteuil Gustavs tritt) Aber schau, Gustl! Sei doch nicht so dumm! Wenn nicht alles in allen Ehren abgelaufen wäre —

Gustav: Willst Du mich auch noch verhöhnen?

Hans: Aber Kind — da wüßte ich mir doch wahrhaftig was besseres, als zu Dir zu kommen und uns bei Dir zu verklagen! Ich habe in solchen Dingen doch einige Praxis (da er sieht, daß das Argument wirkt) Na also! Aber es ist nichts geschehen — es ist wirklich nicht das Mindeste geschehen. Sie war gestern bei mir und wir haben ein Rendezvous für morgen. Verhindere, daß sie es hält. So. Jetzt kann ich eigentlich wieder gehen.

Gustav: (der mit gequälter Aufmerksamkeit zugehört hat, macht eine flehentliche Geberde, um Hans zurückzuhalten) Du — (einhaltend und kopfschüttelnd, als ob er das rechte Wort nicht fände; dann plötzlich, indem er aufspringt und mit einer advokatorischen Geste die beiden flachen Hände vorstreckt) Jedenfalls — jedenfalls liebt sie mich nicht mehr. Das steht einmal fest.

Hans: Ach, red' keinen solchen Stiefel! Sie liebt Dich noch genau wie am ersten Tage — mehr als Du es verdienst. Und das ist Dein Glück — sonst würde ich mich nicht so lange bedenken. Aber mir ist leid um sie — um sie, nicht um Dich.

Gustav: Aber sie war doch bei Dir! Sie war doch heimlich bei Dir! Sie war bei Dir versteckt! Sie liebt mich nicht mehr! Sie liebt mich nicht mehr!

Hans: (indem er nervös mit den Fingern zu schnalzen und zu trommeln beginnt, ungeduldig) Wenn Du einen nur ausreden ließest! Merkst denn nicht, daß ich Moral pauken will? Das ist doch an und für sich schon ein Ereignis, das eine gewisse Feierlichkeit verdient! Aber Du hörst mich ja gar nicht an!

Gustav: Was giebt's denn da noch zu hören, wenn sie Dich liebt — und mich liebt sie nicht mehr!

Hans: (indem er ihn am Knopfe seines Rockes packt, ungeduldig docirend) Ich habe ihr den Hof gemacht, wie das einmal so Herkommen und Brauch ist — verstehst? Und auch aus Mitleid mit ihr und aus Ärger über Dich und dann dachte ich auch: wenn schon, denn schon — immer noch besser ich als ein anderer.

Gustav: Und so ist sie Dir denn am Ende zugelaufen und hat sich Dir an den Hals geworfen — natürlich!

Hans: Natürlich! Was wollte das arme Geschöpf denn thun? Bei Dir langweilte sie sich ja zutode. Merkst Du endlich die Moral von der Geschichte? Es ist ja alles so sonnenklar, so notwendig, so logisch — bis auf die dumme Rolle, die ich dabei spiele, aber mein Gott, man hat so seine schlechten Tage, auch bin ich gerade anderwärts versorgt und es war bei der ganzen Sache wenig Ehre zu holen: mich reizen blos die schwierigen Fälle. Eine Schande wird's für mich ja immer bleiben. (Kurze Pause).

Gustav: Aber — aber was — was soll jetzt geschehen?

Hans: Ja mein lieber Freund, das mußt Du wissen! Das ist jetzt Deine Sache! Ich konnte mich natürlich viel bequemer aus der Affaire ziehen ohne Deinen Beistand. Du brauchtest gar nicht derangirt zu werden. Aber dann hätte sie sich einen andern gesucht — und das war mir wieder unangenehm, dazu bin ich wieder zu neidisch. Darum habe ich mich entschlossen, es Dir zu sagen, wie's mit ihr steht.

Aber jetzt ist es an Dir, zu handeln und Ordnung zu schaffen.

Gustav: (nach einer kleinen Pause, in der er mit großen Schritten durch das Zimmer wandelt, während ihn Hans beobachtet) Es bleibt nichts übrig, als Scheidung.

Hans: (ärgerlich) Ja freilich! Hauen sollte man Dich! Das wär' gescheiter.

Gustav: Du — Du hast vollkommen korrekt gehandelt — und endlich bist Du überhaupt ein Mann, da liegt die Sache ganz anders! Aber sie (indem er aufs neue in Wut gerät) sie, sie, sie! Ich finde ja gar keine Worte! Und selbst bei der mildesten Auffassung und wenn ich auch alles Mögliche zu ihrer Verteidigung und Entschuldigung gelten lasse — das eine bleibt doch immer gewiß, daß sie mich nicht mehr liebt und es giebt nichts anderes als Scheidung.

Hans: ;Na, wie Du meinst — und wenn Dir das so leicht wird! — Weißt was? ... dann übernehme ich sie.

Gustav: (wütend auffahrend) Hans!

Hans: Na bitte – das geht Dich dann überhaupt gar nichts mehr an. Das ist dann unsere Sache.

Gustav: (der nicht weiß, was er thun und sagen soll, endlich mit einem Seufzer aus der tiefsten Seele) Ach, ach — warum hast Du es mir überhaupt gesagt!

Hans: Hätte ich Dich lieber betrügen sollen?

Gustav (verzweifelt): Ich würde es dann wenigstens nicht wissen!

Hans: Das hat man davon.

Gustav: Und wenn sie mich nicht mehr liebt, dann ist ja alles aus, dann ist ja alles aus; o dann bleibt nichts übrig, als Scheidung — was soll ich denn sonst thun?

Hans (rasch, ärgerlich, indem er aufspringt): Eine Maitresse nehmen — das wär' wirklich noch das Gescheiteste! Deine Frau soll Dir eine Maitresse nehmen!

Gustav: Ah, mit Dir ist ja nicht zu reden!

Hans (ruhiger, sehr eindringlich): Eine Maitresse nehmen — Stunden bei einer Maitresse nehmen, wenn Du lieber willst, damit Du endlich einmal eine Ahnung von den Weibern bekommst! Sonst wirst Du das arme, kleine Frauerl wirklich noch vollends verderben.

Gustav (der ihn hilflos ansieht): Aber — aber — das heißt doch gar nichts! Kannst Du denn keinen Augenblick von Deinen Späßen lassen?

Hans: Ich meine es im vollen Ernste. Mir ist gar nicht zum Spaßen. Ich überzeuge mich immer mehr und mehr, daß es für eine junge Frau gar kein größeres Unglück geben kann, als wenn der Mann — wie soll ich nur sagen? — als wenn der Mann keine Vergangenheit hat, wenn ihm wie Dir die gute Vorschule und Dressur der gewissen kleinen Verhältnisse fehlt, die Erziehung zur Ehe durch das cabinet particulier — man läßt da freilich manches Haar, aber wenigstens lernt Einer die süßen Ungeheuer behandeln. Und das fehlt Dir, das fehlt Deiner Ehe, das fehlt Deiner Frau, darum, wenn sie klug wäre, würde sie Dich für ein halbes Jahr einer Maitresse übergeben, um Dich abrichten zu lassen.

Gustav (indem er sich den Kopf hält): Das ist ja lauter so wirres und verdrehtes phantastisches Zeug, daß Einem ganz angst und bange wird!

Hans: Kein Mensch kann reiten, wenn er es nicht gelernt hat, da hilft alles Talent nichts. Du bist in der Liebe niemals longirt worden — und jetzt sollst Du auf einmal mit diesem Vollblut fertig werden! Natürlich geht das nicht, natürlich weißt Du Dir keinen Rat, natürlich machst Du sie blos verrückt! Aber daran denkt niemand! Alles Mögliche wird gelernt, nur das Schwierigste, die Liebe — da pfuscht jeder so auf gut Glück herum.

Gustav: Aber das ist ja alles Wahnsinn, der reine Wahnsinn! Oh, oh! (er hält sich den Kopf) — und gerade heute muß mir das auch noch passieren —

Hans: Du mußt Dir darüber klar werden. Du mußt Deine Fehler erkennen, Du mußt begreifen, wie Du mit dem besten Willen der redlichsten Liebe dahin kommen konntest, die arme kleine Frau ganz kopfscheu und verdreht zu machen und in allerhand zweideutige und schmutzige Abenteuer zu treiben.

Gustav: Ich, ich — ich habe sie —? Ah, da hört aber doch schon alles auf! Ich habe sie —

Hans: Jawohl! Du, Du, Du! Niemand Anderer als Du! Du ganz allein.

Gustav: Ich habe sie doch so unendlich geliebt! (ausbrechend) Ach, Du weißt ja gar nicht, wie unsäglich ich sie liebe!

Hans: Das ist ja recht schön — aber was kauft sie sich dafür? Da hat sie was Rechtes davon — von dieser großen, unsäglichen, wortlosen Liebe tief in Deiner Brust! Unterhalten will sie sich, genießen, glücklich sein! Liebe Du sie ein bißchen weniger und amüsiere sie ein bißchen mehr — darauf kommt's an.

Gustav: Aber, aber, aber —

Hans: Darauf kommt's an. Glaub' Du mir, mein Freund. Ich kenne die Frauen. Sie sind wie die Kinder, und wie die Kinder muß man sie behandeln: spielen, Zuckerln geben, beschäftigen — beschäftigen und belustigen. Wenn eine Frau einmal nachdenkt, dann ist sie schon verloren; eine Frau sich selbst überlassen, das heißt, sie ihrem schlimmsten Feinde überliefern.

Gustav (fassungslos): Nein, nein — wenn das wirklich so wäre — das wäre ja geradezu entsetzlich!

Hans (leicht, gutmütig): Ach geh! So tragisch darfst Du's nun auch wieder nicht nehmen. Die Frauen sind weder so gut noch so schlecht, wie wir denken — sie sind blos anders. Es steckt ja auch wieder in einer jeden ein so reicher Segen von Güte und Anmut, — man muß es nur verstehen, ihn erst durch allerhand Künste und Kniffe herauszukitzeln. An und für sich ist eine Frau gar nichts — aber man

kann alles aus ihr machen. Sie thut gar nichts — aber sie läßt alles mit sich geschehen. Und darum, wenn ich von einer Frau was Schlimmes höre, dann denke ich immer blos: den Mann sollte man prügeln.

Gustav (sich den Kopf haltend): Das ist ja lauter so extravagantes Zeug — andere Leute kennen doch die Frauen auch, aber auf solche Ideen ist noch keiner gekommen.

Hans: Du siehst ja auch die Folgen überall Schau Dir nur einmal die Ehen an — rings um Dich! Und immer durch die Schuld des Mannes — immer durch die Schuld des Mannes! Die Frauen sind ja Engerln — einfach Engerln; aber freilich, selbst in der besten ist irgendwo ein kleines Meerschweinchen versteckt — man könnte das Meer auch weglassen. So lange das beschäftigt ist, in seinem Winkel bleibt und Ruhe giebt, geht alles ganz famos. Aber wehe, wenn das Meerschweinchen nervöse wird! Dann ist es schon aus. Man muß das Meerschweinchen bei guter Laune halten!

Gustav: Ja aber — wenn das so wäre — was soll man denn dann thun?

Hans: Nett sein, lieb sein, immerfort spielen und schön thun, täglich aufs neue um sie werben und sie täglich aufs neue erobern — mit einem Worte: Du mußt mit Deiner Frau ein Verhältniß anfangen. Das ist der ganze Witz!

Gustav: (nachdenklich) — das ist ja alles recht schön, aber — wenn ich nur wüßte: Wie macht man denn das eigentlich?

Hans (zögernd): Ja, das — schau, das müßtest Du Dir nun wirklich von einer kleinen Maitresse erklären lassen. Das ist zwischen Männern ein etwas heikles Thema. Es läßt sich nicht so — (nachdenklich langsam) aber — zum Beispiel, nur so als Beispiel, das mir gerade einfällt: Hast Du Deiner Frau schon einmal so ein gewisse Geschichte erzählt, weißt, eine von jenen Geschichten, die man eigentlich nicht er-

zählt? Hast Du ihr jemals gewisse Bilder gezeigt, eines von jenen Bildern, die man eigentlich nicht zeigt? Ist Deine Frau schon einmal vor der Verwegenheit Deiner Küsse errötet? Siehst Du, das wären so ein paar Fingerzeige für den Anfang — der natürliche Takt muß Einem das geben.

Gustav (traurig, kopfschüttelnd): Mir scheint, das werde ich wohl nie lernen. Dazu habe ich gar kein Talent.

Hans: Du mußt es halt einmal versuchen. Es wird schon gehen. Stell' Dir blos immer vor: es sei nicht Deine Frau, sondern die Frau eines Anderen und danach mußt Du sie behandeln. Das ist doch eigentlich sehr einfach — (Er steht auf und schickt sich zum Abgehen an.) Na, nun weißt Du meine Meinung, und nun magst Du thun, was Dir gefällt.

Gustav: Mir ist das alles noch wie ein böser Traum, aber — ich will zunächst einmal zu ihr, das wird das beste sein. Ich will einmal ernst mit ihr reden.

Hans: Meinetwegen — das wird ihr jedenfalls Spaß machen.

Gustav: Ich will es ihr einmal ordentlich sagen. Ich kann ja noch immer nicht glauben, daß sie ganz verloren ist. Man muß es ihr nur zu Gemüt führen.

Hans: Na ja — wie Du halt meinst. Schaden kann das ja nicht viel — aber denke ein bißchen nach, überleg' Dir das noch ein bißchen: fang mit Deiner Frau ein Verhältniß an. Du wirst auch sehen, es ist sehr amüsant! Du wirst Dich selber sehr wohl dabei befinden. (Er nimmt Hut und Stock.) Es bleibt doch heut Abend bei der Première?

Gustav: Ja, natürlich —

Hans: Ich komme Euch abholen.

Gustav: Ja und dann — weißt Du — ich möchte noch gerne ausführlicher darüber sprechen. Mir ist von alledem noch so wirr —

Hans: Aber mit Wonne! So viel Du willst! Aber jetzt habe ich Dich lange genug gestört. (Er giebt ihm die Hand.)

Gustav: Adieu, auf Wiedersehen! (Er bleibt im tiefen Nachdenken stehen; wie Hans an der Thüre ist, ruft er ihm nach, indem er ihm nachgeht.) Ja — ich muß Dir ja noch danken! Es war sehr schön von Dir. Du hast Dich wirklich als ein wahrer Freund bewährt.

Hans (schon an der Thüre, leichtfertig): Aber ich bitte Dich — lächerlich! Alles nur aus Rücksicht auf mich selbst. Ich kenne diese Scheerereien mit den verheirateten Frauen. Weißt, wenn man sich genug tief hinein verlumpt hat, dann kommt man auf einmal auf der anderen Seite wieder bei der höchsten Moral heraus. Man wird eben alt. Na, Servus — auf heute Abend! (Ab durch die Thüre im Hintergrunde.)

Gustav (steht eine Weile und sieht ihm sinnend nach; dann wendet er sich nach der Thür links, hält aber unschlüssig inne und sieht nach dem Schreibtisch. Endlich geht er schwerfällig nach dem Schreibtische und sag seufzend, indem er seine Akten aufschlägt): Müller und Neumann! Müller und Neumann!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

Anna's Boudoir. Lachsfarbene Tapete. Im Hintergrunde Alkoven mit Bett, der durch ein Gehänge aus olivengrünem Plüsch verdeckt ist. Links kleine Thür mit Draperie aus olivengrünem Plüsch. Weiter vorn Kamin mit Uhr und Spiegel; davor lachsfarbene Chaiselongue mit Fellen; kleines Tischchen mit Modezeitungen und einem gelben, französischen Roman; Gueridon-Lampe, die brennt. In der Mitte ein kleiner Tisch mit lachsfarbenen Vis-à-vis und Causeusen, darauf Lampe mit rosa Schirm, die brennt. ; der Ecke rechts ein erhöhter kleiner Plauderwinkel am Fenste ., Blumen, Schaukelstuhl mit Fellen. Das Fenster mit einer Draperie aus olivengrünem Plüsch. Rechts vorne, in die Wand eingelassen, ein Triptychon aus Silber in der Form eines gothischen Altars, das drei Spiegelfelder enthält; hohe Gneridonlampe, die brennt. Davor Anna in Soirée-Toilette, Rieke im Begriffe, ihr den Schmuck aufzustecken.

Anna (ärgerlich): Aber nicht so! Sie sind schrecklich ungeschickt. Geben Sie!

Rieke: Aber es muß doch zuerst — (Es klopft.)

Anna: Nein, Sie haben mich ja gar nicht verstanden. (Sie löst ärgerlich den Schmuck aus den Haaren.)

Rieke: Es hat geklopft, gnädige Frau! (Es klopft nochmals.)

Anna (nervös): So sehen Sie doch nach! Was ist denn nur schon wieder?

Rieke (geht nach der Thüre links): Wer ist's?

Gustav (draußen ungeduldig): Machen Sie auf! ich bin es.

Rieke: (an der Thüre indem sie fragend nach Anna sieht) Es ist der Herr Rechtsanwalt.

Anna: (am Spiegel rechts, indem sie fortfährt den Schmuck zu probieren, nach der Thür rufend) Ich bin noch nicht fertig. In einer halben Stunde. Es kann ja kaum sechs sein.

Gustav: (draußen heftig) Sie sollen aufmachen Rieke!

Rieke: (brummend) Na — was hat er denn? (Sie öffnet.)

Anna: indem sie sich halb umdreht immer noch mit ihrem Schmuck beschäftigt, ärgerlich) Was ist denn das überhaupt für ein Ton? Das möcht ich mir doch ausbitten.

Gustav: (indem er eintritt ohne auf Anna zu achten zu Rieke) Gehen Sie. Die gnädige Frau wird ihre Toilette allein vollenden.

Anna: (mit einer raschen Wendung) Wer sagt denn das? fällt mir gar nicht ein.

Gustav: (zu Rieke) Na, haben Sie gehört? Wie oft soll ich denn — (Rieke sieht verwundert auf Anna und geht dann kopfschüttelnd durch die Thüre links ab.) Ich habe mit Dir zu reden.

Anna: (mit kindischem Trotz und Aerger, ungezogen, indem sie den Schmuck heftig wegwirft) Es paßt mir jetzt aber nicht — ich kann Dich jetzt nicht brauchen. Ich bin noch nicht fertig. Wir kommen sonst zu spät ins Theater.

Gustav: (sehr ruhig indem er mit großen Schritten auf und abgeht) Kommen wir zu spät.

Anna: Das ist eine Unart. Das thue ich nicht. Ich bin nicht unartig — da geh ich lieber überhaupt nicht.

Gustav: (sehr ruhig) Also gehst Du überhaupt nicht.

Anna: (mit einer Wendung sprachlosen Erstaunens, indem sie rasch das Kleid zusammenrafft und mit einer jähen Schwenkung auf ihn losfährt.) Nun sei aber so gut — jetzt möcht ich doch endlich — was soll denn das überhaupt heißen? (Sie tritt Gustav gegenüber und mißt ihn von oben)

Gustav: (indem er seine Wanderung unterbricht, und ihr gegenüber stehen bleibt) Du wirst es gleich hören.

Anna: (indem sie geringschätzig die Lippen rümpft) Wenn Du vielleicht meinst, daß mir das imponiert —

Gustav: Ich habe mit Dir zu reden.

Anna: Daß hast Du mir schon einmal erzählt.

Gustav: Ich habe ernst mit Dir zu reden.

Anna: Hast Du vielleicht mit mir schon einmal anders als ernst geredet? (indem sie ihm verächtlich den Rücken ehrt und nach dem Spiegel geht) das ist ja eben das Malheur.

Gustav: (Mit einem gesucht feierlichem Tone) Ich weiß Alles.

Anna: (wieder vor dem Spiegel beschäftigt) Das ist schön von Dir. Da kann man Dir nur gratuliren. Leider weiß ich vorläufig noch immer gar nichts.

Gustav: (wie oben) Hans war bei mir. Er hat mir Alles gesagt.

Anna: (indem sie sich verblüfft mit einem Rucke umwendet, den Schmuck in der ausgestreckten linken Hand) Wa — das ist ja doch — (sich fassend, kurz, bestimmt) Was hat er Dir gesagt?

Gustav: Alles! Alles das zwischen Euch! Euer ganzes Verhältnis.

Anna: Na der ist auch schön dumm! Ihr seid einander würdig. (Sie wirft den Schmuck weg und geht in nervöser Erregung nach der Chaiselongue) Ah Ah — und das ist die berühmte Diskretion der Männer.

Gustav: Das ist alles, was Du mir zu entgegnen hast? Rechtfertige Dich!

Anna: (Nach einer kleinen Pause, indem sie von der Chaiselonge aufsteht) zunächst — wie ist das nun eigentlich, wird ins Theater gegangen oder wird nicht gegangen? Ich frage blos — ich muß es nur wissen.

Gustav: (durch die Frage ein wenig verwirrt, indem er nicht gleich den rechten Ton zu finden weiß) Warum soll denn nicht gegangen werden? Die Loge ist doch einmal genommen.

Anna: (indem sie wieder nach dem Spiegel geht) Dann wirst Du auch gnädigst gestatten, daß ich meine Toilette vollende. Ich kann doch nicht nackt ins Theater (Sie nimmt wieder den Schmuck, während Gustav verblüfft auf sie sieht und nicht weiß, was er sagen soll) Du magst dabei ganz ungestört predigen, ich höre ja doch nicht zu.

Gustav: (Sieht erst ratlos auf sie und geht dann unschlüssig einige Male im Zimmer auf und ab; endlich nach einer Pause, indem er hinter ihren Sessel tritt, mit leise bekümmerter Stimme) Anna!

Anna: (mit ihrem Schmuck beschäftigt, gleichgültig) Ja!
Gustav: (noch sentimentaler) Anna!
Anna: (Aergerlich schreiend) Ja ich höre ja schon! Was ist denn?
Gustav: Ich kann es noch immer nicht glauben.
Anna: Ja wer verlangt denn das von Dir? Glaubs halt nicht!
Gustav: Du mußt doch einsehen. —
Anna: (Ganz mit ihrer Toilette beschäftigt, gleichgültig) Ja natürlich.
Gustav: (erfreut) Du siehst also selbst ein?
Anna (wie oben) Ja natürlich.
Gustav: Du giebst selbst zu. —
Anna: Nein zugeben nicht! Ich gebe überhaupt nichts zu.
Gustav: (heftig) Ich will wissen wie es war — die Geschichte mit Hans!
Anna: immer in demselben gleichgültigen Tone) Ein Narr war er! Das ist doch klar! — (indem sie auf einen kleinen Handspiegel deutet) Geh, sei so gut, halt mir einmal den Spiegel! (Gustav nimmt zögernd den Spiegel) so — noch etwas höher! Ich werde es doch lieber ein Bischen umbiegen, mehr auf die Seite, — was meinst Du?
Gustav: (Ungeschickt, während er den Spiegel hält, aber doch das Gespräch fortsetzen möchte) es muß. —
Anna: Aber wakle doch nicht so, — ich kann ja nicht sehen.
Gustav: (heftiger, eindringlich) Es muß klar werden zwischen uns.
Anna: (indem sie den Schmuck wieder anders steckt) oder doch lieber so! Es ist doch eigentlich hübscher. Nicht!
Gustav (indem er wüthend aufspringt) ich lasse mich nicht länger von Dir narren. (Er wirft den Spiegel weg, der zerbricht)
Anna: (sehr gelassen, indem sie vorwurfsvoll zu ihm empor sieht) So jetzt kannst Du einen neuen kaufen (indem sie behutsam die Scherben aufliest) Das ist die ganze Geschichte doch wahrhaftig nicht wert.

Gustav: (sehr heftig) Ich lasse mich nicht länger von Dir narren. Ich verlange endlich Antwort. Rechtfertige Dich!

Anna: (indem sie die gesammelten Scherben auf das Tischchen wirft, dann sich zu Gustav wendend, hoch aufgerichtet, sehr gelassen und kalt) Also ernst? Schön — wie Du willst. Aber sieh zu, daß Du es nicht am Ende bereust!

Gustav: Ich bitte Dich — keine Redensarten.

Anna: (mit innerer Wut) Du hast ihm geglaubt? Du hast ihm nicht die Thüre gewiesen? Du hast mich nie geliebt!

Gustav: Ah — jetzt willst vielleicht Du noch mir — es wird immer schöner!

Anna: (mit wachsender Wut) Ja, ich will Dir — denn es ist eine Infamie ohne gleichen, eine anständige Frau —

Gustav: Eine anständige Frau, die bei fremden Männern hinter spanischen Wänden herumkugelt —

Anna: Gerade davon solltest Du lieber nicht sprechen! Gerade daran solltest Du mich nicht erinnern — denn ich habe Dich dort in einem Zustande gesehen — Oh, es hat mich angewidert! — Ein Mann, der sich so tief erniedrigt, verwirkt das Recht —

Gustav: Du thust ja gerade, als wärest Du darauf hin erst zu ihm gegangen. Du warst doch schon dort —

Anna: (ungeduldig) Aber das war doch wegen der Cigarette — also auch wieder durch Deine Schuld!

Gustav: Eine Cigarette —

Anna: Du suchst umsonst Dich auszureden und die Schuld von Dir zu wälzen. Es soll Dir nicht gelingen, die Sache zu verdrehen.

Gustav: Eine verweigerte Cigarette ist doch wahrhaftig kein Grund —

Anna: Natürlich! Dem Manne ist ja alles erlaubt — jede Willkür, jedes Unrecht — die Frau muß stumm dulden und leiden! (Mit einem Aufschrei) Ah, es ahnt ja niemand, was ich gelitten habe.

Gustav: (verblüfft, indem er sich mit einem raschen Rucke wendet) Du hast auch — Du hast gelitten?

Anna: (Bitter) Du hast es freilich nicht bemerkt. Du hast ja blos Augen für Deine Kanzlei!

Gustav: (immer verwunderter, fassungslos) Du hast gelitten?

Anna: (bitter, höhnisch) Ich war ja albern genug, Dich zu lieben — zu betteln um Deine Liebe, um ein gutes Wort, einen guten Blick von Dir! Du hast es freilich nicht bemerkt! Du hattest ja keine Zeit — Du hattest ja immer zu thun!

Gustav: (der sprachlos und beschämt vor ihr steht und es gar nicht zu glauben wagt) Anna! und da — und darum — darum hast Du —

Anna: Darum habe ich Dich eifersüchtig machen wollen — mit Hans. Aber Du hast es gar nicht bemerkt! Dazu hättest Du mich ja lieben müssen. (Sie bricht inein heftiges stilles Weinen aus).

Gustav: (plötzlich in seiner Wanderung verblüfft einhaltend, indem er sich fragend an den Kopf faßt und sie verwundert mit offenem Munde anstarrt; mit keimender Freude) Anna, Anna — wenn es möglich wäre!

Anna: (indem sie ihr Weinen gewaltsam bezwingt) Jetzt kann ich es Dir ja sagen — da nun doch alles aus ist.

Gustav: (mit innerem Jauchzen) Wenn es wahr wäre! Nein! Nein — wenn es wahr wäre!

Anna: (bitter) Natürlich ist es nicht wahr! Ich spiele ja blos Komödie, um Dich zu betrügen. Die Frauen sind ja alle so verlogen — hat Dir das Dein Hans nicht gesagt? Er muß Dich doch gewarnt haben.

Gustav: Wenn es — (er tritt vor sie hin und sagt mit tiefem Gefühle) Anna! Kannst Du mir verzeihen? (Er sieht sie demütig an und will ihre Hand fassen).

Anna: (rasch von der Chaiselongue aufspringend, indem sie sich ihm entzieht und wieder nach dem Spiegel geht) Du hast mich zu tief beleidigt!

Gustav: (indem er ihr traurig nachsieht, beschämt, bittend) Anna, ich bin doch so schon bestraft genug. Wenn Du wüßtest, wie es mich gequält hat! (leise bittend, indem er sich ihr scheu nähert).

Anna: (vor dem Spiegel, indem sie über ihre Schultern zurück auf ihn sieht; sie muß lächeln, hat Mitleid mit ihm, geht langsam zu ihm, der zwischen Furcht und Hoffnung bange vor ihr steht und sagt nach einer kleinen Pause) Du bist ein ganz schlechter und alberner Mann und ich sollte wirklich nicht, denn Du verdienst es gar nicht — aber weiß ich denn, warum ich Dir nicht bös' sein kann? (Sie hält ihm mit drolliger Koketterie die Lippen zum Kusse hin) Es ist zu dumm!

Gustav: (indem er sie leidenschaftlich umarmt) Anna!

Anna: (indem sie sich seiner allzu stürmischen Liebkosung entzieht) Gieb auf das Kleid acht!

Gustav: Das abscheuliche Kleid!

Anna: (indem sie sich von ihm losmacht und ihn neben sich auf die Chaiselonge zieht; übermütig) Du — sag' einmal — Du hast wirklich gar nichts gemerkt?

Gustav: (beschämt) Aber —

Anna: Du hast es ganz ernst genommen? Du hast ernsthaft gemeint, daß ich mit ihm — mit ihm — Oh! oh! Wie kann man jemanden blos so einen schlechten Geschmack zumuten?

Gustav: Ach laß das jetzt doch —

Anna: Gerade den Herrn hätte ich mir ausgesucht, der nichts eiligeres zu thun hat, als bei Dir zu klatschen! Ausgerechnet den Herrn! Wenigstens für so dumm solltet ihr einen nicht halten!

Gustav: (Beschämt) Aber das soll doch jetzt alles vergessen und vergeben sein.

Anna: Na, wir werden sehen — wenn Du schön brav und artig bist —

Gustav: (glücklich, treuherzig) und es wird wieder alles zwischen uns wie vorher?

Anna: (entschieden, indem sie heftig auffährt und sich zurücklehnt) Ah nein! Da danke ich ergebenst! Ganz im Gegenteil!

Gustav (verblüfft) Ja aber —

Anna: Meinst Du, daß ich vielleicht Lust habe, das alles noch einmal durchzumachen? Da kennst Du mich aber schlecht! Jetzt stelle ich meine Bedingungen! und zwar — (indem sie plötzlich aufspringt, nach dem Tische im Hinter-

grunde geht, die Decke zurückschlägt und die Lade öffnet) — und zwar schriftlich, geehrter Herr — ja wohl! (Sie nimmt einen großen Bogen Papier und einen langen Bleistift aus der Lade und kommt wieder nach vorne.) Das ist eine famose Idee! Es wird ein ordentlicher Contrakt gemacht — denn was man schwarz auf weiß besitzt —

Gustav: Aber das ist doch kindisch —

Anna: Fängst Du schon wieder an? Du! Du! Das ist gleich Paragraph 1! Das Hofmeistern hört sich mit dem heutigen Tage überhaupt auf. (Sie be-beginnt sehr eifrig zu schreiben, indem sie die Wange schief an den rechten Arm lehnt.

Gustav: (ärgerlich) Kannst Du denn nicht eine Minute ernsthaft bleiben! Ich hätte Dir gerade jetzt so vieles zu sagen!

Anna: (schreibend) Ueberhaupt auf! (Sie steckt den Bleistift in den Mund und macht ihn naß) Paragraph 2. —

Gustav: (nervös) So nimm doch wenigstens den Bleistift nicht immer in den Mund! Ich habe es Dir schon so oft gesagt. Es sind Fälle von Vergiftung —

Anna: (abbsichtlich an den Blei ist lutschend) Parapraph 2. Das Mißtrauen sowie ganz besonders das dumme Gerede von der häuslichen Frau wird abgeschafft — wird abgeschafft. (Gustav beginnt ärgerlich und nervös durchs Zimmer zu laufen.) Paragraph 3. — Wart nur, es wird mir schon noch was einfallen — noch eine ganze Menge.

Rieke: (durch die Thür links eintretend, meldend) Der Herr Bildhauer ist im Salon.

Gustav: Wir lassen bitten. (Rieke links ab.)

Anna: (indem sie heftig aufspringt und den Bleistift wegwirft mißmutig) Ah!

Gustav: Was hast Du denn?

Anna: Er ist mir jetzt unangenehm. (Mit einem zärtlichen Blick) Wir waren so schön allein. Und er wird wieder ganz dieselben Witze machen —

Gustav: Aber das ist doch —

Anna: Schick ihn fort! Ich mag jetzt nicht ins Theater.

Gustav: Aber das geht doch nicht! Er hat sich gerade in dieser Affaire so schön und freundschaftlich benommen. —

Anna: (geringschätzig) Geschmacksache! Ueber Delicatesse läßt sich nicht streiten. Fühlst Du denn nicht, wie peinlich es ist, daß sich ein Fremder zwischen uns drängt?

Gustav: (nachdenklich schwankend) Das ist ja eigentlich wahr, aber —

Anna: Schick ihn fort! Ich mag nicht ins Theater! Er soll sich nur allein mopsen, (Sehr zärtlich, indem sie den Kopf an seine Brust legt) Bitte, bitte, bleiben wir daheim.

Gustav: (indem er sie gerührt umarmt) Du kleine Närrin!

Hans: (durch die Thüre links, wie er die zärliche Gruppe erblickt, einen Moment verblüfft aber rasch gefaßt, grüßend) gnädige Frau!

Anna: (macht sich von Gustav los und geht nach dem Spiegel ihr Haar zu ordnen)

Hans (indem er Gustav die Hand reicht) Servus — wie geht's? — (indem er nach dem Spiegel zu Anna kommt) Gnädige Frau!

Anna: (indem sie sich umwendet und Hans die Hand reicht, die er küßt, sehr ceremoniell) Nehmen Sie meinen aufrichtigsten Dank, lieber Freund, für das Entgegenkommen und Verständnis, mit dem Sie meine geheimsten Absichten so wirksam gefördert haben.

Hans: (verneigt sich zum Zeichen, daß er die Situation versteht und sagt carikirend) Nehmen Sie meine Versicherung liebe Freundin, daß ich es niemals deutlicher empfunden habe, was ich für ein Esel bin!

Anna: (ceremoniös protestirend) Ah mein Herr —

Hans (indem er sich nochmals verbeugt) Gnädige Frau! — (indem er sich zu Gustav wendet, in seinem gewöhnlichen burschikosem Tone) Na und Du — Du hast ein geradezu unverschämtes Glück. Ich begreife garnicht, was mir da eigentlich eingefallen ist. Es liegt so gar nicht in meinem Charakter —

Gustav: (unangenehm berührt, philisterhaft) Ich bitte Dich — der Ton ist wohl nicht recht am Platze — Ueberhaupt aufrichtig gestanden. —

Hans: (verblüfft) Nun bin ich aber doch begierig

Gustav: Du hast es ja sicherlich sehr gut gemeint — aber nimm es mir nicht übel: es ist ein Bischen undelikat gewesen.

Hans: (ärgerlich) Nun sei so gut — nun wird es mir aber doch zu bunt.

Gustav: wir tragen es Dir ja gewiß nicht weiter nach —

Hans Nicht? Das ist rührend. —

Gustav: Blos weil gerade davon die Rede ist — (mit komischen Behagen mitleidig von oben herab) daß Du Dir im Ernste einbilden konntest, während sie doch blos mich eifersüchtig machen wollte, — wir Männer sind doch manchmal gar zu thöricht.

Anna: (die die beiden stille beobachtet hat, in ein schallendes Gelächter ausbrechend) Nein, nein — wenn ihr euch Beide im Spiegel sehen könntet — ihr seid zu komisch, alle zwei! —

Hans: (indem er sich an Anna wendet, lustig) Gnädige Frau verzeihen Sie mir wenigstens. Ich werde es nicht wieder thun. Sie können es versuchen.

Anna: Nein, ich danke, ich habe von der ersten Probe gerade genug.

Gustav: Wir können heute leider nicht ins Theater — meine Frau ist nicht ganz wohl — (Er macht eine ungeschickte Geberde.)

Hans: (ironisch) Sie sehen auch etwas angegriffen aus —

Anna: Ach es ist gar nicht bedeutend — Ich brauche blos Ruhe —

Hans: (indem er seinen Hut nimmt) Ich verstehe vollkommen.

Anna: (die sich über Hans amüsiert, indem sie nach der Uhr sieht) Die Vorstellung beginnt um 7 Uhr — nicht?

Rieke: (durch die Thüre links, mit einem Leuchter und Hans' Ueberzieher.)

Hans: Und da ist ja auch schon Rieke — Leuchten Sie dem Herrn! Das klappt alles —!

Gustav (ungeschickt indem er ihm seine Cigarrentasche hinhält) Aber nimm doch wenigstens eine Cigarre mit auf den Weg —

Hans: (indem er eine Cigarre nimmt und sie abschneidet) Danke. Ein Bischen menschliches Gefühl hast Du denn doch noch (Er geht nach der Thüre links um an dem Leuchter Riekens die Cigarre anzuzünden.)

Gustav: (indem er nach vorne rechts an den Spiegel zu Anna kommt, leise) Habe ich es recht gemacht? (Anna lacht, nimmt ihn bei den Ohren und küßt ihn. Sie sprechen leise zusammen.)

Hans: (indem er sich die Cigarre anzündet und Rieke ihm in den Ueberzieher hilft, leise zu Rieke) Du! ich habe schon einen für Dich

Rieke: Der mich aushält?

Hans: Ja! Die Dummen werden nicht alle.

Rieke: Was ist es denn für ein Kerl?

Hans: (indem er auf sich deutet) Ich bin der Kerl.

Rieke: (freudig überrascht) Ah, das ist aber nett!

Hans: Ich gebe die anständigen Frauen auf — Nie wieder.

Anna: (leise zu Gustav) Und schau nur was er für abstehende Ohren hat! Und da hast Du gemeint — Du — Du — (sie pufft ihn übermüthig.)

Hans: (Der seinen Ueberzieher zugeknöpft und die Handschuhe angezogen hat, indem er noch einmal nach der Mitte kommt mit einem Blick auf die zärtliche Gruppe am Spiegel) Es ist rührend! — Gnädige Frau —

Anna: (indem sie ihm die Hand zum Abschied reicht, die er küßt) Adieu lieber Freund. —

Gustav: Adieu!

Anna: Und recht viel Vergnügen!

Hans: Gleichfalls meine Herrschaften!

(Indem sich Hans zum gehen wendet fällt der Vorhang.)





